Janne Günter

LEBEN IN EISENHEIM



Arbeit, Kommunikation und Sozialisation in einer Arbeitersiedlung

Vom Abriß bedrohte Arbeitersiedlungen machen seit Jahren Schlagzeilen. Eine der bekanntesten ist Eisenheim in Oberhausen. Diese Wohnform kommt den Arbeitserfahrungen und Kommunikationsbedürfnissen der Arbeiter besonders entgegen. An Eisenheim kann gelernt werden, was proletarischer Lebenszusammenhang ist. Ein dichtes Beziehungsnetz ist Ausgangspunkt für Selbsthilfeformen, die eine weitgehende Eigenorganisation des Alltags zulassen. – Die Autorin lebt seit Jahren in Eisenheim. Ihre sozialökologische Studie basiert deshalb auf der Teilnahme am Leben dieser Siedlung.

Beltz

Janne Günter, Jahrgang 1937, Dipl.-Päd.; freiberuflich tätig, lebt seit 1974 in der Arbeitersiedlung Eisenheim

Schreibsatz: Breynk, Bullay/Mosel
Hersteller: Adolf Heinzlmeier, Buchteam Frankfurt
Druck und buchbinderische Verarbeitung:
Beltz, Offsetdruck. 6944 Hemsbach über Weinheim
Printed in Germany

ISBN 3 407 57021 X

Dank den Eisenheimern, Manfred Markefka und Michael Kunczik und vor allem Gitta, Tine und Roland.

Inhaltsverzeichnis

VORBEMERKUNGEN 13

KAPITEL 1: KRITIK UND PROBLEMSTELLUNG 16

1 Zur Geschichte und Situation der Arbeitersiedlung Eisenheim 16

1.1 Entstehung 16

1.2 Eigentumswechsel 17

1.3 Motive für den Abriß 17

1.4 Gegenwehr und Sanierung 18

2 Einige Aspekte zur Stadt- und Nachbarschaftsrezeption 19

2.1 Gartenstadtkonzept und Nachbarschaftseinheit 19

2.2 Der Nachbarschaftsgedanke und seine Rezeption in Deutschland 2o

3 Das Leitbild vom anonymen Wohnen und seine Funktion für die Stadtplanung .. 23

3.1 Hans Paul BAHRDT: Privatheit - Öffentlichkeits-These 23

3.2 Ulfert HERLYN: Das Hochhaus als urbane Wohnform 28

3.3 Dieter von MERVELDT: Großstädtische Kommunikationsmuster 31

4 Anforderungen an eine empirische Untersuchung des sozial-räumlichen Zusammenhangs Eisenheim 32

4.1 Methodischer Ansatz 32

4.2 Fragen und Hypothesen 34

KAPITEL 2: BASISINFORMATIONEN 36

1 Räumliche Strukturdaten 36

1.1 Lage in der Gesamtstadt 36

1.2 Verkehr 36

1.3 Anlage der Siedlung 38

1.4 Wegenetz 39

1.5 Gärten 39

1.6 Häuser 39

2 Sozialdaten 42

2.1 Soziale Schicht und Berufsstruktur ... 42

2.2 Arbeitsplätze und Einkommens-
verhältnisse 42

2.3 Haushalts- und Familienstruktur 44

2.4 Altersstruktur 47

3 Wohnumgebung 47

3.1 Nähe zu den Arbeitsplätzen 47

3.2 Ausbildungsstätten 48

3.3 Kirchliche Einrichtungen 48

3.4 Versorgung und Dienstleistungen 49

3.5 Freizeiteinrichtungen 5o

KAPITEL 3: DER ARBEITSPLATZ 52

1 Arbeitsplatzbedingungen 52

2 Arbeitsrhythmus 53

3 Qualität der Arbeit 54

4 Zwischenmenschliche Kontaktmöglich-
keiten 55

5 Zusammenhänge zwischen Arbeitsplatz-
bedingungen und Wohnformen 57

KAPITEL 4: DER FAKTOR RAUM:
KOMMUNIKATION IM FREIEN 59

1 Hypothesenbildung: Kommunikation
braucht "Anlässe" 59

2 Tätigkeiten im Raum als Katalysatoren 64

3 Das Tätigkeitenspektrum und seine räumlichen Voraussetzungen 65

4 Kommunikation als Auslöser weiterer Kommunikation 73

5 Verhältnis von Kommunikation und Einzeltätigkeiten 74

6 Häufigkeiten unterschiedlicher Kommunikationsformen 76

7 Beziehungen zwischen den spezifischen räumlichen Situationen der Siedlung und deren Benutzung 79

7.1 Zwischenbereiche 86

7.2 Wohnweg 88

7.3 Straße 91

8 Möglichkeiten und Funktionen des Freiraums der Siedlung 94

9 Bestimmungsmerkmale für einen pro-kommunikativen Raum 95

1o Kommunikationsmuster 99

KAPITEL 5: DER FAKTOR ZEIT: GESCHICHTLICHKEIT .. 1o3

1 Erinnerung und Bindung 1o3

2 Bräuche 1o7

KAPITEL 6: LEBENSFORMEN 112

1 Selbsthilfe, Selbstversorgung und Selbstorganisation als alltagspraktische Prinzipien 112

2 Formen von Selbsthilfe und Selbstversorgung 116

2.1 Reparieren, Produzieren 116

2.2 Hilfeleistungen 122

2.3 Leihgewohnheiten 125

2.4 Gespräche 126

2.5 Besuche 132

2.6 Feiern und geselliges Beisammensein.. 135
2.7 Gartennutzung und Tierhaltung 137
3 Selbstorganisationsformen 14o
3.1 Quartierrat 14o
3.2 Umbau der Waschhäuser zu Gemeinschaftshäusern 142
3.3 Feste 143
4 Zur Struktur und Funktion des nachbarschaftlichen Kommunikationsnetzes. 145
4.1 Der lokale Faktur und Selektionsvariablen 145
4.2 Spontane, gezielte und kollektive Kommunikation 147
4.3 Soziale Kontrolle 15o
KAPITEL 7: AUSSENORIENTIERUNG 156
1 Eisenheim - eine "soziale Insel"? ... 156
2 Vereine 158
3 Parteipolitische und gewerkschaftliche Organisationen 159
KAPITEL 8: DIE SOZIALISATION DER KINDER 162
1 Einige Bemerkungen zur schichtspezifischen Sozialisationsforschung ... 162
2 Sozialisation in der Familie 164
3 Sozialisationsrelevante Faktoren im Wohnbereich 169
3.1 Der Freiraum 169
Selbständigkeitsentwicklung 17o
Erfahrungsausweitung 175
Orientierungsfähigkeit und Identifikationsmöglichkeiten 177
3.2 Die peer-group 178
Zur Struktur der peer-groups 18o
Gruppenverhalten und Territorium 181

Herausforderung 182

3.3 Die Nachbarn 183

Kommunikation mit den Nachbarn 183

Konfliktbewältigung 185

Lernen durch Nachbarn 186

Ausgleich von Sozialisations-
defiziten 188

3.4 Das Spielspektrum 19o

Spielen als selbstorganisiertes
Lernen 193

Motorische Spiele 195

Konstruktionsspiele 195

Rollenspiele 197

4 Die Bedeutung verschiedener Primär-
gruppen für die Sozialisation der
Kinder 198

4.1 Sozialisation in Richtung Öffent-
lichkeit 198

4.2 Emotionale und soziale Kompetenzen .. 2o3

KAPITEL 9: PRODUKTION VON LEBENSZUSAMMENHANG ... 2o6

ANHANG: AUSWAHL UND VERFAHREN DER
ANGEWANDTEN METHODEN 215

1 Teilnehmende Beobachtung 215

2 Raumbezogene Tätigkeitenkartierung .. 216

2.1 Zum Verfahren 217

2.2 Beobachtungsfeld 219

2.3 Beobachtungseinheit 22o

2.4 Beobachtungsplan 22o

2.5 Kategorienschema 222

2.6 Aufarbeitung der Daten 222

LITERATURVERZEICHNIS 224

"Die unter Verwendung ihrer Organisationsformen entstandene proletarische Öffentlichkeit bindet nicht nur wirkliche proletarische Interessen und Erfahrungen, sondern konzentriert sie auch zu einer *spezifischen Stufe von proletarischer Öffentlichkeit, die sich auch äußerlich von bürgerlicher Öffentlichkeit* absetzt - Arbeiterverein, *Arbeitersiedlung*, Gewerkschaft."
(NEGT/KLUGE)

Vorbemerkungen

"... den Industriearbeitern in ihren Wohnküchen, Mietskasernen und Arbeitersiedlungen ... *haben die neuen Bauformen nichts von dem genommen, was sie einmal hatten* - wenn sie auch nicht das gaben, was sie hätten geben können. Sämtliche Versorgungseinrichtungen in den Wohnungen, Frischwasser und Energie, Warmwasser und Wärme, Abwasser und Telefon, bieten Leistungen zu vergleichsweise geringen Kosten, die erst notwendige Voraussetzungen für eine *persönliche Individualisierung* und die Inanspruchnahme garantierter Freiheiten darstellen." (ZAPF, 1969, S.16 - Hervorhebung d.V.).

Diese Aussage scheint mir exemplarisch für folgende Tendenzen innerhalb der Stadtplanung seit den sechziger Jahren zu sein:

- Bei der Beurteilung von Wohnqualität wird in erster Linie von technischen Faktoren ausgegangen.
- Lebensformen und Bedürfnisse von Arbeitern liegen weitgehend außerhalb des Blickwinkels.
- Normen, die bei der Beurteilung von Wohnbedürfnissen zugrunde gelegt werden, sind weitgehend und in erster Linie Mittelschichtnormen.

Konfrontiert man die Aussage von *Katrin Zapf* mit der eines Bergmannes, der die Erfahrungen seiner ehemaligen Nachbarn schildert, die nach dem Abbruch ihrer

Siedlung gezwungen waren, in ein Hochhaus zu ziehen, werden die Widersprüche faßbar.

"Nun, nach einer gewissen Zeit stellten sie hier die Hochhäuser hin, diese Kästen, diese Wohnmaschinen, wie wir sie überhaupt noch nie gekannt haben, in ganz Duisburg nicht. Und wir als Bergleute sind dies ja gar nicht gewohnt. Und dann mußte ich von meinen Kumpels hören, die schon rübergezogen waren in diese Hochhäuser, wie traurig - was für ein Trauerspiel diese Vereinsamung ist. Anfangs, fairerweise muß ich es ja sagen, war's astrein für die Leute: neues Bad, großes Wohnzimmer, prima, prima. - Dann auf einmal kam der Schlag. Drei, vier Monate gewohnt ... Was ist denn hier los? Keiner kennt dich mehr, keine Nachbarn, überhaupt nichts mehr. Die Kinder, wohin damit?" (BÜRGERINITIATIVEN-SENDUNG, 1975).

Seit einigen Jahren hat das Problem der Erhaltung der Arbeitersiedlungen des Ruhrgebiets - es sind insgesamt rund 1000 - durch Bürgerinitiativen und Presseberichte breite Publizität gewonnen. Ein Teil von ihnen ist bereits abgerissen und einer Hochhausbebauung gewichen. Weitere sind vom Abriß bedroht.

Da die Bevölkerungszahl des Ruhrgebiets abnimmt, besteht für eine Verdichtung in größerem Umfang keine Notwendigkeit. Der Abriß der Siedlungen soll lediglich künstliche Wohnungsnot erzeugen. Unter dem von Bauexperten (ALTHOFF/FRITSCHI, 1975) widerlegten Vorwand, die Wohnungen befänden sich in schlechtem Bauzustand, wurden und werden Quartiere mit billigen Mieten abgerissen und die Betroffenen in Hochhäuser mit teuren Mieten umgesiedelt. (Die Miete für 80 qm Wohnfläche in den Kun-Hochhäusern in Kamp-Lintfort (Sozialer Wohnungsbau) beträgt im Jahr 1975 430,- DM. Die Bewohner der Arbeitersiedlung Eisenheim zahlen für eine 60 qm große Wohnung rund 70.- DM, die Bewohner von Kamp-Lintforter Arbeitersiedlungen rund 150,- DM.)

Hochhäuser entsprechen - wie *Herlyn* nachwies - in besonderer Weise dem Leitbild vom "anonymen Wohnen" (HERLYN, 1970). Aber entsprechen sie auch den Wohnbedürfnissen von Arbeitern?

Hochhäuser werden von großen Wohnbaugesellschaften vorwiegend im Rahmen des sozialen Wohnungsbaus errichtet. (Die Hochhäuser, welche Komfortwohnungen für Mittelschichtangehörige bieten, stellen nur einen vergleichsweise geringen Anteil an der Hochhausproduktion dar.) Dies zeigt, daß sie für soziale Gruppen gebaut werden, die nur über geringe Einkommen verfügen. So sind es vorwiegend Angehörige der sogenannten Unter-

schicht, welche - aufgrund ihrer Einkommensverhältnisse und aufgrund der Kanalisierung der Wohnungsbausubventionen - meist keine Alternative haben, als in Hochhäuser zu ziehen.
Hochhausbewohner sind meist nicht freiwillig zu solchen geworden. *Herlyn* kam zu dem Ergebnis, "daß nur 15% der befragten Bewohner sich durch private Initiative eine Hochhauswohnung besorgt hatten, während der größte Teil die Wohnung vom Arbeitgeber oder vom Wohnungsamt der Stadt (jeweils 34%) zugewiesen bekam." (HERLYN, 1970, S.116).

Geht man nun andererseits davon aus, daß das Kommunikationsbedürfnis (1) gerade in der Unterschicht sehr ausgeprägt ist (Vgl. GANS, 1967 und JACOBS, 1971), so stellt sich die Frage, ob nicht die "Stadtsanierung mit der Zerschlagung klassenspezifischer Wohngebiete und mit dem Versuch, aus verschiedenen Klassen, Schichten und Gruppen "gemischte" Wohnviertel an deren Stelle zu setzen, die gesamten primären Kommunikationsstrukturen zerbricht und zur Vereinzelung der Menschen beiträgt." (NEGT, 1971, S.68).

Eisenheim ist eine Arbeitersiedlung im Ortsteil Osterfeld der Großstadt Oberhausen. Nach *Merveldt* müßte sich das Leben hier nach "großstädtischem Kommunikationsmuster" (MERVELDT, 1971, S.10) abspielen. Dieses Arbeiterviertel hat aber eine spezifische, von idealtypisch angenommenen Großstadtnormen abweichende Kommunikationsstruktur.

Zu fragen ist:
- Worin liegt das Besondere dieser Kommunikationsstruktur?
- Sind Zusammenhänge nachweisbar zwischen architektonisch-räumlichen Faktoren und den zu beobachtenden Lebensformen?
- Welchen Einfluß hat der Faktor Arbeit auf Kommunikationsstrukturen im Wohnbereich?
- Welche Bedingungen schafft diese spezifische sozialökologische "Umwelt" für die Sozialisation der Kinder?
- Wie ist "proletarischer Lebenszusammenhang" unter gegenwärtigen Bedingungen in einer Arbeitersiedlung erfahrbar?

1 Die Begriffe Kommunikation und Interaktion werden im folgenden synonym im Sinne von face-to-face-Kontakten gebraucht.

Kapitel 1
Kritik und Problemstellung

1 Zur Geschichte und Situation der Arbeitersiedlung Eisenheim

1.1 Entstehung

Mit dem schnellen Wachsen der Zechen in der Mitte des 19.Jahrhunderts waren diese auf die Anwerbung neuer Arbeitskräfte angewiesen: zunächst aus den umliegenden bäuerlichen Regionen Westfalens und des Rheinlandes (Nahwanderung), dann in zunehmendem Maße auf Zuwanderer aus ostdeutschen und polnischen Gebieten (Fernwanderung).
Da die Industrien "mit amerikanischer Schnelligkeit" (LEVINSCHÜCKING, 1856) im Heidegebiet und auf dem platten Land entstanden, war die Unterbringung dieser angeworbenen Arbeitskräfte nicht anders lösbar als durch den Bau von Arbeitersiedlungen.
Mit agrarischen Elementen ausgestattet, bedeuteten sie ein Zugeständnis an die anzuwerbenden Bergarbeiter im Hinblick auf die Lebensweisen ihrer ländlichen Heimat.
Gegenüber den üblichen Arbeiterwohnungen hatten diese Siedlungen in mehrerer Hinsicht Vorteile. Mit vier Räumen waren sie größer als die derzeit üblichen Ein- und Zweizimmerwohnungen der Arbeiter. Anstelle einer Geschoßwohnung in einem städtischen Mietshaus mit einem, bestenfalls zwei Zimmern bekam jede Familie eine Wohnung zu ebener Erde mit Garten, Wiese und einem Stall. Diese Werkssiedlungen unterschieden sich prinzipiell von den massigen Mietskasernen, wie sie etwa für Berlin-Kreuzberg, Hamburg-Altona oder Hannover-Linden typisch sind. Alles, was an diesen Arbeiterunterkünften kritisiert wurde - zu wenig Licht, Luft und Sonne - traf auf die Arbeitersiedlungen des Ruhrgebiets nicht zu. (Vgl. HUNDT, 1902. PIPER, 1903. PROJEKTGRUPPE EISENHEIM, 1977[4]. WEISSER, 1975. GÜNTER, 1976).

Die Gutehoffnungshütte baute 1844 die erste Arbeitersiedlung im Ruhrgebiet: die "Kolonie Eisenheim". Sie entstand auf einem Acker des Bauern Wesselkamp, nach dem heute noch die Wesselkampstraße ihren Namen hat, außerhalb des Dorfes Osterfeld. Errichtet wurden die Häuser für qualifizierte Hüttenarbeiter. Insgesamt sind sechs Bauabschnitte nachzuweisen, in denen bis 1901 46 Häuser mit je vier Wohnungen entstanden. Vier Beamtenhäuser in der Wesselkampstraße sind Doppelhäuser mit nur zwei Wohnungen. 1964 wurden sieben Meisterhäuser an der Sterkrader Straße abgerissen. Von der historischen Siedlung stehen heute noch 39 Häuser.

1.2 Eigentumswechsel

Für viele Eisenheimer sind die Eigentumsverhältnisse aufgrund wiederholten Wechsels ziemlich undurchsichtig. Die Siedlung ging 1953 - bei der Entflechtung des GHH-Konzerns - in den Besitz der Hüttenwerke Oberhausen bzw. der ihr angehörenden Bergbau AG Oberhausen über. Als während der Kohlenkrise die Zechen mit öffentlichen Mitteln subventioniert und in die Ruhrkohle AG eingebracht wurden, blieb der Wohnungsbestand im Besitz der Konzerne in Erwartung einer profitablen Nutzung im Rahmen der seit 1960 laufenden Bodenspekulation. Durch die Fusion der Hüttenwerke Oberhausen und der August Thyssen Hütte AG wurde die August Thyssen-Hütte AG Eigentümerin der Siedlung. Die Bewirtschaftung der Häuser liegt jedoch bei der Ruhrkohle AG.

1.3 Motive für den Abriß

Gegen Ende der fünfziger Jahre nahm das Investitionsinteresse im Bergbau immer mehr ab. Das hatte Auswirkungen auf das Nutzungsinteresse in bezug auf die Siedlungen. Während sie vorher als notwendige Infrastruktur für den Bergbau fungierten, wurden sie in einer Zeit, in der immer mehr Bergleute entlassen wurden, weil die Kohle als Primärenergie weitgehend vom Erdöl verdrängt wurde, uninteressanter. Hinzu kam ein weiteres Moment: Seit den zwanziger Jahren besaßen die Konzerne eigene Wohnungsbaugesellschaften. Der Überproduktionskrise, in die sie Ende der fünfziger Jahre gerieten, begegneten sie dadurch, daß sie vorhandene Altbauwohnungen abrissen und durch eine auf diese Weise geschaffene künstliche Wohnungsnot die Nachfrage nach Neubauten erhöhten.

Weitere Motive für die Zerstörung von Arbeitersiedlungen führt WOLF (1976, S.3) an:

"Für die Wohnungsbaugesellschaften ist einerseits die Gewinnerwartung bei Fortdauer der bestehenden Mietverhältnisse gering, weil hohe Nachholinvestitionen für versäumte Instandsetzung und notwendige Modernisierung kaum durch entsprechende Mieterhöhungen auszugleichen sind. Andererseits sind die Bodenwerte der Arbeitersiedlungen bedingt durch ihre günstige Stadtlage, die Möglichkeit der Nutzungsintensivierung durch Verdichtung oder der Nutzungsänderung durch die zunehmende Nachfrage nach Einfamiliengrundstücken im Stadtbereich weit über den Wert gestiegen, der sich aus dem Fortbestand der Arbeitersiedlungen ergeben würde. Diese Wertdifferenz soll nun durch Austausch der Sozialstruktur unter Beibehaltung und Verdichtung der Wohnnutzung, durch Verkauf der Grundstücke (Privatisierung) oder durch Abbruch und nachfolgende Nutzungsänderung (Gewerbeflächen) realisiert werden."

1958 wurde die Siedlung Eisenheim auf die Abrißliste gesetzt. Als Vorwand benutzte man bauliche Defizite, die durch mangelnde Instandsetzung entstanden waren. Als die Stadt Oberhausen 1964 bereit war, die in zwei Straßen fehlende Kanalisation und damit den Einbau von Bädern im Haus zu ermöglichen, wurde dieses finanziell bereits abgesicherte Vorhaben von der Eigentümerin abgelehnt. 1968 legte die Dümptener Wohnungsbau AG, eine Tochtergesellschaft der August Thyssen-Hütte AG, einen Bebauungsplanentwurf vor, nach dem die zweigeschossigen Häuser durch Hochhäuser ersetzt werden sollten.

1.4 Gegenwehr und Sanierung

Die Eisenheimer wehrten sich durch Leserbriefe und Unterschriftenaktionen zunächst unorganisiert. 1972 entstand die erste Arbeiterinitiative im Ruhrgebiet. Es folgten bis heute weitere 45 Initiativen, die in einer Arbeitsgemeinschaft zusammenarbeiten. (Näheres dazu: PROJEKTGRUPPE EISENHEIM, 1977 und BOSTRÖM/GÜNTER, 1976).

Die Stadt Oberhausen beantragte 1974 für die Siedlung eine Sanierung nach dem Städtebauförderungsgesetz. Mit Einstimmigkeit aller drei Fraktionen (SPD, CDU,FDP) - aufgrund der positiven Ergebnisse der vorbereitenden Untersuchungen der *Ageplan* und aufgrund der Politik der Arbeiterinitiative - beschloß das Stadtparlament 1975 die Erhaltung und Verbesserung der Siedlung. Durchgeführt werden soll die Sanierung

nach einem Modell, das zwischen Stadt, Initiative und der Eigentümerin Thyssen ausgehandelt worden ist. Ende 1977 wurde mit der Kanalisierung und Modernisierung der Wohnungen begonnen. Bis Ende 1980 sollen die Arbeiten abgeschlossen sein.

Wesentlich für den Erfolg der Initiative war ihre umfangreiche Öffentlichkeitsarbeit. In Presse, Funk und Fernsehen wurde ein breites Publikum mit den Problemen in Eisenheim und anderen Werkssiedlungen konfrontiert.

Dabei wurde als Hauptargument der Bewohner immer wieder auf die guten nachbarschaftlichen Beziehungen, auf "Kameradschaft" und "Solidarität" in diesen Wohnbereichen hingewiesen. Besucher der Siedlungen sind zumeist erstaunt über das fast "mediterrane" Leben, das sich bei freundlichem Wetter im Freiraum abspielt. Dieses Leben paßt nicht in das Bild vom "anonymen Wohnen", das *Bahrdt* (1968) zufolge als typisch urban gilt.

Nach *Herlyn* gehört es zu den "Standardergebnissen familien- wie stadtsoziologischer Untersuchungen", daß die Funktion der Nachbarschaft sich im wesentlichen "zu einem folgenlosen Austausch von Belanglosigkeiten in distanzierter Form zurückgebildet" habe (HERLYN, 1974, S.31).

Bevor darauf näher eingegangen wird, sollen kurz einige Aspekte von Nachbarschaft in der Stadtplanung und deren Rezeption in der soziologischen Literatur erwähnt werden.

2 Einige Aspekte zur Stadt- und Nachbarschaftsrezeption

2.1 Gartenstadtkonzept und Nachbarschaftseinheit

Das rasche Anwachsen der Städte in der frühkapitalistischen Industrialisierungsphase hatte insbesondere in den Metropolen New York, Chikago und London Mißstände zur Folge, die sich vor allem in den proletarischen Elendsvierteln mit ihrer hohen Seuchengefahr und Sterblichkeitsquote auswirkten.
Sowohl die Gartenstadtbewegung in England als auch die Nachbarschaftsplanung in den USA müssen als Antwort auf diese miserablen städtischen Zustände gesehen werden.

Ebenezer *Howards* Gartenstadtkonzept (HOWARD, 1968, zuerst 1898) bietet konkrete Alternativvorstellungen zu den Elendsquartieren der Arbeiter in den Industrie-

zentren Englands zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Charakteristisch für dieses Modell sind die geringe Verdichtung, das Einbetten der Häuser in Gärten und Grün und das Einfamilienhaus. Mit diesen Elementen wird eine lokale englische Tradition weitergeführt.

Diese Wohnform war seit etwa 1850 für das Bürgertum immer vorherrschend - auch in den Städten. Es muß zu denken geben, daß *Howards* Modell, das in erster Linie für Industriearbeiter konzipiert war, als großstadtfeindlich und naturverbunden (HERLYN, 1970, S.93) abqualifiziert wurde. Fast völlig übersah man außerdem - darauf weist vor allem *Peter Hamm* hin -, daß sein Ansatz sich nicht in dem Entwurf räumlicher Anlagen erschöpft, sondern daß er vor allem wirtschaftliche Mißstände aufgreift, die er mit konkreten Vorschlägen zu einer neuen kommunalen Wirtschaftsstruktur beantwortet (HAMM, 1973, S.25). Besonders in Deutschland ist dieser ökonomische Ansatz kaum zur Kenntnis genommen worden.

"Die Gartenstadt wird mit Romantik verkleistert, Community Centres zu Garanten einer konfliktfreien Gesellschaft verklärt, und endlich wird dieser Vorschlag Howard unterschoben und so von Planern und Soziologen kritisiert." (HAMM, 1973, S.26).

Einen zweiten Planungsansatz, der als Reaktion auf negative Symptome industrieller Großstädte aufzufassen ist, stellt die Entwicklung der sogenannten Nachbarschaftseinheit dar.

In den zwanziger Jahren stießen amerikanische Soziologen der Chikagoer Schule (PARK/BURGESS/MCKENZIE, 1925) auf die "natural areas". Diese Quartiere innerhalb von Großstädten waren durch besonders intensive nachbarschaftliche Beziehungen charakterisiert. *Perry* (1966) entwickelte daraus zu Beginn der zwanziger Jahre die Nachbarschaftseinheit (2), für die er als Größe den Einzugsbereich einer Volksschule (etwa 5000 Personen) annahm.

2.2 Der Nachbarschaftsgedanke und seine Rezeption in Deutschland

Im Nachkriegsstädtebau spielte der aus den USA und England übernommene Nachbarschaftsgedanke in der BRD zunächst eine gewisse Rolle. Man sah darin Möglichkeiten, den in den Großstädten immer mehr zutage tretenden Isolierungserscheinungen entgegenzusteuern.

2 1923 wurde der Begriff zum erstenmal verwandt.

Theoretisch wurde diese Tendenz vor allem von *Elisabeth Pfeil* gestützt. Sie plädierte u.a. dafür, daß die Schule zum "Kern einer Nachbarschaftseinheit wird" und so in der Lage ist, Kindern "eine unmittelbare Erfahrung der Umwelt zu geben." (PFEIL, 1950, S.211).

Dann wurde jedoch in mehreren empirischen Untersuchungen nachgewiesen, daß die Hoffnungen, die die Planer in diese Form der Nachbarschaftsplanung gelegt hatten, sich offensichtlich nicht erfüllten. (Vgl. hierzu MOGEY, 1956 und SIMEY, 1955).

Es folgten Untersuchungen in Hamburg, Dortmund, Euskirchen und München, die Nachbarschaft nicht nur in geplanten Nachbarschaftseinheiten, sondern in der Großstadt allgemein als kaum noch existent nachwiesen. (Vgl. KLAGES, 1968. MAYNTZ, 1958. ZAPF/HEIL/RUDOLPH, 1969).

Klages nennt seine Untersuchungen, die in den fünfziger Jahren in Hamburg und Dortmund durchgeführt wurden, in der zweiten, 1968 erschienenen Auflage "destruktiv und entzaubernd, indem sie den Ideenhorizont des Städtebauers mit der empirischen Wirklichkeit des Menschen und seiner Bedürfnisse konfrontiert." (KLAGES, 1968, S.6).

Dieser Schluß wurde im Anschluß daran von zahlreichen Soziologen geteilt. Selbst *Elisabeth Pfeil*, die sich anfänglich für die Nachbarschaftsidee einsetzte, revidierte ihre Meinung nach den Untersuchungen von *Klages*. "Der Begriff der Nachbarschaft enthüllt eine Rückwärtswendung, eine restaurative Vorstellung." (PFEIL, 1963, S.42).

1969 schrieb *Katrin Zapf:*

> "Auch im Städtebau und in der Stadtplanung wird es nicht mehr lange dauern, bis die Fetische von Gemeinschaft und Nachbarschaft überall als wenig relevante Phänomene begriffen werden." (ZAPF, 1969, S.28/29).

Theoretisch gestützt wurden die negativen Ergebnisse der Nachbarschaftsuntersuchungen vor allem durch die Bahrdtsche Theorie von der "unvollständigen Integration" und der "Anonymität" des Städters. Beide werden als typisch urbane Qualitäten gesehen (BAHRDT, 1971).

Nach den wirklichen Ursachen, die zum Scheitern *dieser* Form von Nachbarschafts*planung* führten, wurde nicht gefragt. Es gibt zahlreiche Gründe, die fast zwangsläufig die irrealen Hoffnungen zunichte machen mußten:

(1) Die Zuordnung der Größenordnung von dreitausend bis fünftausend Menschen zu einer Grundschule er-

folgte aus rein betriebswirtschaftlichen Gründen. Für die Bildung menschlicher Beziehungen hat diese Zahl keinerlei Bedeutung.
Von Oppen (1958, S.91) stellt zur Größenordnung neuer Nachbarschaftsbildungen nach dem Vorbild alter Nachbarschaften fest:
"Die Größenordnung der sieben lebendigen Neugründungen lag durchweg zwischen 100 und 500 Personen. Weder die tatsächliche Teilnehmerzahl (einschl. Kinder) noch der angesprochene Personenkreis war größer. Es scheint darin ein deutlicher Hinweis auf die tatsächlich gegebene Größe einer Nachbarschaftsbildung im hier vorliegenden Sinne zu liegen."

(2) Der Anspruch der "vollständigen Integration", der vielfach an Nachbarschaftseinheiten gestellt wurde, ist eine Fiktion. Er trifft im übrigen auch, wie *Lange* nachweist, historisch für das alte Dorf nicht zu: "Auch das alte Dorf besaß eine recht erhebliche soziale Differenzierung, die alle Hinweise auf die Harmonie und enge emotionale Verbundenheit in ihm als Gerede entlarvt." (LANGE, 1970, S.91).

(3) Übersehen wurde ferner, daß ein wesentlicher Faktor für die intensiven zwischenmenschlichen Beziehungen in den 'natural areas' in der gemeinsamen Schichtzugehörigkeit zu sehen war. Offensichtlich bilden sich bestimmte Kommunikationsmuster vornehmlich in relativ homogenen Bevölkerungsschichten.

(4) Eine grundsätzliche Kritik formulierte *Lorenzer*: Die auf reinen architektonischen Funktionalismus reduzierten Bau- und Stadtformen, die für wichtige Grundbedürfnisse des Menschen, z.B. dem nach Kommunikation, keinen Raum mehr lassen, riefen diese ebenso eingeschränkte Form der Nachbarschaftsidee als Pendant hervor.

"Städtebau fiel damit auseinander in zwei miteinander verflochtene, aufeinander eng bezogene, aber auf verschiedenen Ebenen angesiedelte Vorgänge: In die technische Einrichtung eines Zweckbaus einerseits und in 'Sozialmontage' andererseits. Jene Kälte, jene reine Sachlichkeit und Unpersönlichkeit einer zweckverpflichteten Wohnmaschine 'Haus' und einer Versorgungsmaschine 'Stadt' sollte ergänzt werden durch ein ganz auf das Bedürfnis nach Kontakt und zwischenmenschliche Kommunikation abgestimmtes Zusammenfügen von Nachbarschaften." (LORENZER, 1968, S.59/60).

Es wird deutlich, daß das weitgehende Scheitern dieser Form der geplanten Nachbarschaftseinheiten bestimmte nachweisbare Ursachen hat. Methodisch unzulässig ist es aber, daraus auf das Fehlen oder Unwichtigwerden von nachbarschaftlichen Beziehungen in Städten überhaupt zu schließen. Gerade das aber ist geschehen. Nachbarschaftsbeziehungen wurden und werden weitgehend als soziales Fossil dargestellt, das mit Großstadtleben nicht oder nur schwer vereinbar ist (s. ZAPF-Zitat auf S.21).

3 Das Leitbild vom anonymen Wohnen und seine Funktion für die Stadtplanung

3.1 Hans Paul BAHRDT: Privatheit-Öffentlichkeits-These

Hans Paul Bahrdt gilt als derjenige, der theoretisch am entschiedensten "die unbewußte Verwurzelung dieser (ergänze: Nachbarschafts-) Vorstellungen in romantisch-kulturpessimistischen Rückwärtsidealen" aufgedeckt und entideologisiert hat. Er beließ es nicht dabei, sondern stellte ihnen - so formuliert Klages - "gleichzeitig das Gegenbild eines im wirklich modernen Sinne humanen Städtebaus entgegen". (KLAGES, 1968, S.6).

Bahrdt geht von der These aus, Urbanität realisiere sich in einem polaren Spannungszustand zwischen Öffentlichkeit und Privatheit. Dem entsprächen auch die Veränderungen der Städte.

"Allmählich paßt sich nun auch die äußere Gestalt der Städte den Bedürfnissen an, die sich aus der Formel 'Öffentlichkeit - Privatheit' ergeben." (BAHRDT, 1971, S.88).

"Unvollständige Integration" zwischen beiden sei ein typisch städtisches Moment. Sie garantiere die "Beliebigkeit der Kontaktaufnahme." (BAHRDT, 1971, S.63).

Wie charakterisiert nun *Bahrdt* urbane Öffentlichkeit, für die seiner Meinung nach der "Markt" gleichzeitig die früheste Form und den Prototyp darstellt?

"Was sich auf dem Markt im weitesten Sinn, also auch in einer Ladenstraße eines städtischen Vororts oder im Geschäftsviertel einer Großstadt, anschaulich beobachten läßt, ist charakteristisch für weite Bereiche des städtischen Lebens überhaupt; in großen Restaurants, auf der Tribüne von Sportplätzen, in politischen Versammlungen, in öffentlichen Verkehrsmitteln: überall sind es in der Regel nicht Exponenten von Gruppen, sondern Einzelpersonen, die Kontakte aufnehmen. Die Begegnungen werden nach

gewissen Regeln abgewickelt und fallen dann meist wieder auseinander. Obwohl sie reibungslos verlaufen, bedeuten sie keine Bindungen. Ein großer Teil der aufgenommenen Kontakte dient nur dem Zweck, jeden ungestört seiner Wege gehen zu lassen." (BAHRDT, 1971, S.76).

Nach *Bahrdt* sind es vorwiegend:

- "Einzelpersonen, die Kontakte aufnehmen".
- Die Kontakte werden "nach gewissen Regeln abgewickelt".
- Die "Begegnungen" "fallen dann meist wieder auseinander".
- Sie verlaufen "reibungslos".
- Sie bedeuten "keine Bindungen".
- Sie dienen "nur dem Zweck, jeden ungestört seiner Wege gehen zu lassen".

Hier werden Austauschbarkeit und Flüchtigkeit zum urbanen Prinzip erhoben.

Dieser eingeschränkten Form von Beziehungen in der Öffentlichkeit steht eine Überfrachtung der Privatheit gegenüber. Diese beschränkt sich bei *Bahrdt* vorwiegend auf die Familie.

"Bewußter Ausbau und Kultivierung der engsten sozialen und dinglichen Umwelt zu einem in sich geschlossenen System eigener Art: das sind die positiven Bestimmungen der Privatheit. Nutznießer dieser Chance war vor allem die Familie, ..." (BAHRDT, 1971, S.76).

Zur Absicherung der Privatsphäre fordert er Gärten und Wohnhöfe, die "von der Straße und von den Nachbarn nicht eingesehen werden können. ... Will man erreichen, daß einer größtmöglichen Zahl von Familien ein privater Garten oder Wohnhof am Haus zur Verfügung steht, *so muß man für die anderen Hochhäuser bauen*, in denen man übrigens mehr freie Luft genießt und privater lebt als in Mietshäusern herkömmlicher Bauart." (BAHRDT, 1971, S.141 - Hervorhebung d.V.) (3).

Hier wird deutlich, daß die Zurückgezogenheit von Privilegierten aus der gehobenen Mittelschicht (Kosten

3 Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß die Hochhauskritik in den Niederlanden schon sehr früh einsetzte. Besonders hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang die umfangreiche Forschung von DE JONGE, 1960.
(Soziologische Untersuchung einiger wichtiger Grundsätze und Elemente, ausführliche und sehr fundierte Kritik am Geschoßbau; widerlegt die These, daß die Kritik am Geschoßbau allein auf Konservativismus zurückgeht, ebenso die Behauptung, daß Hochhausbau wegen Bodenknappheit unumgänglich sei; physiologische und psychische Faktoren; umfangreiche Literaturübersicht über den niederländischen und angelsächsischen Sprachraum.)

für derartige Häuser ab 200 000 DM aufwärts) mit einer drastischen Reduktion von Wohnwerten der "anderen" bezahlt werden soll. Ein besonders sprechendes Beispiel dafür ist die Darmstädter Trabantenstadt Kranichstein. Es muß zu denken geben, daß ihre Planung von dem vormaligen Avantgardisten *Ernst May* stammt und daß der wichtigste Bauträger die gewerkschaftseigene *Neue Heimat* ist.

Enge Kontakte im unmittelbaren Wohnumfeld sind mit dem dichotomischen Prinzip, das von einer Polarität "Privatheit - Öffentlichkeit" ausgeht, nicht vereinbar.

"Man muß nämlich damit rechnen, daß die engen nachbarlichen Kontakte den einzelnen daran hindern, seine Privatsphäre abzusichern und auszubauen.... Und es zeugt nur vom richtigen Gefühl der Bewohner, wenn sie ihre sozialen Intentionen verlagern: stärker als bisher auf den privaten Bereich der Familie oder auf Vereine, Institutionen, schichtgebundene Bekanntenkreise, die quer zur lokalen Gliederung der Nachbarschaft liegen." (BAHRDT, 1971, S.148).

Bahrdt verfällt hier dem Irrtum einer linear-mechanistischen Rechnung, die etwa nach dem Muster abläuft: Was im nachbarlichen Bereich an Energie eingespart wird, kann für die Intensivierung städtischer Öffentlichkeit genutzt werden.

Bei *Bahrdt* werden offensichtlich grundlegende sozialpsychologische Tatbestände übersehen:

(1) Das Sozialverhalten, das sich in Nachbarschaftskontakten äußert, steht dem sonstigen Sozialverhalten nicht als etwas völlig Andersartiges gegenüber, blockiert es nicht, sondern fördert es sogar. Den empirischen Nachweis hierfür bringt *Herlyn*, ohne allerdings daraus entsprechende Schlüsse zu ziehen. Er kommt in seiner Hochhausstudie zu dem Ergebnis:

"Nachbarliche Besuchskontakte werden also um so eher aufgenommen und gepflegt, je kontaktfreudiger man auch in seinem übrigen Sozialverhalten ist." (HERLYN, 1970, S.158).

(2) Aus einer Fülle von "Angeboten", wie die Stadt sie stellt, folgt nicht automatisch wirkliche Kontaktaufnahme. Im Gegenteil: Aus der vielfach erzwungenen Dichte und Nähe des Zusammenwohnens in großen Ballungsräumen scheint ein erhöhtes Distanzbedürfnis zu resultieren. Es ist deshalb kaum haltbar, in der Anonymität "die Chance zu unbehinderten Interaktionen sowohl im privaten Bereich als auch in

den weiteren Kommunikationszonen des Stadtviertels bzw. der Gesamtstadt" zu sehen, wie *Herlyn* es im Anschluß an *Bahrdt* tut (HERLYN, 1970, S.145).

Aus neueren empirischen Untersuchungen geht hervor, daß die "Abschließung der Privatsphäre" durch Wohnformen, die diese absichern sollen, keine verstärkte Kommunikation in der Öffentlichkeit zur Folge hat.

Hier ist allerdings eine differenzierte kategoriale Aufschlüsselung dessen, was man unter "öffentlichem Verhalten" verstehen will, notwendig. Solange darunter alles, was sich außerhalb des Privatbereichs abspielt, verstanden wird - vom Benutzen der Straßenbahn über den Kinobesuch bis zu politischen Aktivitäten in Parteien -, ist der Begriff "öffentliches Verhalten" zu global und leerformelhaft, um zu relevanten Aussagen über städtisches Kommunikationsverhalten zu kommen.

Aus Untersuchungen in Neubaugebieten geht hervor, daß alle diese außerhalb der Privatsphäre liegenden Möglichkeiten wenig genutzt werden. So weisen *Zapf* u.a. nach, daß in den Neubaugebieten Fürstenried und Hasenbergl bei München der "Rückzug ins Private" vorherrschend ist. "In der (Neubau-) Siedlung sind die Wege, die aus dem Bannkreis von Wohnung und Familie herausführen, schmal und wenig benutzt, gleichgültig, ob sie zur Unterhaltung in der Öffentlichkeit, zu gemeinsamen Interessen, zu lokalem oder politischem Engagement führen." (ZAPF, 1974, S.66).

Bei einer Gegenüberstellung von Neubausiedlungen, die nach Verdichtungsprinzipien gebaut wurden, und Altstadtquartieren kommt *Heil* zu dem Schluß, daß dem Rückzug ins Private in Neubauvierteln eine größere Aufgeschlossenheit für öffentliche Themen in alten Quartieren gegenübersteht.

"Angelegenheiten des privaten Bereiches haben in den Neubausiedlungen nicht nur eine wesentlich größere Bedeutung als in den untersuchten Altstadtquartieren, sondern auch größere Bedeutung als in der Gesamtstadt; dafür spielen die Themen des öffentlichen Bereiches in den Neubausiedlungen eine weit geringere Rolle" (HEIL, 1969, S.146 f.).

Diese Ergebnisse legen den Schluß nahe, daß bestimmte bauliche Organisationsformen wie hohe Verdichtung, anonymes Grün u.a. eine Abgrenzung der privaten von der öffentlichen Sphäre fördern. Bereits quantitativ reduziert sich die Benutzung des Freiraumes auf ein Minimum im Vergleich mit anderen Wohnbereichen. (DARDEL/REHBOCK/SCHLEGTENDAL, 1975, S.74 f.).

Was auch immer man unter dem Begriff Urbanität verstehen mag, der Rückzug ins Private kann damit nicht

gemeint sein. Nicht nur die Werbung von Baugesellschaften, sondern auch Wissenschaftler wie *Bahrdt* haben den Verdichtungsbereichen neuer Stadtquartiere ein gesteigertes Maß an Öffentlichkeit zugesprochen. Empirisch läßt sich das Gegenteil nachweisen.

Ein weiterer Ansatzpunkt der Kritik an *Bahrdt* ist die Tatsache, daß seine Forschungen ein menschliches Verhalten unterstellen, das frei von schichtspezifischen Unterschieden ist.
Als *Bahrdt* seine Theorie formulierte, lagen bereits empirische Untersuchungen von *Elisabeth Pfeil* vor, aus denen hervorging, daß für Unterschichten nachbarschaftliche Beziehungen von existentieller Bedeutung sind.

"Wenn etwas, so beweist der große Wert, der auf 'Harmonie' gelegt wird (erstaunlich oft fiel das Wort in den Gesprächen!), wie wichtig auch für den Großstädter - jedenfalls für die 'kleinen Leute' in der Großstadt - das rechte menschliche Verhältnis zu den Nahewohnenden ist. Die Nachbarschaft gehört für viele von ihnen mit zu den Bedingungen ihrer Existenz ..." (PFEIL, 1959, S.179).

Aus *Pfeils* Befragungen geht ebenso hervor, daß eine Beziehung zwischen nachbarschaftlichem Verhalten und Haustyp vorhanden ist. Besonders was Hilfeleistungen im Krankheitsfall und Kinderbetreuung betrifft, "erweist sich das kleinere Miethaus als das nachbarlichere" (PFEIL, 1959, S.194).

Stattdessen verallgemeinert *Bahrdt*:

"Die rigorose Abkapslung der Privatsphäre, aus der die Berufsarbeit verbannt ist, die ideologisierte Gemütlichkeit, ... all das charakterisiert den häuslichen Lebensstil aller Einkommensschichten ..." (BAHRDT, 1971, S.107).

Zwar weist *Bahrdt* an anderer Stelle darauf hin, daß es falsch sei, die "Verhältnisse in diesen höheren sozialen Schichten zu verallgemeinern und für alle städtischen Sozialschichten als typisch anzunehmen" (BAHRDT, 1968, S.109). Er differenziert aber schichtspezifisch nicht, wenn er von erzwungenen nachbarlichen Kontakten (BAHRDT, 1971, S.103) spricht, ohne zu hinterfragen, ob sie für alle Schichten faktisch diese Rolle spielen und auch subjektiv als solche empfunden werden.

Bahrdts Thesen haben sich nicht nur nachhaltig auf die weitere theoretische und empirische stadtsoziologische Forschung ausgewirkt - beispielsweise auf Autoren wie *Herlyn, Zapf, Merveldt* -, sie sind auch für einige Zeit als Leitbild in den Städtebau eingegangen

und dürften die auf Anonymität und Verdichtung ausgerichtete Stadtplanung seit den sechziger Jahren nicht unwesentlich beeinflußt bzw. legitimiert haben.

3.2 Ulfert HERLYN: Das Hochhaus als urbane Wohnform

In einer empirischen Untersuchung, die sich mit dem Kommunikationsverhalten von Hochhausbewohnern befaßt, kommt *Herlyn* zu dem Ergebnis: Hochhausbewohner sind unnachbarschaftlicher als Bewohner anderer Haustypen. Sie grüßen sich weniger, sie wissen kaum etwas voneinander, sie leihen weniger gegenseitig aus, sie sind sich weniger behilflich und besuchen sich seltener.

Herlyn registriert diese Fakten und schließt an:

"Ein Mitleid mit denjenigen, die in einem Haus leben, in dem der größte Teil der Mitbewohner namenlos und anonym bleiben muß, ist jedoch kaum gerechtfertigt. Die Bewohner schätzen vielmehr die dadurch mögliche Abschirmung des familiären Bereiches hoch ein - vielleicht überschätzt man sie auch. Der Großstädter hat sich Kontaktformen angeeignet, die es ihm erlauben, zu den räumlich nahe am privaten Bereich stehenden Personen Abstand und Distanz zu wahren." (HERLYN, 1970, S.163).

Herlyn interpretiert die geringe Ausprägung nachbarschaftlichen Verhaltens im Hochhaus als gewünschtes und bewußtes Abstandhalten der Leute voneinander. Es ist jedoch zu problematisieren, ob diese Interpretation schlüssig ist.

Anonymes Verhalten begründet *Herlyn* "als notwendige und typische Begleiterscheinung einer sich durch überorganisierte und oft bürokratisierte Arbeitsverhältnisse und stark vermehrte Kommunikationsanforderungen auszeichnenden fortgeschrittenen Industriegesellschaft". (HERLYN, 1970, S.195).

Von den "stark vermehrten Kommunikationsanforderungen" dieser Gesellschaft sind aber keineswegs alle Schichten und sozialen Kategorien gleichermaßen betroffen. Sie stellen sich de facto kaum für Arbeiter während des Arbeitsprozesses, noch für Hausfrauen oder Mütter mit kleinen Kindern, weder für Jugendliche, Kinder noch alte Leute. Selbst für viele Angestellte trifft *Herlyns* Begründungsversuch nicht zu. So liegt die Vermutung nahe, ob es nicht im wesentlichen Rückzugsbedürfnisse einer nur eine Teilgruppe darstellenden Intellektuellenschicht sind, deren Bedürfnisse vorschnell verallgemeinert werden.

In welchem Maße der *Rückzug* in die Privatsphäre *Herlyns* Feststellungen beeinflußt, wird deutlich, wenn er davon spricht, daß im Hochhaus "Verhaltens-

erwartungen entfallen, die *private Handlungsabläufe bedrohen* können." Und "... daß die *Privatsphäre* im Hochhaus leichter zu *schützen* ist und hier eine größere Chance besteht, *soziale Überforderungen* im Wohnbereich *zu vermeiden.*" (HERLYN, 1970, S.169). "... können die in unmittelbarer Nähe sich notwendig fast alltäglich wiederholenden, zufälligen Begegnungen zu *lästigen Erscheinungen* werden, die durch vermehrte soziale Kontrolle den *privaten Handlungsspielraum der Familie einengen* können." (HERLYN, 1970, S.63 - Hervorhebungen d.V.).

Was bei *Festinger* neutral als "passive Kontakte" (FESTINGER u.a. 1963, S.34) bezeichnet wird - nämlich die sich zufällig bei der Benutzung vorgegebener Wege ergebenden Kontakte - sind bei *Herlyn* "Zwangskontakte". (HERLYN 1970, S.62).

Wenn also spontane Kontakte im Wohnbereich bei *Herlyn* auf derart viel Abwehr stoßen, stellt das Hochhaus, in dem - wie er nachweist - anonymes Verhalten am stärksten realisierbar ist, die Wohnform dar, die dem Rückzug am meisten entgegenkommt.

Nur am Rande räumt *Herlyn* ein, daß Hochhäuser für kleine Kinder und die dadurch ans Haus gebundenen Mütter und für alte Leute zu wenig Kontakte ermöglichen. Deren Kommunikationsbedürfnisse werden bagatellisiert. Wie man nicht ins Konzept passende Ergebnisse weginterpretieren kann, zeigt er, wenn er auf die Frage, ob das Hochhaus für Familien mit kleinen Kindern geeignet ist, zusammenfassend feststellt:

"..., daß sich zwar bei einem Teil der untersuchten Haushalte Schwierigkeiten ergeben, die jedoch letztlich kaum die soziale Eingliederung der Kinder ernstlich stören. Die Schwierigkeiten, z.B. allein das Haus zu verlassen, stellen sich fast nur bei den 3- und 4jährigen Kindern ein, und die festgestellten Beaufsichtigungsmängel können bei überlegter Anordnung der Spielplätze einerseits und durch eine vernünftige Belegung andererseits weitgehend behoben werden. Die Anforderungen an die Mütter im Hinblick auf ihre zeitliche Disposition werden zwar erhöht,..." (HERLYN, 1970, S.196).

Diese Vorschläge können nicht über das Ergebnis seiner Befragung hinwegtäuschen, daß in Hochhäusern eine Retardierung der Selbständigkeitsentwicklung der Kinder stattfindet. Denn Faktoren wie eine "überlegte Anordnung der Spielplätze" oder eine "vernünftige Belegung" sind Wunschvorstellungen, aber weitgehend keine Realität. Außerdem ist zu fragen, wieso eine Wohnform modern sein soll, welche "die Anforderungen an die Mütter im Hinblick auf ihre zeitliche Disposition (...) erhöht,..." (HERLYN, 1970, S.196).

Ein weiterer Widerspruch: *Herlyn* stellt fest, daß aus der Befragung hervorgeht, daß für einige "die Waschanlage als ein Ventil für aufgestaute, nicht befriedigte Kommunikationsbedürfnisse" (HERLYN, 1970, S.168) fungiere. Ohne auf diese doch offensichtlich vorhandenen Bedürfnisse näher einzugehen, wird auf der nächsten Seite der Schluß gezogen:

"Die durch die Bauform des Hochhauses bedingten Behinderungen der Kommunikation und die dadurch verhältnismäßig große Zahl der namenlosen Mitbewohner scheinen dem Bedürfnis nach sozialer Distanziertheit im halböffentlichen Nachbarschaftsbereich entgegenzukommen." (HERLYN, 1970, S.169).

Bedenken sind auch in methodischer Hinsicht zu äußern. *Herlyn* wählt als Methode das standardisierte Interview mit einigen offenen Fragen. Im Anhang wird vermerkt, daß es "in das Belieben der Interviewer gestellt" war, "entweder den Haushaltsvorstand oder die Ehefrau zu befragen." (HERLYN, 1970, S.206). Lediglich bei Haushalten mit mindestens einem Kind unter fünfzehn Jahren mußte die Frau gefragt werden. Über die Häufigkeiten, mit denen die Antworten von Ehemännern bzw. Ehefrauen gegeben wurden, werden keine Angaben gemacht.
Das wäre aber aus methodischen Gründen zu fordern. Denn da nachweislich Frauen - dies gilt vor allem für nicht berufstätige Frauen - einen großen Teil des Tages in der Wohnung verbringen, sind ihre Kommunikationsbedürfnisse in Bezug auf den Wohnbereich vermutlich anders als die ihrer Männer.

Der Schwerpunkt der Kritik an *Herlyn* liegt also weniger auf den von ihm vorgetragenen Fragestellungen selbst als vielmehr auf den unterlassenen Fragestellungen, die das Spektrum derart einschränken, daß wichtige spezifische, insbesondere schicht-, geschlechts- und altersspezifische Kommunikationsformen und -bedürfnisse nur in unzulänglichem Maße berücksichtigt werden. Und: Wie sind die offensichtlichen Widersprüche zwischen ermittelten Tatsachen und deren Beurteilung zu verstehen?

Anzumerken ist in diesem Zusammenhang, daß Auftraggeber dieser Hochhausstudie die *Neue Heimat*, die größte deutsche Wohnungsbaugesellschaft, ist.

Im Vorwort dankt *Hans Paul Bahrdt* der *Neuen Heimat*, welche die Durchführung der Studie finanziert und in anderer Weise gefördert hat, ..." (HERLYN, 1970, S.12).

3.3 Dieter von MERVELDT: Großstädtische Kommunikationsmuster

Eine konsequente Weiterführung der Bahrdtschen Privatheit-Öffentlichkeitsthese liefert *Merveldt*, wenn er "großstädtische Kommunikationsmuster" zu finden glaubt, die nur und in jedem Falle für die Großstadt gelten, d.h. "unverwechselbar und unübertragbar" sind. *Merveldt* will "ein Kennzeichen ... finden, das allen Bewohnern von Großstädten allgemein und signifikant ist." (MERVELDT, 1971, S.20 f.). Was bringt dieser Ansatz, wenn man ihn an der Realität überprüft?

Am Beispiel der Stadt Oberhausen müßten die "großstädtischen Kommunikationsmuster" sowohl für die Bewohner der zentral gelegenen Marktstraße, wie für die zahlreichen Hochhausbewohner der City-West als auch für die Menschen in den Arbeitersiedlungen gelten. Die verschiedenartige Bauweise in den aufgezählten Bezirken macht deutlich, daß *Merveldts* Annahme, "die räumliche Fixierung des Großstädters (sei) auf eine ihr eigentümliche (d.h. gleiche) Siedlungsform" (MERVELDT, 1971, S.22) bezogen, nicht haltbar ist. Die Großstadt besteht aus heterogenen Wohnbereichen (4).

Es zeigt sich, daß seine Aussagen von so großer Allgemeinheit sind, daß sie für die Beschreibung von Realität keine Bedeutung haben. Allein im Ruhrgebiet leben ca. eine Million Menschen in den Arbeitersiedlungen der Großstädte. Ihre Kommunikationsformen würden nach *Merveldt* unter die großstädtischen Muster subsumiert. Gäbe es so etwas wie "großstädtische Kommunikationsmuster", so müßte das allen Kommunikationsformen zugrundeliegende Gemeinsame, das sich dadurch ergibt, daß alle in einer Großstadt leben, wichtiger sein als Differenzierungen nach verschiedenen Schichten, Altersgruppen und Wohnformen.

Aussagen dieser Art über Nachbarschaftsverhalten und Kommunikation in Städten sind "... der Tendenz nach Verallgemeinerungen, die für kleine Kinder in Strampelhosen bis zu Altersrentnern in Schaukelstühlen Geltung beanspruchen" (MANN, 1968, S.114).

In vielen Fällen haben sie leider weitreichende Folgen - immer dann, wenn sie sich als gut klingende Rechtfertigungen von Planungen eignen, die differenzierte Bedürfniserfüllungen verweigern.

4 Bezeichnend ist, daß *Merveldt* (1971, S.8) in einer Kapitelüberschrift gleichsetzt: "Die Großstadtwohnung - Wohnen im Hochhaus".

4 Anforderungen an eine empirische Untersuchung des sozialräumlichen Zusammenhangs Eisenheim

4.1 Methodischer Ansatz

Aus den oben dargelegten Überlegungen ergeben sich für die vorliegende Untersuchung folgende Forderungen. Es muß nach verschiedenen Gesichtspunkten differenziert werden:
1. nach *schichtspezifischen*,
2. nach *altersspezifischen*,
3. nach *räumlichen Gesichtspunkten*.

Zu 1: Diese Studie untersucht die Kommunikations- und Lebensformen von überwiegend *Berg- und Hüttenarbeitern* in einer Siedlung. Die Methode der "teilnehmenden Beobachtung" (s. Anhang) - ergänzt durch sozio-geographische Strukturdaten - ermöglicht es, sie in ihrer Eigenart und Bedeutung für die Leute selbst zu erfassen. Darauf weist auch *Negt* hin:

> "Im übrigen zeigt sich hier deutlicher als an anderen Untersuchungsgegenständen, wie wenig die exakten Methoden der empirischen Sozialforschung imstande sind, Phänomene wie das der Arbeiterkultur angemessen zu untersuchen, ohne auf die in den empirischen Forschungsapparaturen mittlerweile diskriminierten Methoden, wie etwa die der teilnehmenden Beobachtung, zurückzugreifen" (NEGT, 1971, S.68).

Zu 2: Der Forderung der Erfassung von Kommunikations- und Lebensformen verschiedener Altersstufen wird insofern nachgekommen, als auf deren spezifische Bedeutung für *Erwachsene, Jugendliche* und *alte Leute* eingegangen und Folgerungen für die *Sozialisation der Kinder* gezogen werden.
Die Methode der "raumbezogenen Tätigkeitenkartierung" (s. Anhang) ermöglicht die Erfassung altersspezifischer Daten.

Zu 3: Es kommt hier wesentlich auf eine *Herausarbeitung von räumlichen Bedingungen für spezifische Kommunikations- und Lebensformen* an.

Notwendig ist ein Forschungsansatz, in dem viele Variablen im Zusammenhang ihrer räumlichen Bedingungen untersucht werden.
Die "Chicago-Schule" hat in den zwanziger Jahren den *sozialökologischen Forschungsansatz* entwickelt. In zahlreichen Analysen amerikanischer Städte wurde damals die Untersuchung von Zusammenhängen räumlicher Be-

dingungen und sozialer Phänomene eingeleitet. In der Nachfolge wurde dieser Ansatz immer wieder aufgegriffen, hat aber - wie *Zinn* nach gründlicher Literaturdurchsicht feststellt - immer noch erhebliche theoretische und methodische Lücken.

"So gewinnt man den Eindruck, daß die Sozialökologen ihren bemerkenswerten Ausgangspunkt, die räumliche Umwelt als eine unabhängige Variable sozialer Organisation zu definieren, theoretisch weder in befriedigender Weise zu reflektieren noch praktisch hinreichend fruchtbar zu machen verstanden hat." (ZINN, 1978, S.107).

Sozialökologischer Ansatz heißt, die räumliche Umwelt als unabhängige Variable sozialer Organisation zu sehen. Das Konzept der "sozialen Morphologie" geht auf *Durkheim* zurück und betont den Zusammenhang von sozialen Strukturen und deren materiellen Formen. Die Chicago-Schule übernimmt dieses Konzept als theoretischen Bezugsrahmen für ihre Stadtanalysen.

Zinn weist aber darauf hin, daß der Grundgedanke der "sozialen Morphologie", "daß soziale Phänomene nicht unabhängig von ihrem materiellen Substrat begriffen werden können. ... bisher bedauerlicherweise eine viel zu abstrakte Einsicht geblieben und noch nicht zu einer genaueren Bestimmung des Charakters der gegenseitigen Abhängigkeit weitergetrieben worden ..." ist (ZINN, 1978, S.107).

Atteslander und *Hamm* heben 1974 die Wichtigkeit des sozialökologischen Ansatzes erneut hervor. Sie gehen davon aus, daß räumliche Faktoren soziales Leben in entscheidender Weise beeinflussen, setzen sich aber für eine "Kombination verschiedener theoretischer Ansätze ein, die die Erkenntnis berücksichtigen, daß Fragen der Stadt-, Siedlungs- und Wohnungsplanung nicht als entweder rein räumliche, ökonomische, soziale oder psychische Fragen, sondern immer als Prozesse, in denen alle diese Variablen miteinander in Interaktionen stehen, betrachtet werden sollten." (ZINN, 1978, S.108).

Wenn ich mich hier für den sozial-ökologischen Forschungsansatz entscheide, so meint das: Untersuchung von Lebenszusammenhängen im Raum Eisenheim. Das soll geschehen aufgrund von Beobachtungen, die auf der Teilnahme am Leben in dieser Siedlung beruhen. Einbezogen werden lokale und gesellschaftliche Strukturdaten.

4.2 Fragen und Hypothesen

"Objektive Bedingungen, wie die Arbeitsbedingungen, der Lärm, das weite Auseinanderliegen der Wohnungen der Arbeiter, der Bus, die U-Bahn, sind verantwortlich für eine restringierte Interaktionspraxis der Individuen; ..." (LEITHÄUSER/VOLMERG, 1977, S.70 f.).

Objektive - den Arbeitern aufgezwungene - Bedingungen vermitteln heute weitgehend reduzierte persönliche Kontakte. Dazu gehören - neben den eingeschränkten Verhältnissen am Arbeitsplatz - auch isolierende Wohnformen, wie sie vielgeschossige Mietshäuser und vor allem Hochhäuser darstellen.

In den Arbeitersiedlungen des Ruhrgebiets haben sich - das soll hier exemplarisch am Beispiel Eisenheim aufgezeigt werden - spezifische Formen proletarischer Öffentlichkeit gebildet, die ihre Basis in einer ausgeprägten, dichten Interaktionspraxis der Bewohner haben.

Nach *Negt/Kluge* sind alle Formen proletarischer Öffentlichkeit qualitativer Ausdruck proletarischen Lebenszusammenhangs.

Worin zeigt sich proletarischer Lebenszusammenhang in einer Arbeitersiedlung?
Es geht darum "substantielle Lebensinteressen" einzubeziehen, welche die "bürgerliche Öffentlichkeit" ausgrenzt. (NEGT/KLUGE, 1973, S.10/11).

Konkret kommt es darauf an, Zusammenhänge zwischen
- der *Arbeit* im Betrieb,
- der *Kommunikation* in Familie, Nachbarschaft, Verein
- und der *Sozialisation* der Kinder

aufzuzeigen, soweit sie im sozial-räumlichen Zusammenhang Eisenheim erfahrbar werden.

Dabei wird davon ausgegangen, daß die Arbeit selbst Sozialisationsfunktion hat und Einstellungen und Verhaltensweisen fördert, die sich in spezifischen Lebensformen niederschlagen. Faßbar sind diese in der zu beobachtenden Interaktionspraxis in Familie, Nachbarschaft und weiteren Organisationsformen. Wenn man davon ausgeht, daß Sozialisation weitgehend über Kommunikation geschieht, so muß man hier - von der Arbeit im Betrieb über die Lebensformen in Wohnung und Wohnumfeld - entscheidende Einflüsse auf die Sozialisation der Kinder vermuten.

Auf diese Zusammenhänge wurde in den letzten Jahren vermehrt hingewiesen. (Vgl. hierzu vor allem NEGT/KLUGE, 1973 und LEITHÄUSER/HEINZ, 1976).
Worauf es in dieser Untersuchung besonders ankommt,

ist darzulegen, *daß* und *wie* solche Zusammenhänge und damit Formen proletarischer Öffentlichkeit *abhängig* sind von *spezifischen räumlichen Voraussetzungen*.

Die Ausgangshypothese lautet:

> *Es sind bestimmte räumliche Faktoren, die bestimmte Kommunikationsgewohnheiten und Lebensformen erst möglich machen.*

Spezifische Formen der Arbeit stehen in Zusammenhang mit spezifischen Lebensformen. Diese aber brauchen spezifische Räume, um sich verwirklichen zu können.

Es soll also nicht nur untersucht werden, wie sich proletarischer Lebenszusammenhang in einem bestimmten Raum - der Arbeitersiedlung Eisenheim - darstellt, sondern die Fragestellung soll mikro-strukturelle Zusammenhänge zwischen räumlich-architektonischen Gegebenheiten und den in ihnen zu beobachtenden Kommunikationsformen einbeziehen.

Ausschlaggebend für das Eingehen auf diese mikroräumlichen Zusammenhänge ist neben theoretischen Erwägungen (5) vor allem ein praktisches Erkenntnisinteresse: Angesichts der Bedrohung der alten Wohnquartiere - besonders der Arbeitersiedlungen im Ruhrgebiet - können systematische Forschungen Zusammenhänge zwischen räumlichen Strukturelementen und Interaktionsformen der Bewohner zeigen.

Generell läßt sich sagen: Das weitgehende Fehlen von mikro-strukturellen Untersuchungen (die selbstverständlich nicht losgelöst von makro-struktureller Forschung stehen dürfen) war die Ursache dafür, daß wichtige Qualitäten der räumlich-architektonischen Umwelt in ihrer Beziehung zu menschlichen Verhaltensweisen übersehen wurden. Dies führte dazu, daß soziologische Analysen wenig positiven Einfluß auf die Praxis hatten. Die Kontrolle von Oberbegriffen war oft (wegen mangelnder Operationalisierung) nicht möglich. Damit war die Gefahr groß, daß selbst soziale Interessen auf gut klingende Leerformeln hereinfielen.

5 Hier spielt vor allem eine Rolle, daß räumliche Faktoren als Einflußvariablen für die Entstehung von Kommunikation weitgehend vernachlässigt wurden. So kommt *Ilona Mühlich-Klinger* zu dem Schluß: "Bei den meisten Untersuchungen über die Lebensweise in alten und auch in neuen Wohngebieten ist aber die Bedeutung räumlicher Faktoren für die Entstehung und Weiterentwicklung von sozialen Beziehungssystemen vernachlässigt worden." (MÜHLICH-KLINGER, 1978, S.117).

Kapitel 2
Basisinformationen

1 Räumliche Strukturdaten

1.1 Lage in der Gesamtstadt

Die Arbeitersiedlung Eisenheim liegt im nördlichen Teil der Stadt Oberhausen.

Oberhausen - eine Großstadt mit 237 573 Einwohnern (STATISTISCHES JAHRBUCH ..., 1977) - ist neben Duisburg, Essen, Bochum und Dortmund eine der typischen Ruhrgebietsstädte.

Sie umfaßt Alt-Oberhausen (107 611 Einwohner), Sterkrade (84 410 Einwohner), Osterfeld (45 552 Einwohner).

Im Jahre 1929 wurden die bis zu dieser Zeit getrennten Orte zur Stadt Oberhausen zusammengeschlossen.

Eisenheim hat 488 Einwohner und gehört zum Stadtteil Osterfeld, ist allerdings, weil die Zeche und eine Bahnlinie dazwischen liegen, nicht unmittelbar an ihn angebunden. Trotzdem sind die meisten Eisenheimer nach Osterfeld hin orientiert (kommunale Einrichtungen, Wochenmarkt). Die tägliche Versorgung ist durch ein vielfältiges Angebot in der unmittelbaren Umgebung der Siedlung sichergestellt.

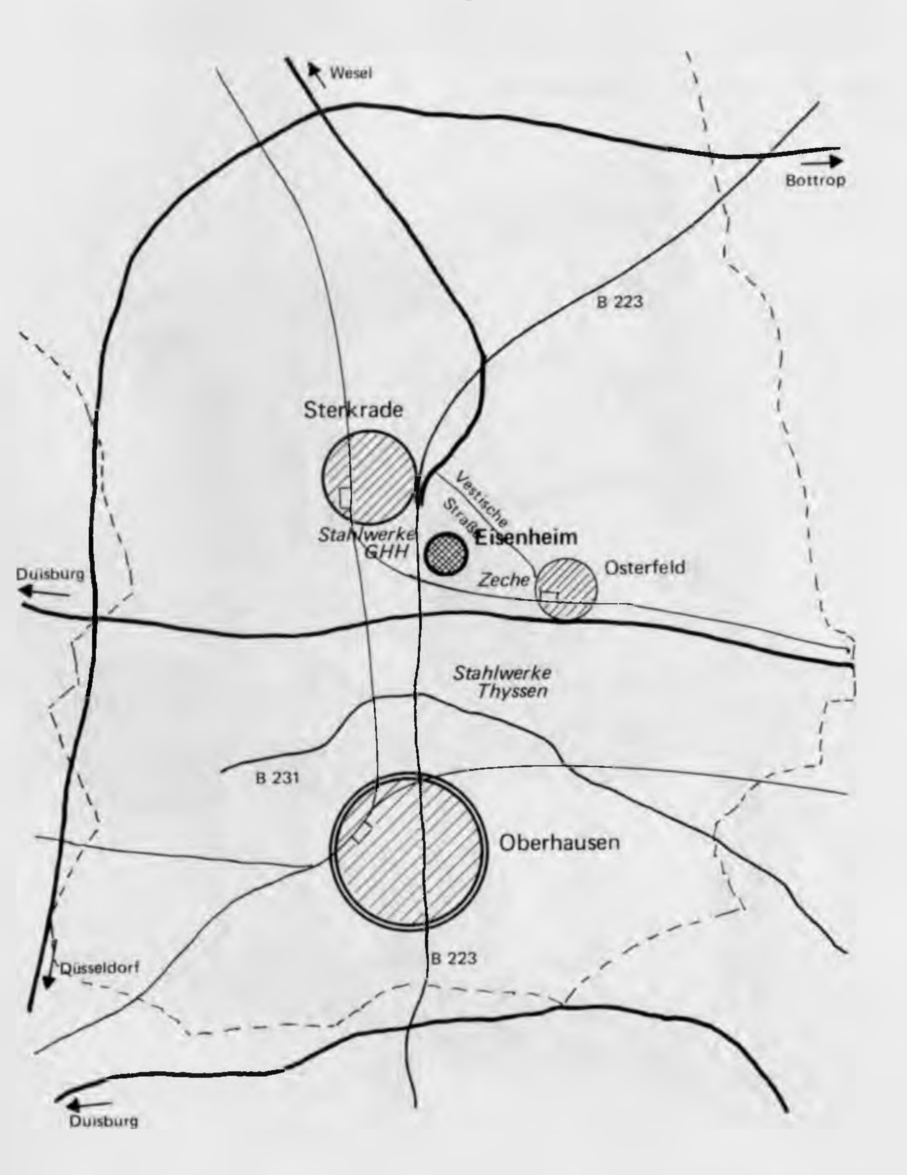
1.2 Verkehr

Ein Teil der Eisenheimer, besonders solche ohne Auto, orientieren sich mehr nach Sterkrade, das durch eine günstige Busverbindung innerhalb von fünf Minuten zu erreichen ist. Alt-Oberhausen wird weniger als Einkaufsstätte denn als "Ausflug in die Stadt" benutzt: zu einem Stadtbummel, zum Kinobesuch und für Erledigungen im Rathaus.

Eisenheim ist durch die B 223, die im Jahre 1977 zur Autobahn ausgebaut wurde, an das überregionale Straßennetz angebunden. Die Verbindungen zu Autobahnen in

alle Richtungen sind günstig. Der öffentliche Nahverkehr wird von der Bevölkerung als gut angesehen (AGEPLAN, 1975).

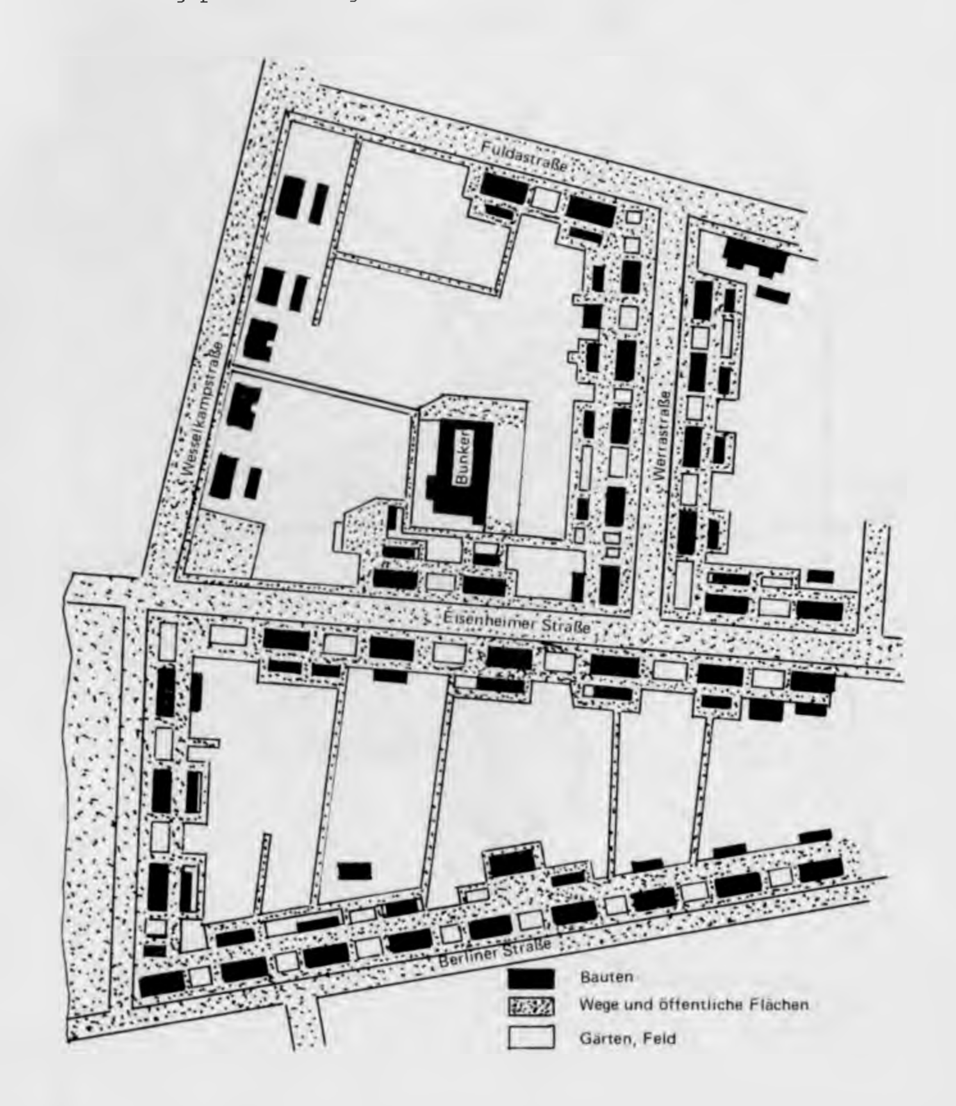
Abb. 1: Verkehrslage der Siedlung Eisenheim



1.3 Anlage der Siedlung

Die Siedlung ist insgesamt 6,93 ha groß.
Ihre Breite beträgt rund 350 m, ihre Länge rund 400 m.
Das Gelände ist im wesentlichen eben.
Die Häuser sind um drei Straßenkarrees angelegt. Es handelt sich um 39 Häuser mit jeweils vier Wohnungen.

Abb. 2: Lageplan und Wegenetz



1.4 Wegenetz

Eisenheim besitzt ein differenziertes Wegenetz, durch das jede Stelle der Siedlung leicht erreichbar ist. Es setzt sich zusammen aus: Straßen, Bürgersteigen, Wohnwegen hinter den Häusern, Verbindungswegen vom Bürgersteig zum Wohnweg, Verbindungswegen vom Wohnweg zum Weg hinter den Ställen, Wegen hinter den Ställen und Gartenwegen.
Die Gärten schließen nicht unmittelbar an die Häuser an, sondern sind durch ein um die Häuser führendes Wegenetz von ihnen getrennt.

1.5 Gärten

Ziergärten mit Blumen und Rasen liegen - umgrenzt von niedrigen Hecken - zwischen den Häusern und zwischen den Ställen.

Nutzgärten befinden sich in einem großen Areal hinter den Ställen ("Feld"). Hier hat jeder ein mehr oder weniger großes Stück Land - je nach Interesse -, wo er Obst und Gemüse anbaut. Diese Parzellen sind nur in wenigen Ausnahmefällen durch Zäune voneinander getrennt.
Viele Bewohner haben sich eine Laube gebaut, einige in den Ziergärten, andere in den Nutzgärten.

1.6 Häuser

Die Häuser sind nach dem Back-to-back-Prinzip gebaut. Dieser Typ stammt aus englischen Industriestädten des 19. Jahrhunderts. Die Grundstücke sollten aus wirtschaftlichen Gründen dadurch ausgenutzt werden, daß hinter die Häuserzeile an der Straße eine zweite in den Gärten unmittelbar angebaut wurde und die Gärten zu einer Art Wohnweg schrumpften. Dieser Haustyp wurde jedoch in paternalistischen Werkssiedlungen entscheidend modifiziert. Die ursprüngliche Straßenführung wurde verkürzt auf zwei Wohnungen und unterbrochen durch jeweils breite Gärten. So entstand der Typ Berlinerstraße, der je zwei Wohnungen an der Straße und am Wohnweg besitzt.
Er wurde im Jahre 1872 noch einmal modifiziert. Im Back-to-back-Typ blieben nur zwei Wohnungen bestehen. Die beiden anderen wurden an die Giebelseiten gesetzt.

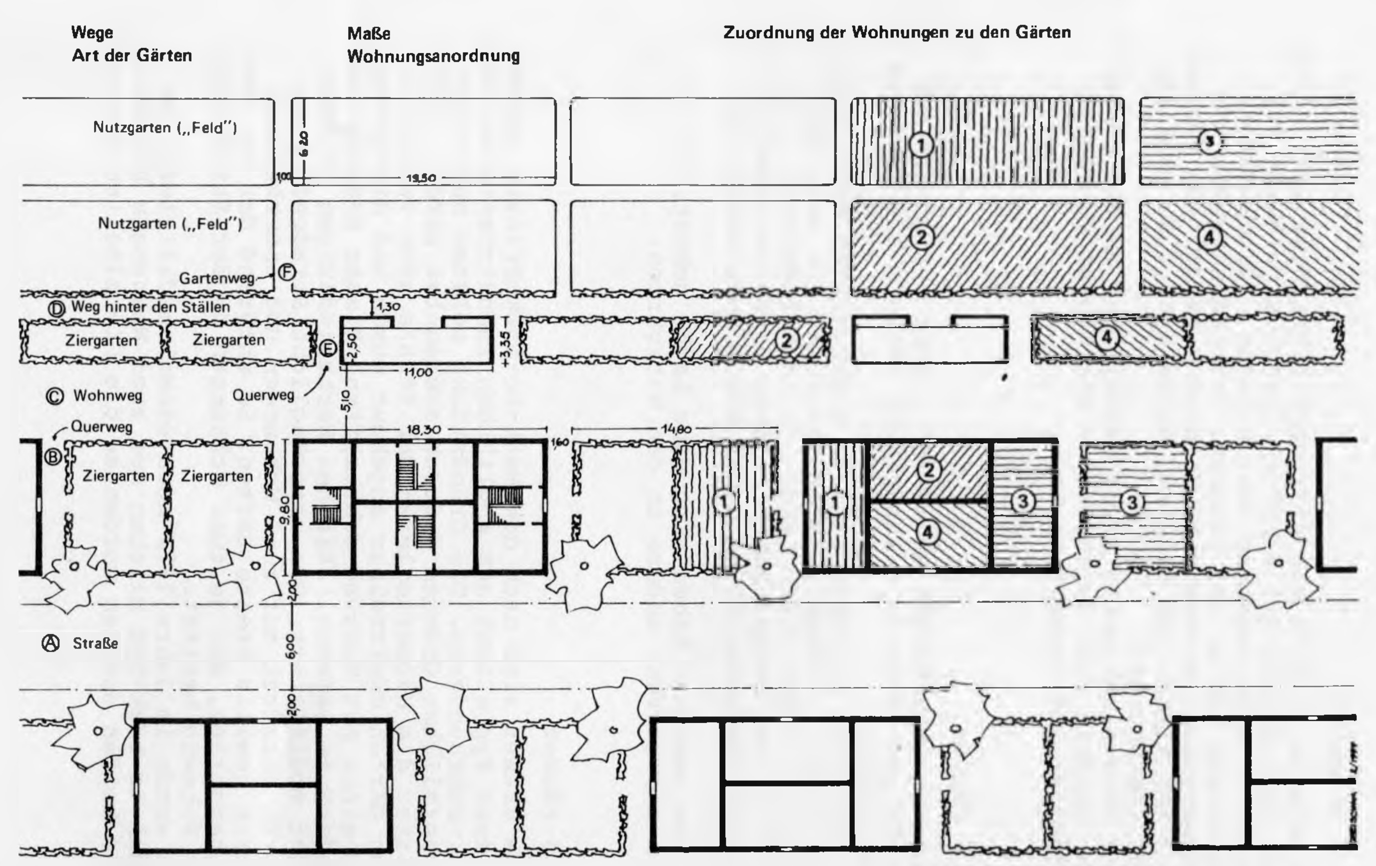


Abb. 3: Prinzip der Anlage der Gärten
(Roland Günter/Alfred Zeischka)

Dadurch orientieren sich die vier Hauseingänge in alle vier Himmelsrichtungen. Alle Seiten erscheinen gleichwertig belebt. Dieser in Eisenheim am häufigsten vertretene Typ wird als Kreuzgrundriß bezeichnet.
In jedem Haus befinden sich vier Wohnungen, die je zwei Räume im Erdgeschoß und in der ersten Etage haben. Eine Wohnung an der Straße, eine auf der entgegengesetzten Seite am Wohnweg und jeweils zwei "am Giebel". Die Kreuzgrundrißlösung macht es möglich, daß sich vier Wohnungen unter einem Dach befinden und doch jeder Mieter psychologisch das Gefühl hat, im "eigenen" Haus zu wohnen. Dieses Gefühl wird vermittelt durch den eigenen Eingang, die eigene Haustür und das Treppenhaus.

Wohnform und Bauweise verhindern die in anderen Miethäusern üblichen Konflikte zwischen Nachbarn.

Durch die Tatsache, daß jeder seinen "eigenen Eingang" hat, fällt das gemeinsame Treppenhaus fort. Treppenhäuser sind oft eine Quelle des Streits. Es kommt zu Konflikten wegen des Lärms der Kinder, wegen Verschmutzung oder nicht eingehaltener Putzordnung.

Die Backsteinmauern sind so schallisoliert, daß so gut wie kein Lärm aus den Nachbarwohnungen durchdringt.

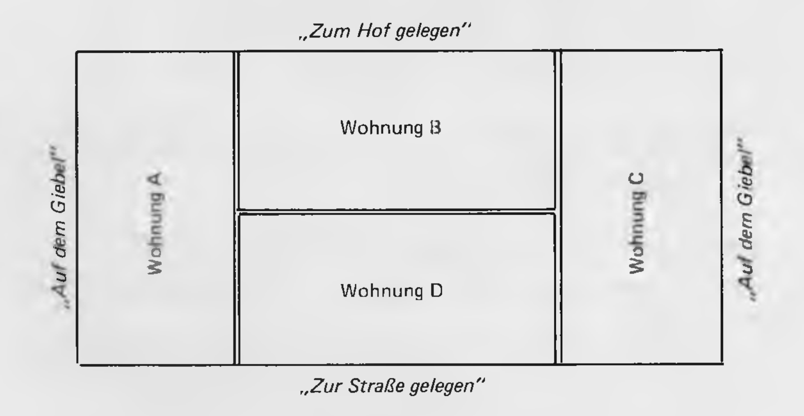


Abb. 4: Vierfamilienhaus im Kreuzgrundriß

Die Anordnung von Wohnzimmer und Küche im Erdgeschoß d Schlaf- und Kinderzimmer im Obergeschoß gibt den nzelnen Familienmitgliedern die Möglichkeit zum Zurückziehen. Das ist vor allem deshalb von Bedeutung, weil der Anteil der Schichtarbeiter bei Hütten- und

Bergarbeitern überdurchschnittlich hoch ist. Der Maisonette-Haustyp ermöglicht es, daß der Vater im oberen Geschoß auch bei Tage schlafen kann, während die Kinder unten spielen.

2 Sozialdaten

Die Sozialdaten sind der Studie der *Ageplan* (1975) entnommen, die im Rahmen der Vorbereitenden Untersuchungen zur Sanierung Oberhausen-Eisenheim im Endbericht April 1975 veröffentlicht wurde. *Ageplan* führte vom 1.8. bis 20.8.1974 eine Befragung der Eisenheimer Bewohner durch.

2.1 Soziale Schicht und Berufsstruktur

Über 85 % der Haushalte in Eisenheim sind Arbeiter- und Rentnerhaushalte. Von den Arbeitern sind heute noch ca. 74 % in Bergbau, Kokerei oder Stahlwerken beschäftigt. 17 % der Rentner haben nicht im Bergbau bzw. Hüttenwerk gearbeitet (AGEPLAN, 1975, S.27).

Nach der "Verteilung der Bevölkerung der BRD im Statusaufbau" nach SCHEUCH (1961) sind die Berg- und Hüttenarbeiter als qualifizierte Industriearbeiter der Oberen Unterschicht zuzurechnen (BOLTE u.a., 1974, S.97).

Eisenheim kann heute zu Recht noch als Arbeitersiedlung bezeichnet werden, da sich seine Schichthomogenität weitgehend erhalten hat.

2.2 Arbeitsplätze und Einkommensverhältnisse

Die traditionellen Arbeitsplätze der Eisenheimer Bewohner sind:

1. Die Kokerei Osterfeld (bei der Zeche Osterfeld).
2. Die Zeche Osterfeld (Förderung: Osterfeld; Einfahrten: Zeche Sterkrade und Nordschacht).
3. Stahlwerk Thyssen Niederrhein.
4. Stahlwerk Gutehoffnungshütte.

Von den ca. 74 % der Eisenheimer, die heute noch in Bergbau und Stahlwerk tätig sind, entfallen auf den Bergbau ca. 75 %. Von diesen arbeitet der weitaus größte Teil auf der Zeche, d.h. unter Tage. Die übrigen 20 % sind in der Kokerei beschäftigt. Im Stahlwerk sind 25 % der übrigen Arbeiter tätig.

Das Durchschnittseinkommen der Arbeiter in der Siedlung beträgt 1503,- DM monatlich, das der Rentner 1231,- DM (AGEPLAN, 1975, S.31). Die Haushalte liegen damit unterhalb des Bundesdurchschnitts, der 1975 ca. 1750,- DM beträgt.

"Bei den niedrigen Mieten (rund 70 DM für rund 60 qm) und den Lebenshaltungserleichterungen des Gartens und der Nachbarschaftshilfe sind sie nicht arm. In einer Sozialwohnung mit rund 400 bis 500 DM Miete wären sie es. 35,7 Prozent der Bewohner verdienen monatlich zwischen 1000 und 1500 DM. Das Netto-Einkommen eines qualifizierten Arbeiters (Facharbeiters) liegt zwischen 1200 und 1300 DM im Monat. Nur Überschichten erhöhen es. Diese gehen jedoch wesentlich zu lasten der Gesundheit. Wo Mieten und Mobilitätskosten (Auto) u.a. geradezu den Zwang zu Überschichten etablieren, kann mit 'vorzeitigem Verschleiß', d.h. mit Frühinvalidität und gesenkter Lebenserwartung, gerechnet werden. Dies gilt meist für die Besserverdienenden in Eisenheim: bei 16,7 Prozent der Eisenheimer liegt das Einkommen zwischen 1500 und 2000 DM, bei 7,1 Prozent darüber." (ROLAND GÜNTER, 1976, S.10).

Ein "höheres" Einkommen kommt oft nur dadurch zustande, daß es Mehrverdiener in der Familie gibt.

"Das Einkommen wird in ca. 66% aller Haushalte von einem Verdiener, in ca. 19% von zwei Verdienern und in ca. 7% der Haushalte von mehr als zwei Verdienern erworben." (AGEPLAN, 1975, S.27).

Die Arbeitsplätze der *Frauen* liegen meist in unmittelbarer Nähe der Wohnung. Viele, vor allem junge Frauen haben Putzstellen in Schulen, Büros oder in Privathaushalten. Besonders in der Zeit, in der die Kinder noch klein sind, bevorzugen sie Beschäftigungen, die ihnen zeitliche Spielräume lassen. Einige Frauen übernehmen Sammelbestellungen für Versandhäuser und Vertretungen für Kosmetikfirmen oder für Haushaltsgeräte. Der größte Teil der Frauen und Mädchen arbeitet - als ungelernte Näherinnen - in einer kleinen Fabrik (ca. 100 Arbeitsplätze), die in fünf Minuten zu erreichen ist.

Der Anteil der *Sozialhilfeempfänger* ist mit 3% der Haushalte (AGEPLAN, 1975, S.27) vergleichsweise niedrig. (Der Durchschnittswert der Sozialhilfeempfänger in Oberhausen beträgt 5%. Quelle: Sozialamt Oberhausen. 1.7.1978). Der niedrige Anteil in der Siedlung hängt nicht zuletzt mit der günstigen Miete zusammen (ca. 1 DM pro qm, rund 70 DM pro Wohnung; durchschnittliche Nebenkosten von 46 DM). (AGEPLAN, 1975, S.46).
Die Miete steigt nach der Modernisierung auf ca. 2,80 DM pro qm, liegt damit aber - verglichen mit dem Bun-

desdurchschnitt - immer noch günstig. (Die Bundesdurchschnittsmiete beträgt 1978 324,89 DM. Quelle: STATISTISCHES BUNDESAMT, 1978).

In Neubauprojekten des Sozialen Wohnungsbaus kehrt sich das Verhältnis um.

"Es ist ein Zeichen für die Fehlentwicklung der staatlichen Förderung, daß heute der soziale Wohnungsneubau mit seinen hohen Mieten geradezu Wohngeldempfänger produziert, anstatt dagegenzuwirken.
... beträgt schon derzeit in neuen Großbaumaßnahmen die durchschnittliche Subvention der Sozialmiete mittels Wohngeld 0,70 DM/m^2 und mittels Hilfen nach dem Bundessozialhilfegesetz 1,20 DM/m^2." (BLASE/PÜTTER/SCHROOTEN, 1977, S.74 f.).

2.3 Haushalts- und Familienstruktur

Die Mehrheit der Arbeiterhaushalte der Siedlung Eisenheim besteht aus Kernfamilien, d.h. Familien mit ihren noch nicht erwachsenen Kindern. Es folgen Haushalte mit Rentnerehepaaren. Einpersonenhaushalte bestehen überwiegend aus Witwen, da die Lebenserwartung der Bergleute wegen Berufskrankheiten (vor allem Silikose) nicht sehr hoch ist.
Insgesamt gibt es in der Siedlung 145 Haushalte mit 488 Personen (AGEPLAN, 1975, S.23).

Der überwiegende Teil der Familien in Eisenheim ist - parallel zur gesamtgesellschaftlichen Tendenz - als Kleinfamilie organisiert, d.h. als Gruppe, in der die Eltern und ihre unselbständigen Kinder in einem Haushalt zusammenleben.

In der Siedlung hat sich aber gleichzeitig in vielen Fällen eine Zwischenform der Großfamilie erhalten. Dabei handelt es sich nicht um eine solche im streng soziologischen Sinn. Es wohnen nicht mehrere Generationen in einem Haushalt zusammen. Aber: nicht selten befinden sich die Wohnungen von Eltern oder Geschwistern nur einige Häuser oder eine Straße weiter.
Aus den Befragungen der *Ageplan* geht hervor, daß 41% der Leute Verwandte im Viertel haben. (AGEPLAN, 1975, S.36).
Die Tatsache, daß ein beträchtlicher Teil der Kinder von alteingesessenen Familien sich nach ihrer Verheiratung um eine Wohnung in der Siedlung bemüht, deutet gleichermaßen auf das Bedürfnis hin, in der

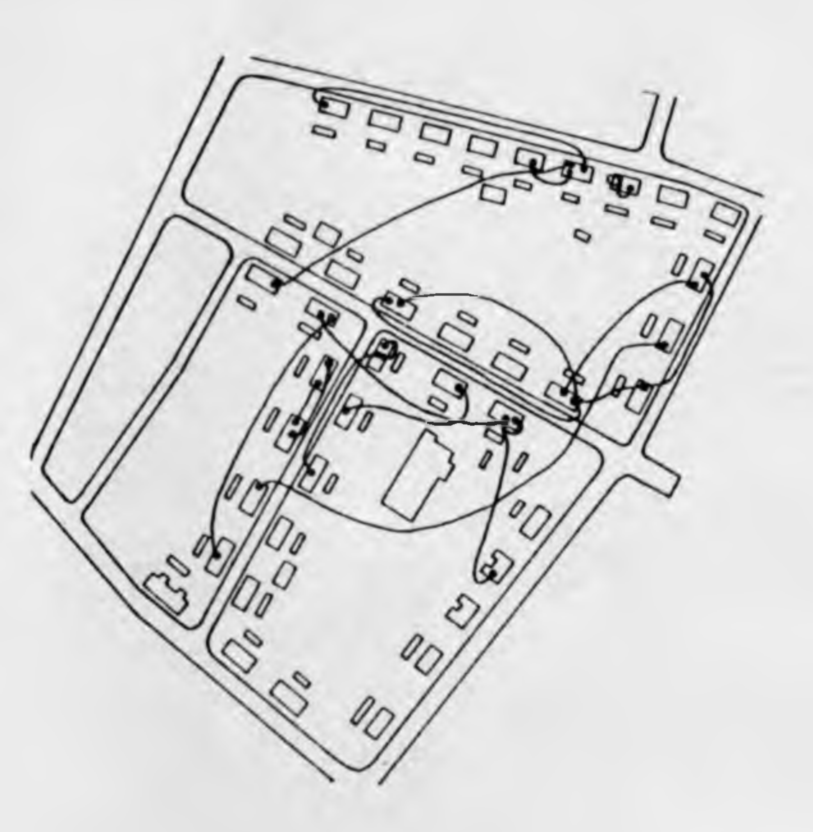


Abb. 5: Verwandtschaftliche Beziehungen

Nähe der Eltern und Nachbarn sowie in der Nähe des Ortes zu bleiben, mit dem sich ihre Erinnerungen verbinden.

Die Trennung der Haushalte, bei gleichzeitig nahem Zusammenwohnen hat Vorteile, da sie jeder Generation einerseits die notwendige Unabhängigkeit gewährt, sie sich andererseits aber durch gegenseitige Hilfeleistungen stabilisieren können. Kleinfamilienzentrierte Isolierungstendenzen, die in unserer Gesellschaft nachweisbar sind, werden innerhalb der Siedlung durch das dichte Verwandtschaftsnetz durchbrochen.

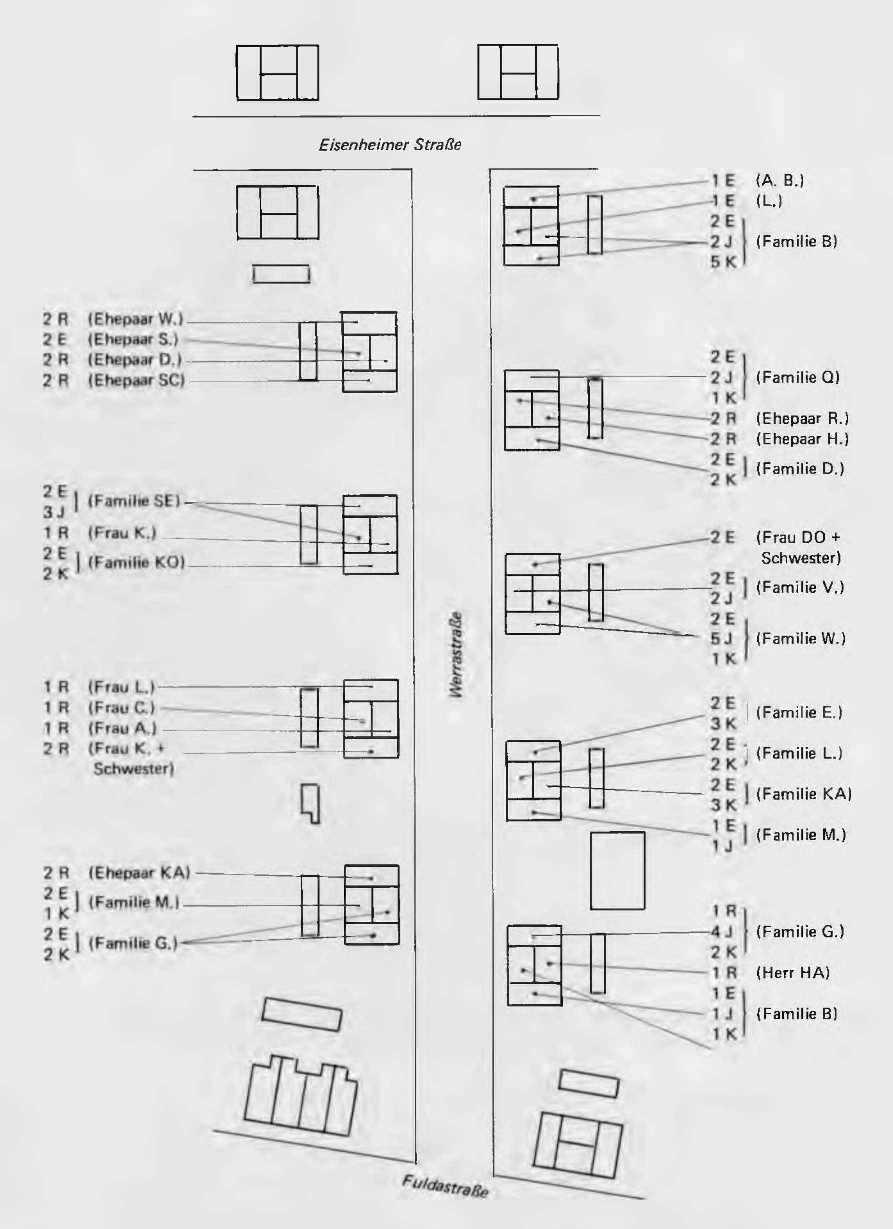


Abb. 6: Alters- und Familienstruktur in der Werrastraße
(K = Kinder; J = Jugendliche; E = Erwachsene; R = Rentner)

2.4 Altersstruktur

		EISENHEIM	OBERHAUSEN
Kinder	(0 - unter 15 Jahren) :	24,79 %	(23%)
Jugendliche	(15 - unter 21 Jahren) :	12,91 %	(9%)
Erwachsene	(21 - unter 50 Jahren) :	33,57 %	(51%)
Rentner	(50 - unter 100 Jahren) :	28,12 %	(17%)

Tab. 1: Altersstruktur (Vgl. AGEPLAN, 1975, S.24)

Im Vergleich zur Gesamtstadt Oberhausen hat Eisenheim einen hohen Anteil an Kindern und Jugendlichen und an Rentnern. Die Untersuchung wird zeigen, daß die Wohnwerte der Siedlung diesen Altersgruppen in vieler Hinsicht besonders entgegenkommen.

3 Wohnumgebung

3.1 Nähe zu den Arbeitsplätzen

Da die Arbeitersiedlungen als Infrastruktur der Industrie entstanden, da auf der "grünen Wiese" genügend billiger Boden vorhanden war und es über lange Zeit keine Verkehrsmittel für Arbeitskräfte gab, wurden die Siedlungen in unmittelbarer Nähe der Werke gebaut.

Im Laufe der Konzentration der Zechen im Ruhrgebiet zur Ruhrkohle AG hat sich die Lage der Wohnungen zu den Arbeitsplätzen erheblich verändert. Die einzige Zeche in Oberhausen ist heute die Zeche Osterfeld, in der ca. die Hälfte aller Eisenheimer Arbeiter beschäftigt ist. Die Einfahrten liegen in Sterkrade und kurz vor Dinslaken (Nordschacht) in einer Entfernung von 3,5 bzw. 7 km. Da die Schichten oft nachts enden und die Nahverkehrsmittel um diese Zeit praktisch ausfallen, sind die Arbeiter gezwungen, einen privaten PKW zu halten. Das schafft erhebliche Mehrkosten, die zu Lasten der Arbeitnehmer gehen. Hinzu kommt der Mehraufwand an nicht bezahlter Zeit, die aufgewandt werden muß, um den Arbeitsplatz zu erreichen. Lohnsteigerungen werden auf diese Weise in nicht unerheblichem Maße durch erzwungene Mehraufwendungen reduziert.

3.2 Ausbildungsstätten

Im Einzugsbereich von Eisenheim befinden sich zwei *Grundschulen*, die beide in ca. fünfzehn Minuten zu erreichen sind.
Ein *Kindergarten* liegt in unmittelbarer Nähe der Grundschule an der Kapellenstraße. Der Weg dorthin wird von den meisten Müttern als zu weit empfunden (6).
Am besten erreichbar ist die *Hauptschule*, die "Eisenheimer Schule". Dies ist die eigentliche Schule der Eisenheimer, denn vor der Trennung in Grund- und Hauptschule, wurde sie von nahezu allen Kindern der Siedlung besucht.
In der Nähe existiert außerdem eine Fachschule für Erzieherinnen (früher: Mädchen-Berufsschule).

Die Versorgung mit Ausbildungseinrichtungen ist vergleichsweise gut. Defizite bestehen weniger im Mangel an institutionellen Einrichtungen als vielmehr in der Tatsache, daß in ihnen auf die spezifischen Sozialisationsbedingungen von Arbeiterkindern nur ungenügend eingegangen wird.

3.3 Kirchliche Einrichtungen

Im Umfeld der Siedlung gibt es zwei Kirchen und zwei konfessionelle Vereinshäuser.
Die Kirchen werden im wesentlichen nur bei besonderen Anlässen wie Taufe, Kommunion bzw. Konfirmation, Trauung und Beerdigung besucht.
Die Vereinshäuser haben für einige ältere Leute eine gewisse Geselligkeitsfunktion. Einige Eisenheimer gehen dort regelmäßig einmal in der Woche zu Altennachmittagen, zum Handarbeiten und Skatspielen.

6 Durch die an späterer Stelle näher zu erläuternde Übernahme von Sozialisationsfunktionen im unmittelbaren Lebenszusammenhang ist die Inanspruchnahme von pädagogischen Institutionen wie etwa des Kindergartens gering. Abgesehen von dem verhältnismäßig weiten Weg wird von den meisten Eltern der Aufenthalt von Klein- und Vorschulkindern in der Siedlung vorgezogen. Von 10 Kindern im entsprechenden Alter auf der Werrastraße besucht z.Zt. keins einen Kindergarten (im vorigen Jahr 1).

3.4 Versorgungs- und Dienstleistungen

An der Peripherie der Siedlung und in nächster Umgebung (Vestische Straße) besteht ein reiches Angebot an verschiedenen Versorgungs- und Dienstleistungseinrichtungen: Lebensmittelläden, Spezialgeschäft, Supermarkt und vor allem "Büdchen" (Trinkhallen).

In unmittelbarer Umgebung von Eisenheim (5 Geh-Minuten) gibt es: 3 Lebensmittelgeschäfte, 1 Metzgerladen, 3 Kneipen, 2 Friseure, 3 "Büdchen", 1 Schuster, 1 Schuhgeschäft, 2 Reinigungen.

Das Geschäft im Nachbarschaftsbereich reduziert den Einkauf nicht bloß auf das Warenverhältnis, sondern bettet es ein in ein menschliches Bezugsgefüge.

"Im Laden unterhält man sich natürlich. Ein Schwätzchen. Das Wetter. Die Kinder. Der Garten. Was es so gibt".

In den letzten Jahren machten einige große Geschäfte und ein Supermarkt, die sich an die Peripherie der Siedlung setzten, vor allem kleine Gemischtwarenläden im unmittelbaren Wohnbereich kaputt. Viele Eisenheimer haben dort negative Erfahrungen gemacht.

"Aber da gehn wir jetzt nicht mehr hin. Der hier hat dasselbe und mitunter noch günstiger wie die Großen."

In ca. 10 Minuten Gehwegentfernung liegen Sparkasse, Post, Arztpraxis zahlreiche Spezialgeschäfte, die auf den spezifischen Bedarf der Arbeiter eingestellt sind, vor allem auf ihre umfangreichen handwerklichen Tätigkeiten.

Für das Ruhrgebiet typisch ist die Einrichtung von *"Büdchen"* oder Trinkhallen. Sie sind abends bis 22 Uhr sonn- und feiertags geöffnet. Betrieben werden sie meist von Frauen oder Rentnern. Durch die Tatsache, daß die Kunden sozusagen am Fenster abgefertigt werden, das Haus also nicht betreten, bleibt der notwendige Raum denkbar gering. In einem "halben Wohnzimmer" wird ein meist erstaunlich breites Sortiment (vom Schulheft bis zum frischen Brot) untergebracht. Man kauft hier vor allem Zeitungen, Getränke, Eis, Süßigkeiten, Spielwaren. Die Trinkhalle ist eine Art allround-Laden, in dem man schnell das Wichtigste besorgen kann.

Dieser "Mini-Tante-Emma-Laden" hat für die Betreiber außerdem den Vorteil, nicht ständig "im Laden" sein zu müssen, da sie auf Klingelruf geholt werden können. In der Zwischenzeit haben sie die Möglichkeit, in der angrenzenden Wohnung anderen Beschäftigungen nachzugehen.

An der Trinkhalle trifft man sich häufig. Die Besitzer wissen vor allem sehr viel. Sie fungieren als Klatschtanten der Umgebung - nicht nur im negativen Sinn. Für den Fremden sind sie eine Art Auskunft im Wohnbereich.

Das gesamte Gebiet ist im Hinblick auf die Versorgung gut strukturiert. In einem Zeitraum von rund 80 Jahren entstand hier eine Infrastruktur, die alle wesentlichen Bedürfnisse erfüllt:

- Es gibt ein *breites Spektrum* an Läden. Die Auswahl ist groß.
- Es gibt *mehrere Läden desselben Typs*. Dadurch entstehen nicht so leicht lokale Monopolpreise (wie z.B. in Neubaugebieten wie in München-Perlach und im Märkischen Viertel von Berlin).
- Allmählich gewachsen entstand an der Vestischen Straße, der Mittelachse des Wohngebietes, ein *zentraler Versorgungsbereich*. Vorteil: Die Geschäfte liegen nahe beisammen. Dadurch sind die Wege für die Einkaufenden kurz.
- Dieser zentrale Versorgungsbereich kann von Eisenheim *gut zu Fuß erreicht* werden (600 m Entfernung = 10 Minuten Zeit).
  Vorteile: Jeder kann ihn benutzen, auch Kinder und Leute ohne Auto. Die Anschaffung eines Autos ist - im Gegensatz zu Neubaugebieten - bei dieser günstigen Versorgungsstruktur nicht notwendig.
- Vor allem: wichtige Geschäfte sind auch *dezentralisiert* im gesamten Wohnbereich. Das heißt: sie befinden sich in unmittelbarer Nähe der Wohnung.
  Die Vorteile: Kinder können zum Einkaufen geschickt werden. Sie entlasten ihre Eltern. Auch das dadurch gebotene *Lernfeld* ist wichtig.
- Die Eisenheimer sind weder auf ein einziges Lebensmittelgeschäft noch auf eine einzige Kneipe festgelegt. Sie können *wählen*.

3.5 Freizeiteinrichtungen

Für Spaziergänge sind in kurzer Zeit erreichbar:

- der Grafenbusch (zu Fuß in 4 Minuten). Er grenzte früher unmittelbar an die Siedlung an, ist heute jedoch durch die Sterkrader Straße und die Bahnlinie von ihr getrennt, aber immer noch schnell erreichbar;
- der Kaisergarten (zu Fuß in 10 Minuten);
- der Revierpark Vonderort (zu Fuß in 25 Minuten).

Die beiden letztgenannten Einrichtungen geben neben Spaziergängen auch umfangreiche Möglichkeiten für sportliche Betätigungen, z.B. Kegeln, Boccia, Tennis, Trimmpfad.

Die Freizeiteinrichtungen in der Umgebung werden von den Eisenheimern durchaus genutzt, aber sie sind kein Ersatz für die Möglichkeit, sich nach Feierabend im eigenen Garten zu beschäftigen. Der Aufenthalt in unmittelbarer Nähe des Wohnumfeldes hat den großen Vorteil, jederzeit - ohne Verkehrsaufwand - erreichbar zu sein. Und - darauf wird später näher eingegangen - das Wohnumfeld läßt eine andere Qualität von Beschäftigung zu: Arbeit wird in die Freizeit integriert, da nach Feierabend meist handwerklich weitergearbeitet wird. Dadurch wird die Freizeit ganz anders strukturiert als es gängige Freizeitklischees suggerieren.

Kapitel 3
Der Arbeitsplatz

1 Arbeitsplatzbedingungen

Kern und *Schumann* weisen darauf hin, daß Industriearbeit keineswegs für alle Bereiche gleichermaßen typische Arbeitssituationen aufweist:

"...vielmehr konnte nachgewiesen werden, daß nicht nur die Funktionen, die von den Industriearbeitern wahrzunehmen sind, erheblich voneinander abweichen, sondern auch der Dispositionsspielraum bei der Arbeit, die handwerklichen, technischen und prozeßunabhängigen Qualifikationen, die muskulären und nervlichen Belastungen sowie Möglichkeiten und Formen kooperativer und informeller Interaktionen." (KERN/SCHUMANN, 1970, S.180).

Da heute noch der überwiegende Teil (75%) der Eisenheimer Arbeiter im Bergbau tätig ist, soll hier besonders auf deren Situation eingegangen werden.

In einer Pilotstudie über Wechselwirkungen von Arbeitsbedingungen und Freizeitverhalten kommen *Herzog* und *Fischer* zu folgender Beurteilung der Arbeitssituation für die Zeche Osterfeld (Standort Sterkrade):

"Übereinstimmend ergeben beide Untersuchungsmethoden (Arbeitsplatzanalyse (APA) und Befragung mit Polaritätenprofil) stark belastende äußere Arbeitsbedingungen (Lärm, Schmitz, Licht und Luft, Temperaturverhältnisse, Unfallgefahr), verbunden mit relativ starker körperlicher Anstrengung..." (HERZOG/FISCHER, 1976, S.34).

Typisch für das Arbeiten auf der Zeche sind of *extreme Körperhaltungen* (langes Bücken und Kriechen). Es wird immer wieder von Bergleuten hervorgehoben, daß das Arbeiten in solchen Stellungen als sehr schwer empfunden wird. Hinzu kommen *große Temperaturschwankungen, Schmutz* und oft *extremer Lärm*.

"Das kann ein Außenstehender überhaupt nicht begreifen, unter welchen Bedingungen wir da unten arbeiten."

Willi Wittke erinnert sich an die schwierige Zeit, als er als Vierzehnjähriger seine Lehre unter Tage begann:

"Ich konnte anfangs weinen im Pütt, so eine Maloche. Ich vergeß das nicht: am 21. April 1921, Revier 7, Schacht 4. Ich sagte: Gustav, ich schaff das nicht.- Die Lehrhauer haben Kohle gemacht und wir mußten die Kohle wegschaffen. Ich hab den Wagen nicht rumgekriegt."

Für die Arbeit unter Tage ist ein *hoher Einsatz körperlicher Kräfte* und Anstrengungen charakteristisch. Hinzu kommt ein hoher Grad an *Aufmerksamkeit*, da die Gefahrenmomente immer noch vergleichsweise hoch sind.

"Der Bergmann hat einen Beruf, der ist noch schlimmer als ein Artist. Ein Artist hängt an einem Seil. An so einem Seil (an dem sich der Förderkorb befindet) hängen 125 Menschen."

Neben der hohen Unfallziffer ist die Zahl der *Berufskrankheiten* im Bergbau (vor allem der Silikose) besonders hoch.

"Staub (Silikose) geht ja gar nicht weg. Das wird ja immer mehr, das verschwielt ja. Und wenn man Pech hat, dann kriegt man noch TB."

Silikose wird durch den feinen Abrieb der Gesteinsmassen, der sich in der Lunge festsetzt, verursacht. Das führt zu starkem Husten und Atemnot. Die alten Bergleute erzählen, welche Schwierigkeiten sie hatten, wenn es um die Anerkennung dieser typischen Beschwerden, bei der die Lunge mehr und mehr "versteinert", als Berufskrankheit ging.

Otto Huppertz (43 Jahre unter Tage):

"Und dann erkennen sie den Steinstaub nicht mal an.- Die Untersuchung hab ich selbst bezahlt. Da hatte ich über 20 Prozent. Aber die Knappschaft sagte, ich hätte nur 19 Prozent."

Der Anteil der *Frührentner* ist sehr hoch. Im Bergbau gelten die Arbeiter bereits mit 50 Jahren als "verschlissen".

2 Arbeitsrhythmus

Nahezu alle Bergleute sind von der *Wechselschicht* betroffen. (Morgen-, Mittag-, Nachtschicht). Dieser Wechsel im Arbeitsrhythmus stellt in mehrfacher Hinsicht eine Belastung dar:

- für die *Gesundheit*. Der Körper ist ständig gezwungen, sich erneut an unterschiedliche Tagesrhythmen anzupassen. Dabei ist erwiesen, daß der Schlaf sich frühestens nach zwei Tagen wieder "normal" einpendelt.
- für das *Familienleben*. Durch den wechselnden Rhythmus gibt es oft keine festen gemeinsamen Mahlzeiten.

Häufig muß der Vater schlafen, wenn die Kinder spielen und die Frau arbeitet.
- für die *Zugehörigkeit zu Vereinen*. Es ist kaum möglich, die wöchentlichen abendlichen Termine regelmäßig einzuhalten.

3 Qualität der Arbeit

"Früher da warn wir mit 20, 30, 35, auch 40 Mann. Da kriegte jeder seine Meters eingeteilt. Die mußtest du aber dann rausholen. Kriegtest du sie nicht raus, ja dann mußtest du so lange dableiben, bis du sie raus hattest. - Heute läuft das ja ganz anders. Heute sind da bloß 3, 4 Mann drin. Die haben Hobel und Panzer, der schnappt bloß immer hin und her, und hier von der Seite, da liegen dann die Zylinder, die das so fortdrücken, die stehn ja immer unter Luftdruck, die Zylinder. Früher mußtest du ja alles mit der Hand machen. Da hast du son Abbauhammer in die Hand gekriegt und dann prrr... Und dann alles noch selbst wegschleppen ..."

Diese Beschreibung eines alten Eisenheimer Bergmanns wirft ein Licht auf die technologischen Veränderungen, die in den letzten Jahrzehnten im Bergbau stattfanden. Die Arbeit, die früher von 30 bis 40 Mann geleistet wurde, wird heute aufgrund weitgehender Mechanisierung von einer kleinen Gruppe von drei bis vier Mann bewältigt. Durch die zunehmende Mechanisierung geht mit der Abnahme der physischen eine Zunahme der psychischen Belastungen einher.

"Die Technik kommt ja nicht dem Arbeiter zugute, die kommt den Herrn zugute! Wenn etwas erleichtert wird, dann wird auch gleich mehr vom Arbeiter verlangt."

Im Vergleich zu anderen industriellen Betrieben ist der Mechanisierungsgrad im Bergbau allerdings geringer. Das liegt vor allem daran, daß ständige Wartungs- und Reparaturarbeiten einen vergleichsweise großen Bereich unter Tage einnehmen. Dadurch sind handwerkliche Tätigkeiten in großem Umfang vertreten. Jeder Bergmann lernt im Laufe seiner Berufsjahre mehrere Handwerke. Er ist meist zugleich Elektriker, Schlosser, Schreiner und Maurer. Seine Qualifikation muß allround sein, um jederzeit neu einteilbar und verfügbar zu sein.

Die Arbeit erfordert neben einem qualifizierten Werkzeuggebrauch erhebliche Geschicklichkeit und Übersicht im Einschätzen von Situationen. Die Aufmerksamkeit wird ständig neu gefordert. Es tauchen immer wieder Situationen auf, die eine schnelle Entscheidung

des einzelnen erfordern. Diese Entscheidungsspielräume, in denen es sowohl um schnelles Reagieren als auch um Geschicklichkeit und Fachwissen geht, erfordern in größerem Umfang den Einsatz der ganzen Person als die fragmentierten und in Einzelhandgriffe zerteilten Arbeitsvorgänge in zahlreichen anderen Industriebereichen.

Auch innerhalb der Arbeitsgruppen gibt es immer eine Reihe von Entscheidungen, die die Leute untereinander informell treffen - nach Kriterien wie Qualifikation und körperlichem Einsatzvermögen.

"Ja, ich hab en guten Kumpel gehabt. Nee, sagt er, geh du mal da an de Kern (von der Kohle), ich mach dat andere dann." Denn: "Kohle und Kohle machen, das ist auch noch ein großer Unterschied, glaubste das? Genau wie - wolln mal sagen, du hackst Holz. Da sind welche, die sind mit dem Beil am wemsen, die murksen sich kaputt an dat Holz. Ja, genauso is dat: die Kohle is ja auch gewachsen..."

"Mein Schwiegervater war bis zum vollendeten 66. Lebensjahr Hauer unter Tage. Er war geboren 1885. Er hat gearbeitet, bis er die Rente gewährt kriegte. Als er vorher schon nicht mehr arbeiten konnte, haben es die Kumpels für ihn mitgetan. Er beriet sie dafür."

4 Zwischenmenschliche Kontaktmöglichkeiten

Herzog und *Fischer* kommen zu dem Ergebnis, daß das Verhältnis der Kollegen untereinander im Bergbau durchweg unproblematisch ist (HERZOG/FISCHER, 1976, S.24). Sie bestätigten außerdem durch einen Vergleich mehrerer Berufsgruppen: "Zwischenmenschliche Kontakte, die unmittelbar durch die Arbeit erforderlich werden, finden sich am häufigsten in der Zeche." (HERZOG/FISCHER, 1976, S.24).

Bei Kontakten am Arbeitsplatz ist zu unterscheiden:
- zwischen Interaktionen, die sich unmittelbar aus dem formellen Arbeitsprozeß ergeben und
- informellen zwischenmenschlichen Kontakten.

Im Bergbau gibt es beide Kontaktmöglichkeiten. Die Zusammenarbeit geschieht in kleinen Gruppen. Dadurch ergeben sich viele Möglichkeiten der Kooperation.

Die Ausbildung sozialer Verhaltensweisen, wie Verantwortung, Solidarität, Kooperation, sind eine Notwendigkeit beim Arbeiten in kleinen Gruppen, beim Bestehen gemeinsam erlebter Gefahren und beim Zusammenhalten gegenüber einer ausgeprägten betrieblichen Hierarchie.

"Der Betriebsführer scheißt den Obersteiger zusammen, der scheißt den Fahrsteiger zusammen, der Fahrsteiger den Steiger, der Steiger den Kumpel. Der kleine Mann hat immer alles ausbaden müssen."

Im Bergbau kennen sich sehr viele Leute. Tausende gehen täglich durch die gleiche Kaue. Tausende strömen morgens durch den gleichen Eingang.

Zwischen den einzelnen Abteilungen gibt es viele Querverbindungen. Dadurch bestehen zahlreiche Gelegenheiten zur Kontaktaufnahme. Auch auf Gewerkschafts- und Betriebsversammlungen treffen sich die Leute. Man sieht die Gesichter immer wieder. Nicht selten hört man auf der Straße oder in der Stadt: "Hör mal, du bist doch en alten Kumpel von mir."

Unter Tage herrscht ein sehr direkter aber "kameradschaftlicher" Ton. Es wird viel gescherzt und Spaß gemacht. Man nimmt sich gegenseitig auf die "Schüppe". Das bedeutet aber auch: Man gehört zueinander und hat ein Gespür dafür.

Die Jungen, die neu anfangen, werden schnell in diese Kumpelgemeinschaft aufgenommen. Das zeigt sich zum Beispiel auch daran, daß sie vom gleichen Augenblick an Du zu den Älteren sagen.

"Das war selbstverständlich. Als wir unter Tage anfingen, haben die Alten dumm geguckt, als wir sie mit Sie ansprachen. Da unten gibt es nur Du, egal ob jung oder alt."

Vorgesetzte versuchen teilweise Formen der Kooperation und Solidarität "von oben" zu verhindern:

"Da kommt der Steiger, reißt das Team auseinander, steckt den hier hin, den andern dort, da kommen immer neue Leute. Das ist die Politik. Da kann keine Solidarität aufkommen."

Bergleute haben ein ausgeprägtes Bewußtsein von ihrer Leistung und ihren Fähigkeiten. Ihr Arbeiterbewußtsein resultiert vor allem aus zwei Erfahrungen:

(1) aus den besonderen Gefahren, die dieser Beruf auch heute noch in sich birgt;
(2) aus der Bedeutung des Bergbaus für die Gesamtwirtschaft, insbesondere in der Aufbauphase nach dem Zweiten Weltkrieg.

Umso sensibler sind sie Haltungen und Verhältnissen gegenüber, die diese Leistungen nicht anerkennen. Das veranlaßt sie oft zu Äußerungen wie:

"Wir haben den Krieg bezahlt. Wir haben den Wiederaufbau bezahlt. Wir sind nur am Zahlen."

"Wo man uns gebraucht hat, hat man Hunderte von Leuten in die Siedlung gepackt. Dann wurde der Ofen stillgelegt und die Wohnungen sollten auch verschwinden."

5 Zusammenhänge zwischen Arbeitsplatzbedingungen und Wohnformen

Die Analyse der Arbeitssituation muß nutzbar gemacht werden für die Analyse der Lebenssituation im Wohnbereich.

Die Arbeitersiedlung hat im Hinblick auf Zusammenhänge zwischen Arbeit und Wohnen vor allem zwei wichtige Funktionen:

(1) Gegenüber eingeschränkten Arbeitsbedingungen hat sie *Kompensationsfunktion*.

(2) Darüber hinaus bietet sie aber Möglichkeiten, am Arbeitsplatz erworbene Qualifikationen (differenzierter Werkzeuggebrauch, Allround-Handwerkerkönnen) und Interaktionsformen (Kooperationsfähigkeit, Solidarität) *in den Reproduktionsbereich mit hineinzunehmen und auf eigene Weise weiterzuentwickeln.*

Die Umweltbelastungen des Arbeitsplatzes erfordern als *Kompensation* bestimmte Bedingungen zum Regenerieren in den Wohnbereichen. Wer acht Stunden unter extremen Bedingungen schwer arbeitet, hat am Feierabend das Bedürfnis, sich in frischer Luft zu bewegen.

"Ich bin den ganzen Tag draußen. Ich brauch das. Ich brauch die frische Luft. Ich bin ein alter Bergmann."

Ein Eisenheimer schildert, wie durch falsche Wohnungen die Arbeitsplatzbelastungen noch verstärkt werden.

"Ich habe einen Kollegen, der im Hochhaus wohnt. Wenn der nach Hause kommt, setzt er sich nur vor den Fernseher oder schläft. Der Mann wird immer dicker, weil er nach Feierabend nichts mehr tut. Er sagt selber, daß es für ihn langweilig ist. Aber was soll der arme Kerl denn machen!"

Als günstig für die zahlreichen Arbeiter, die von der Wechselschicht betroffen sind, erweist sich die Zweigeschossigkeit der Eisenheimer Wohnungen. Sie ermöglicht - anders als in Neubauten, in denen Schlaf- und Wohnzimmer Tür an Tür liegen und nur durch dünne schalldurchlässige Türen getrennt sind - auch tagsüber im oberen Stockwerk einen vergleichsweise ruhigen Schlaf.

"Wenn du im sozialen Wohnungsbau Küche und Schlafzimmer auf derselben Etage hast, dann hast du es verdammt schwer, tagsüber noch schlafen zu können. Da hast du schon diese erbärmliche Nachtschicht und wirst anschließend noch durch die falsche Wohnung bestraft."

Es wird in den folgenden Kapiteln noch näher aufzuzeigen sein, worin die spezifischen Möglichkeiten der Arbeitersiedlung liegen, d.h. welche konkreten Qualitäten sie hat, um gegenüber ungünstigen Arbeitsplatzbedingungen kompensatorisch wirken zu können.

Die Untersuchung, in welcher Weise Qualifikationen, die am Arbeitsplatz erworben sind, in den Wohnbereich hineingenommen werden, durchleuchtet *Zusammenhänge zwischen Arbeitserfahrungen und Lebensformen*. Ob Qualifikationen der Arbeitswelt auch im Lebensbereich angewandt werden können, hängt ab von der Beschaffenheit der Wohnumwelt, d.h. von den *Gebrauchswerteigenschaften des Raumes*. Es geht also darum, Benutzungsqualitäten aufzuzeigen, die an den spezifischen, durch die Arbeit geprägten Bedürfnissen und Interessen zu messen sind.

Dabei interessieren folgende Fragen:

- Wie findet die Tatsache, daß Bergarbeiter nicht isoliert, sondern in Gruppen *zusammenarbeiten* ihre Entsprechung im Wohnbereich?
- Welche *Kommunikationschancen* bestehen im Freiraum der Siedlung und wie werden sie im einzelnen ausgelöst?
- Auf welche Weise können die *spezifisch handwerklich-technischen Qualifikationen* der Arbeiter im Wohnbereich eingesetzt und weiterentwickelt werden?

Auf diesen Fragenkomplex wird vor allem in Kap.6 "Lebensformen" eingegangen. Vorher ist es notwendig, Zusammenhänge zwischen räumlichen Faktoren der Siedlung und den zu beobachtenden Kommunikationsformen der Bewohner aufzuzeigen.

Kapitel 4
Der Faktor Raum: Kommunikation im Freien

1 Hypothesenbildung: Kommunikation braucht „Anlässe"

Zu Beginn dieser Arbeit wurde festgestellt, daß das Hauptargument der Bewohner, mit dem sie sich gegen den Abriß der Arbeitersiedlungen wehren, lautet, daß hier "gute Nachbarschaft und Solidarität" herrschen, auf die sie nicht verzichten wollen.

Es wurde ebenfalls darauf hingewiesen, daß im öffentlichen Freiraum der Siedlung ein fast mediterranes Leben herrscht. Man sieht Leute, die in Gruppen beieinanderstehen, die im Freien arbeiten, sich unterhalten, aus dem Fenster jemandem zurufen, auf der Bank sitzen, Kinder, die spielen, den Erwachsenen bei Reparaturarbeiten zusehen oder zu mehreren vorbeischlendern.

Es drängt sich die Frage auf, ob zwischen den oben genannten guten nachbarlichen Beziehungen und der beobachtbaren regen Kommunikation im öffentlichen Freiraum der Siedlung ein Zusammenhang besteht.

Hilfreich war in dieser Hinsicht eine Untersuchung von *Festinger* und Mitarbeitern (FESTINGER u.a., 1963). Sie wiesen 1950 in einer empirischen Studie über das Verhalten von Studenten in einem Studentendorf nach, daß die Anzahl ihrer "passiven Kontakte" mit den physischen (d.h. in Metern meßbaren) bzw. funktionalen Nähe (spezifische bauliche Gestaltung) korrelierte. Dabei werden unter "passiven Kontakten" die sich beiläufig durch die Gestaltung des Raumes bzw. Wegenetzes ergebenden Begegnungen bezeichnet (7).

Die Anzahl der Begegnungen im öffentlichen Raum des Wohnbereichs sind also nicht unabhängig von der Ge-

7 "Such casual or involuntary meetings we will call passive contacts. Passive contacts are determined by the required paths followed in entering or leaving one's home for any purpose." (FESTINGER u.a., 1963, S.34).

staltung des Wegenetzes und anderer baulicher Strukturen zu sehen.

Auch *Jane Jacobs* weist auf die Bedeutung eines kleinteiligen und verzweigten Wegenetzes hin. Bei einem Vergleich zwischen langen und kurzen Baublocks kann sie nachweisen, daß mit der differenzierteren Wegeführung um die kleinen Blocks herum vermehrt sich kreuzende Passantenströme korrelieren, die ihrerseits Auswirkungen auf eine Intensivierung des öffentlichen Lebens in diesem Bereich haben (siehe Abb. 7).

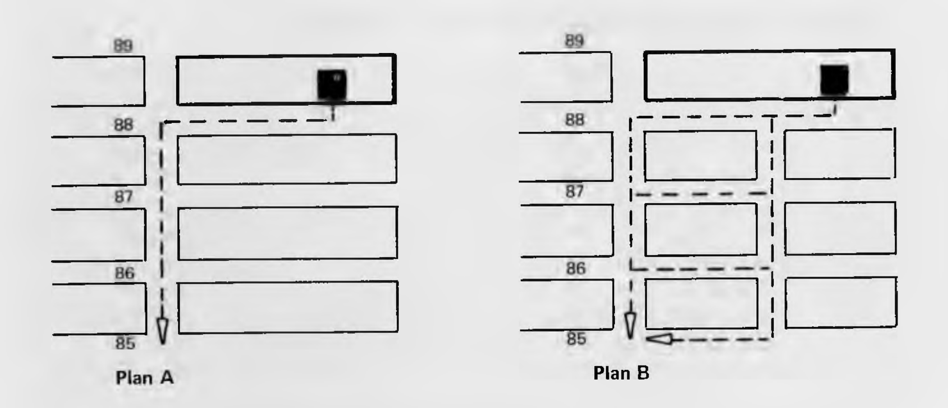


Abb. 7: City street patterns
(Quelle: JACOBS, 1961, S.179)

Sind es vorwiegend bauliche Strukturelemente, die das Zustandekommen von Kommunikation beeinflussen? Oder sind "kommunikative" Räume in erster Linie Bühnen für Tätigkeiten verschiedenster Art, die dann ihrerseits Auslöser für Interaktionen werden?
Unter welchen Umständen werden am ehesten Kommunikationsprozesse eingeleitet?

Weiterhelfen kann hier eine Beschreibung von *Gans*, in der das Kennenlernen von Menschen in einer neuen Gemeinde geschildert wird:
"Daß die Leute sich so schnell kennenlernten, lag zum Teil an der Jahreszeit. Wer im Winter eingezogen war, konnte nicht so oft aus dem Haus, und gelegentlich mußte damit bis zum Frühling gewartet werden ... Die ersten Levittowner lernten sich deshalb schneller kennen ... Die meisten Leute brauchen eher einen Vorwand, um sich kennenzulernen. Die wenigen mutigen

und aufgeschlossenen Leute können einfach hinausgehen und sich den anderen bekannt machen. Aber den meisten ist ein solches direktes Vorgehen deshalb unmöglich, weil man damit im Grunde seine Einsamkeit zugibt. Zudem muß man auch befürchten, abgewiesen zu werden. Bei dem guten Wetter jedoch gab es genügend *günstige Gelegenheiten* und *Vorwände*. Man konnte die Kinder mit hinausnehmen und einige Zeit mit ihnen verbringen, bis man einen Nachbarn traf. Oder man konnte zu demselben Zweck auch den Rasen pflegen." (GANS, 1969, S.62 f.).

Es wird deutlich, daß Begegnungen im Freiraum vermehrt zustande kommen, wenn es *Anlässe* für Begegnungen gibt. Voraussetzung für das Vorhandensein solcher Anlässe sind aber bestimmte bauliche Strukturen. Eine plane Rasenfläche, auf der sich nichts abspielt, auf der sich auch laut Hausordnung meist nichts abspielen darf, die "anonym" ist, wo es keinerlei Identifikationspunkte gibt, bietet keine Anlässe für Kommunikation.

Offensichtlich sind die meisten Menschen aber auf solcherlei Anlässe angewiesen. Ihre psychologische Wirkung scheint dabei vor allem in ihrer Angstminderung zu liegen. Der harmlose Charakter vieler Objekte der Alltagswelt, wie z.B. die Gartenarbeit, das Rasenpflegen oder die Beschäftigung mit Kindern, ermöglichen - wie *Gans* schildert - schnelle Kontaktaufnahme und rasche Verständigung auf einer einfachen emotionalen Ebene. Es ist zu vermuten, daß Anlässe dieser Art nicht nur für das erste Kontaktaufnehmen wichtig sind, sondern daß sie generell das Eingehen von kommunikativen Prozessen erleichtern.

Aufgrund dieser Überlegungen läßt sich folgende Hypothese formulieren:

Je mehr Möglichkeiten ein Raum zur Verfügung stellt, desto mehr Anlässe bietet er für Tätigkeiten und damit auch für Kommunikation.

Es muß noch einmal auf die Untersuchung von *Festinger* und Mitarbeitern zurückgegriffen werden. Ihnen gelang der Nachweis, daß Studenten mit häufigen "passiven Kontakten" eher dazu neigen, Freundschaften zu schließen und Gruppen zu bilden. Wenn die Autoren bei der Interpretation dieser Befunde gleiches Alter und gleiche Schichtzugehörigkeit als wichtige Faktoren für das Eingehen intensiverer Kommunikationsformen miteinbeziehen, so zeigt das nur, daß keine eindimensionalen Abhängigkeiten zwischen räumlichen Strukturen und Kommunikationsverhalten zu erwarten sind, sondern daß eine Reihe von sozio-kulturellen Faktoren mitein-

bezogen werden müssen.

Gestützt und ergänzt werden kann die These eines Zusammenhangs zwischen "passiven Kontakten" und dem Eingehen intensiverer sozialer Beziehungen durch die *Homans*sche These, "that persons who interact frequently with one another tend to like one another" (HOMANS, 1959, S.111).

Diese Befunde legen die Vermutung nahe, daß die intensiven nachbarlichen Beziehungen der Zechenhausbewohner nicht unabhängig von den Möglichkeiten zu häufigen, spontanen Interaktionen im öffentlichen Freiraum ihres Wohnbereichs gesehen werden können.

Es ist deshalb notwendig, zunächst auf die *mikro-räumlichen Bedingungen der Siedlung* einzugehen und Zusammenhänge zwischen ihnen und den in ihnen zu beobachtenden Kommunikationsformen aufzufinden. Zu diesem Zwecke werden aus der oben entwickelten allgemeinen Hypothese weitere abgeleitet, operationalisiert und überprüft.

Hypothese 1: Tätigkeiten im Freiraum können Katalysatorfunktion für *Kommunikation* haben.

Wenn das bestätigt werden kann, so ist weiter nachzuprüfen, ob in der Siedlung Eisenheim mehr *Möglichkeiten* für *Tätigkeiten* vorhanden sind als in Hochhausbereichen. Daraus folgt im Falle der Bestätigung:

Hypothese 2: Das *Tätigkeitenspektrum* im Freiraum der Siedlung Eisenheim ist umfangreicher als im Umfeld von Hochhausgebieten.

Ein weiterer Aspekt ist das Aktivieren von Kommunikation durch Kommunikation. Darauf bezieht sich:

Hypothese 3: Findet in einem Raum bereits viel *Kommunikation* statt, so wirkt das wiederum aktivierend auf das Eingehen *weiterer Interaktionen*.

Aus den drei vorhergehenden Hypothesen leitet sich die vierte ab:

Hypothese 4: Im Freiraum der Siedlung befinden sich mehr Personen in Kommunikation als mit Einzeltätigkeiten beschäftigt.

Auf die spezifische räumliche Situation innerhalb der Siedlung bezieht sich die nächste Hypothese mit drei Unterhypothesen.

Hypothese 5: Die spezifischen räumlichen Situationen in der Siedlung beeinflussen Quantität und Qualität der Tätigkeiten und damit auch der Interaktionen.

5.1: In den *Zwischenbereichen* finden im Vergleich zu Wohnweg und Straße am wenigsten häufig Tätigkeiten statt.

5.2: Die Art der Interaktionspartner verändert sich von den Zwischenbereichen über *Wohnweg* und Straße von vornehmlich Verwandten bis zu vornehmlich Nachbarn.

5.3: Auf Wohnwegen und *Straße* finden mehr Interaktionen und Interaktionsketten, in den Zwischenbereichen mehr Einzeltätigkeiten statt.



Da genügend verfügbarer Freiraum vorhanden ist, können die Bewohner ihn gestalten. Arbeit wird sichtbar.

Der Überprüfung der Hypothesen liegt die Methode der "raumbezogenen Tätigkeitenkartierung" zugrunde. (Näheres zur Entwicklung von Kategoriensystem, Beobachtungsplan und -einheit s.Anhang). Es ist mir an dieser Stelle wichtig, darauf hinzuweisen, daß dieses Beobachtungsverfahren eine vergleichsweise dünne, "entsinnlichte" Sprache nach sich zieht, die dem zu beobachtenden Gegenstand in nur unzulänglicher Weise gerecht wird. Würde dieses Verfahren als einziges eingesetzt, wäre dieses Manko nicht zu rechtfertigen. Es kommt aber auf

den Stellenwert an, den die Zählung innerhalb der gesamten Beobachtung einnimmt. Sie soll lediglich einen Teilaspekt unter genau definierten Bedingungen abklären. Dieser Teilaspekt - Zusammenhänge zwischen räumlichen Bedingungen und Kommunikation im Freiraum - spielt aber für die Gesamtuntersuchung eine so große Rolle, daß die "dünne Datensprache" in diesem Kapitel in Kauf genommen werden muß.

2 Tätigkeiten im Raum als Katalysatoren

Hypothese 1: Tätigkeiten im Freiraum können Katalysatorfunktion für Kommunikation haben.

Es mußte überprüft werden, ob Personen, die zunächst Einzeltätigkeiten ausübten, während der Beobachtung eine Interaktion eingingen. Es galt also *"beginnende Interaktionen"* in dem auf S. 222 definierten Sinne nachzuweisen.

Bei der Aufteilung der Personen nach ihrer Interaktionsausprägung auf das Kategorienschema 1 ergab sich folgende Tabelle:

Tab.2: Interaktionsausprägung (Kategorienschema 1)

	Personen	
	abs.	%
Einzeltätigkeiten	237	26,66
Interaktionen	652	73,34
Beginnende Interaktion (8)	(72)	(8,10)
Interaktionsketten (9)	(125)	(14,06)
Insgesamt im Freien	889	100,oo

8 Die Zahl der "beginnenden Interaktionen" (72) ist in der Zahl der Einzeltätigkeiten enthalten, da 72 Einzeltätigkeiten in Interaktionen übergehen.

9 Die Zahl der an Interaktionsketten beteiligten Personen (125) ist in der Zahl der Interaktionen enthalten, da Interaktionsketten aus Interaktionen entstehen.

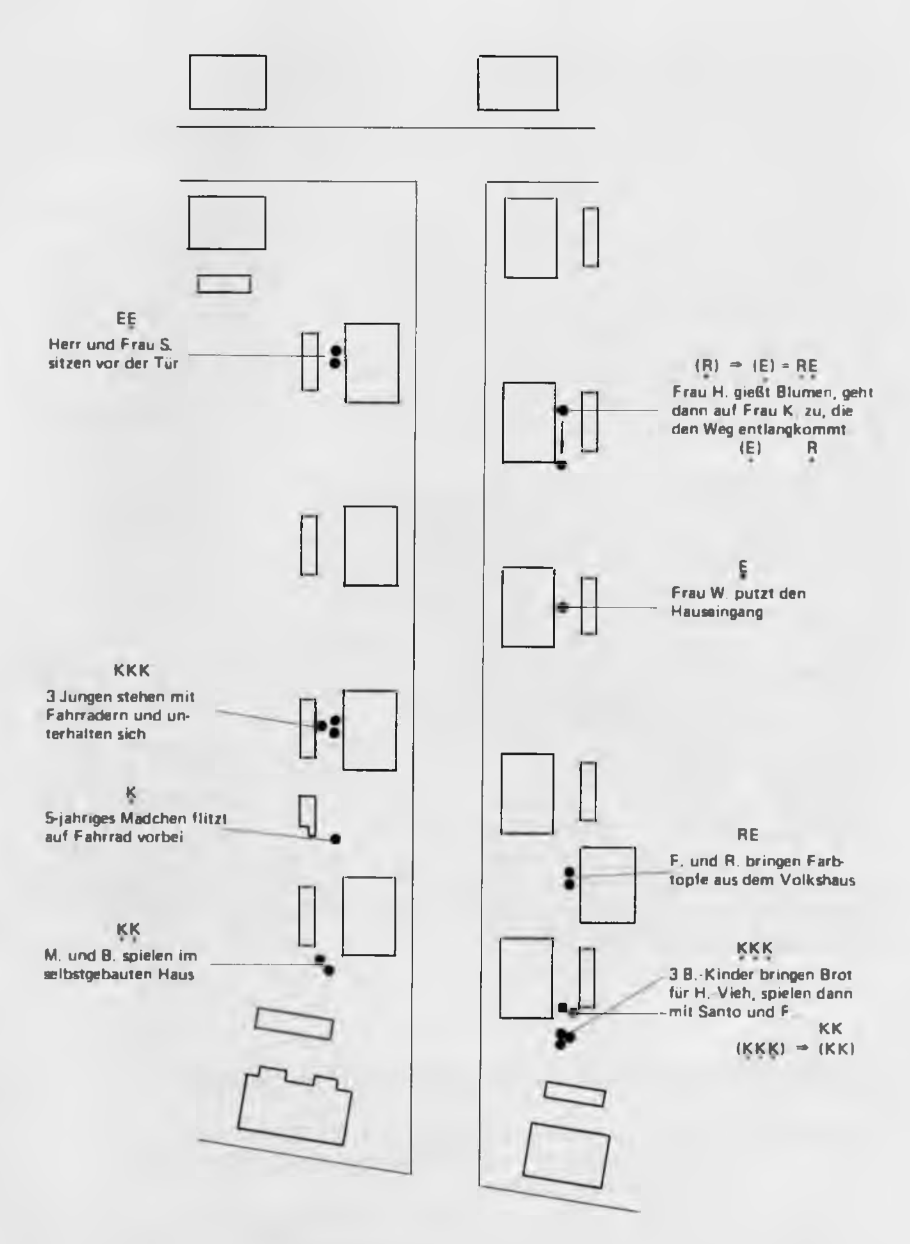


Abb.8: Beispiel einer Kartierung

237 Personen gingen Einzeltätigkeiten nach. Von diesen begannen zum Zeitpunkt der Zählung 72 Personen eine Interaktion. Das bedeutet, daß 30 % der Einzeltätigkeiten (z.B. Straße fegen, Wäsche aufhängen, den Wohnweg entlangschlendern) während der Zählung in eine Interaktion übergingen (Tab.2).
Bedenkt man nun, daß die Zeitspanne der Zählung äußerst gering war (Momentaufnahmen), so muß die Anzahl der Interaktionen, die in statu nascendi aus Einzeltätigkeiten hervorgehend beobachtet wurden, als sehr hoch eingeschätzt werden. Zudem kann aus der Zahl der zum Zeitpunkt der Beobachtung in Interaktionen übergehenden Tätigkeiten geschlossen werden, daß ein hoher Prozentsatz der bereits vorhandenen Interaktionen ebenfalls über Einzeltätigkeiten im Freien zustande kam.
Es kann also mit Recht behauptet werden, daß Tätigkeiten im Freien Katalysatorfunktion für Kommunikation haben. Das würde bedeuten, daß sich die Interaktionen im Freien überwiegend spontan entwickeln. Weil man sich draußen aufhält, ergeben sich Anlässe für Interaktionen wie Gespräche, Spiele, dem Nachbarn bei Reparaturen helfen, ihm Ratschläge geben u.a. Daraus läßt sich folgern: Je mehr Tätigkeiten im Freien stattfinden, um so größer ist die Chance für das Eingehen kommunikativer Prozesse.
Hier muß allerdings weiter differenziert werden: das Eingehen kommunikativer Prozesse scheint nicht nur von der Quantität, sondern auch von der Qualität dieser Tätigkeiten abhängig zu sein.

Im nächsten Schritt wäre folglich die Qualität der im Freien stattfindenden Tätigkeiten in der Eisenheim-Siedlung aufzuzeigen. Dabei gehe ich von folgender weiterer Hypothese aus:

3 Das Tätigkeitenspektrum und seine räumlichen Voraussetzungen

Hypothese 2: Das Tätigkeitenspektrum im Freiraum der Siedlung Eisenheim ist umfangreicher als im Umfeld von Hochhausbereichen.

Unter *Tätigkeit* soll hier jede sichtbare Handlung verstanden werden, sowohl allein ausgeführt als auch kommunikativer Art.

Tab.3 zeigt die Kategorien eines Tätigkeitenspektrums auf. Um den Stellenwert der einzelnen Tätigkeiten für die Bewohner zu ermitteln, wurde eingetragen, mit welchen Häufigkeiten sie ausgeübt wurden.

Dabei zeigt sich, daß die verbale Kommunikation mit 27% Anteil am Gesamtspektrum der Tätigkeiten im Vordergrund steht. Es folgen die Kinderspiele mit 25%. Die Kategorie KOMMEN UND GEHEN nimmt innerhalb der Gesamttätigkeiten 15% ein. Sie liegt damit knapp unter der Kategorie ARBEITEN mit 16% und knapp über der Kategorie FREIZEITGESTALTUNG mit 12%.

Tab.3: Tätigkeitenspektrum (Kategorienschema 2)

	Tätigkeiten	
	abs.	%
A KOMMEN UND GEHEN		
1. Passieren	21	2,12
2. Schlendern	33	3,34
3. In Haus, Garten, Stall gehen bzw. aus diesen kommen	61	6,17
4. Fahrrad, Moped, Auto fahren bzw. aus diesen aussteigen	33	3,34
	148	14,97
B BEOBACHTEN		
5. Im Freien stehen und gucken	23	2,33
6. Aus dem Fenster gucken	8	0,81
7. Den Tätigkeiten anderer zusehen	21	2,12
	52	5,26

Fortsetzung von Tab. 3:	Tätigkeiten abs.	%
C GESPRÄCHE		
8. Kurzer Wortwechsel	67	6,78
9. Unterhaltung	201	20,32
	268	27,10
D ARBEITEN		
10. Gartenarbeit	21	2,12
11. Hausarbeit	38	3,84
12. Straße u. Hof-Sauberhaltung	13	1,32
13. Reparaturen u. Bastelarbeiten	34	3,44
14. Auto-, Moped-Waschen	12	1,21
15. Einkaufen	38	3,84
	156	15,77
E FREIZEITGESTALTUNG		
16. Im Freien sitzen (Bank, Laube)	67	6,78
17. Karten spielen	4	0,40
18. Lesen	5	0,50
19. Grillen	7	0,71
20. Beschäftigung mit Tieren	5	0,50
21. Spielen mit Kindern	33	3,34
	121	12,23
F KINDERSPIELE		
22. Motorische Spiele	121	12,23
23. Konstruktionsspiele	51	5,16
24. Rollenspiele	47	4,75
25. Andere Spiele	25	2,53
	244	24,67

Diese Zahlen werden erst interessant im Vergleich zu anderen Bauformen.
Als Vergleichsobjekte bieten sich Wohnhochhausgebiete und Mehrfamilienblocks in neuen Siedlungen an. Denn diese Bauformen sind es, die aufgrund angeblich höherer Wohnqualität in vielen Ruhrgebietsstädten die Zechenhäuser bereits verdrängt haben oder noch verdrängen sollen. (So wurden in Duisburg-Neumühl bereits 14 000 Menschen aus Bergmannssiedlungen in Hochhausblocks umgesetzt).

Aus methodischen Gründen müßte eine Vergleichsuntersuchung unter gleichen Bedingungen wie die vorliegende Untersuchung in einem Hochhausgebiet stattfinden. Da dies im Rahmen dieser Arbeit nicht möglich war, muß ich mich bei meinem Vergleich auf folgende Überlegungen beschränken.

Der Außenraum von Hochhausblocks ist vorwiegend durch weite Grünflächen, Betonwege und Parkplätze charakterisiert. Gärten, in denen die Bewohner sich selbst betätigen können, fehlen. Rasen und Fassade werden von der Wohnungsgesellschaft gewartet. Das Wohnen in höheren Geschossen reizt nicht zum schnellen Hin- und Herpendeln zwischen Wohnung und Freiraum. Der zumeist kleine Balkon gibt keinen Anreiz zur Betätigung. Da in der unmittelbaren Umgebung des Hochhauses die räumlichen Voraussetzungen fehlen, kann es vor allem keine Tätigkeiten geben, die vom Privatbereich in den öffentlichen transponiert werden könnten. Der Außenraum ist zwar nominell öffentlich, aber so, daß er das Einbringen privater Dinge (z.B. Haushalts-, Gartengeräte) nicht zuläßt.

Aus diesen Tatsachen läßt sich schließen, daß ARBEITEN als Tätigkeitsform der Bewohner in den Außenräumen von Hochhäusern weitgehend bis vollständig fehlt.

In der Arbeitersiedlung spielen dagegen gerade die Tätigkeiten eine große Rolle, die aktives Produzieren zulassen. Es sind dies z.B. alle Aktivitäten, die mit Gartenarbeit zusammenhängen, in den Freiraum verlegte Hausarbeiten, Reparaturen am Haus (das Bauen von Lauben, Schuppen, Teichen, Anbauten), Auto- und Mopedreparaturen, Beschäftigung mit Tieren, Skatspiel in der Laube.
In Gesprächen mit den Bewohnern wird immer wieder deutlich, daß es vor allem diese Tätigkeiten sind, die sie in ihrem Wohnbereich schätzen.

Ein Vergleich der Spiele der Kinder ergibt, daß die Skala an verschiedenen Spielformen im Hochhausbereich im wesentlichen auf die Kategorie "Motorische Spiele" reduziert ist. Aber selbst dafür sind die Bedingungen ungenügend entwickelt. Für Bewegungs- und Ballspiele sind selten ausreichende Möglichkeiten vorhanden. Fußballspielen auf der Wiese ist in der Regel verboten. Spielplätze sind - soweit vorhanden - kleinen Kindern vorbehalten.

Konstruktionsspiele, d.h. Spiele, in denen Kinder mit Hilfe von Material selbst etwas produzieren können, sind wegen mangelnder Räume und Materialien nahezu unmöglich. Rollenspiele beschränken sich auf eine eingeengte Skala (z.B. Cowboy und Indianer). Differenziertere Rollenspiele, die Kleinräumlichkeit verlangen und Utensilien, die man von der Wohnung ins Freie transportieren muß, sind ausgeschlossen. Sie nehmen aber im Spiel der Kinder in Eisenheim - darauf wird später näher eingegangen - eine wesentliche Stellung ein.
Es wird deutlich, daß bestimmte Tätigkeiten - sowohl von Erwachsenen als auch von Kindern - spezifische räumliche Voraussetzungen erfordern. In der Eisenheim-Siedlung sind es vor allem die Tätigkeiten, die aktives Produzieren erlauben, welche das Spektrum gegenüber einer Hochhausbebauung durch ausgeprägte Benutzungsqualitäten erweitern.
Im Hinblick auf ihre räumlichen Voraussetzungen muß aber auch die Kategorie BEOBACHTEN betrachtet werden, die in Eisenheim immerhin 5% aller beobachteten Tätigkeiten ausmacht. Darunter fallen:
- Im Freien stehen und gucken.
- Aus dem Fenster gucken.
- Den Tätigkeiten anderer zusehen.

Diese drei Verhaltensweisen haben in Eisenheim weitgehend *prokommunikative Funktion*; sie begünstigen kommunikatives Verhalten. Das bedeutet: Personen, die im Freien stehen und gucken, die aus dem Fenster schauen oder anderen bei der Arbeit zusehen, sind mit hoher Wahrscheinlichkeit bereit, ein Gespräch zu beginnen. Das soll im Hinblick auf die drei oben genannten Kategorien näher erläutert werden.

- *Im Freien stehen und gucken*

  Die spezifische Auswahl des Raumes signalisiert meist die Konventionen, die die Interaktionen zwischen den Personen beeinflussen.



Sich an die Hausecke stellen heißt: frische Luft schnappen, Blickerweiterung, Bereitschaft zum Gespräch mit Vorübergehenden.

Beispiel: Der Renter W.W. stellt sich mehrmals am Tage an die Hausecke auf den Bürgersteig. Damit signalisiert er eine Konvention, die eine lange Tradition hat: er ist bereit zum Gespräch mit Vorbeigehenden, falls sie ebenfalls Zeit und Lust haben. Die Handlung (An-der-Hausecke-Stehen) stellt sich dar als Angebot für eine Interaktion.

Auffallend ist, daß es ganz bestimmte Punkte sind, an denen die Leute "einfach stehen und gucken". Beim "An-der-Hausecke-Stehen" hat man die schützende Hauswand im Rücken. Vom eigenen Territorium aus (das ist unabhängig von Eigentumsverhältnissen zu sehen, die Wohnungen sind ausnahmslos gemietet) läßt sich die Außenwelt sicher betrachten. *E.T. Hall* weist dem Territorium als räumlicher Bedingung für die Ausbildung eines Gefühls der Sicherheit und Angstfreiheit eine wichtige sozialpsychologische Funktion zu (HALL, 1969).

Die pro-kommunikative Funktion des "An-der-Ecke-Stehens" wird unterstützt durch eine bestimmte Erwartungshaltung, die sich aufgrund von Erfahrungen gebildet hat. Man weiß, daß ständig jemand vorbeikommt, den man kennt. Infolgedessen ist die Chance für das Anknüpfen eines Gesprächs groß.

- *Aus dem Fenster gucken*

Wieder sind es bestimmte *räumliche Voraussetzungen*, welche erfüllt sein müssen, damit die Tätigkeit "Aus-dem-Fenster-gucken" zu einem potentiellen Anknüpfungspunkt für Kontakte werden kann. Das Schauen aus dem Fenster von einem fünften Stockwerk aus schließt diese Möglichkeit aus Gründen der Entfernung aus. Von dort können Personen lediglich wahrgenommen werden. Eine Interaktion kann allenfalls in der eingeschränkten Form von Rufkontakten stattfinden.
Kommunikation in Form eines Gesprächs, das sich spontan zwischen Fenster und Straße ergeben kann, ist auf das Fenster zu ebener Erde beschränkt.



Das niedrig liegende Fenster ist Anreiz zur häufigen Kontaktaufnahme vom Innenraum in den Außenraum.

- *Den Tätigkeiten anderer zusehen*
  Was bedeutet es z.B. im Hinblick auf Kommunikation, wenn die Möglichkeit besteht, ein Auto oder Moped im öffentlichen oder halböffentlichen Raum zu reparieren?

  - Der Vorgang kann von allen Vorbeikommenden wahrgenommen werden.
  - Das ist die Voraussetzung dafür, daß der andere seine Aufmerksamkeit einbringen kann.
  - Diese wiederum ist Vorbedingung für das Anbieten von Ratschlägen, Handwerkszeug und schließlich Hilfe.

  Ob das Angebot angenommen wird, ist letztendlich von einer Fülle weiterer Faktoren abhängig (Wohndauer, Sympathie/Antipathie, Zeit, persönliche Motivation u.a.).
  Wichtig ist hier zunächst nur die Tatsache, daß bestimmte räumliche Faktoren insofern eine wichtige Voraussetzung für das Zustandekommen von Kommunikation sind, als sie bestimmte Tätigkeiten und damit auch Interaktionen zulassen bzw. abschneiden.

4 Kommunikation als Auslöser weiterer Kommunikation

Hypothese 3: Findet in einem Raum bereits viel Kommunikation statt, so wirkt dies wiederum aktivierend auf das Eingehen weiterer Interaktionen.

Es mußte überprüft werden, ob aus Interaktionen, die zum Zeitpunkt der Beobachtung bereits bestehen, weitere Interaktionen hervorgehen.
Aus Tab.2 wird ersichtlich, daß von 889 Personen, die sich während der Zählungen im Freien aufhalten, 125 eine Interaktionskette bilden. Das bedeutet: 14% der sich im Freien befindenden Personen gehen im Augenblick der Zählung (Momentaufnahme) eine Interaktion sekundärer Art ein.

Hier sind zwei Möglichkeiten zu unterscheiden:

- Eine Einzelperson geht auf bereits kommunizierende Personen zu oder umgekehrt. (Zu den Zeichen s.S.218).
  Beispiel: (RR) - (R)

  Herr und Frau K. sitzen auf der Bank auf dem Wohnweg (RR). Frau A. (R) kommt mit ihrem Sessel und setzt sich zu ihnen.

- Eine Interaktion wird zwischen Personen, die bereits mit anderen kommunizieren, aufgenommen.
  Beispiel: (RK) - (EEE)

  Herr F. sitzt auf der Bank vor dem Haus und unterhält sich mit einem Mädchen, das mit seinem Fahrrad neben ihm steht (RK).

  Im Abstand von ca. drei Metern befindet sich eine Gruppe von drei Frauen, die sich unterhalten (EEE). Eine der drei Frauen ruft dem Mädchen etwas zu. Daraufhin beginnt ein Wortwechsel zwischen den Personen beider Interaktionsgefüge.

Aus der Tatsache, daß bereits innerhalb der kurzen Zeit der Zählung 14% der sich im Freien befindlichen Personen eine wie oben beschriebene Interaktion sekundärer Art eingeht, darf geschlossen werden, daß Interaktionen im Freien selbst vielfach wiederum Katalysatoren für neue Interaktionen sind.

5 Verhältnis von Kommunikation und Einzeltätigkeiten

Hypothese 4: Im Freiraum der Siedlung befinden sich mehr Personen in Kommunikation als mit Einzeltätigkeiten beschäftigt.

Die Zahl der Personen im Freien, die miteinander kommunizieren, muß mit 81% als sehr hoch angesehen werden. Dem stehen nur 19% "bleibende Einzeltätigkeiten" gegenüber, d.h. solche Einzeltätigkeiten, die zum Zeitpunkt der Beobachtung nicht in Interaktionen übergehen. Es kann also festgestellt werden, daß der Freiraum in hohem Maße als "Treffpunkt" zwischen Personen fungiert.

Schlüsselt man diese Ergebnisse nun nach den vier Altersstufen Kinder, Jugendliche, Erwachsene, Rentner auf, so zeigt sich, daß die Kinder mit 94% diejenigen sind, die den höchsten Beteiligungsanteil an Interaktionen aufweisen. Ihnen folgen die Jugendlichen mit



Der Wohnweg als Treffpunkt aller Generationen: Kinder, Jugendliche, Erwachsene und Rentner.

80%. Demgegenüber ist der Anteil der kommunizierenden Erwachsenen mit 66% vergleichsweise gering. Bei den Rentnern steigt er wieder auf 74% an.
Die Altersstufen, die den Freiraum am häufigsten als Interaktionsfeld benutzen, sind also Kinder, Jugendliche und Rentner. Es handelt sich hier gleichzeitig um diejenigen, die - wegen gegenüber den Erwachsenen eingeschränkter Mobilität - am meisten auf das Wohnumfeld als Kommunikationsraum angewiesen sind. Das heißt weiter: Wenn der Freiraum - wie beispielsweise weitgehend in Hochhausbereichen - keine entsprechenden Möglichkeiten zum Aufenthalt und zur Interaktion mit anderen bietet, sind es insbesondere Kinder, Jugendliche und Rentner, die verstärkt auf den Innenraum der Wohnung und damit ins Private verwiesen werden.

6 Häufigkeiten unterschiedlicher Kommunikationsformen

Im folgenden sollen die verschiedenen Kommunikationsformen, die anhand der Kartierung festgehalten werden konnten, noch einmal aufgezeigt und miteinander verglichen werden.

Kommunikations*formen* sind die beobachtbaren Formen, in denen sich Face-to-Face-Kontakte vollziehen. Sie sind identisch mit den Tätigkeiten, die zu mehreren ausgeführt werden.
Da die Kinder durch die Priorität, die das Spiel bei ihnen einnimmt, ihre spezifischen Kommunikationsformen haben, beziehen sich die folgenden Ausführungen nur auf Jugendliche, Erwachsene und Rentner. Zwischen den Kommunikationsformen dieser Altersstufen konnten keine signifikanten Unterschiede festgestellt werden.

Mit 46% sind GESPRÄCHE die häufigste Form, miteinander zu kommunizieren. Es wird zwischen "kurzer Wortwechsel" und "Unterhaltung" differenziert. Unter "kurzer Wortwechsel" werden gegenseitige Zurufe z.B. vom Fenster zur Straße oder vom Bürgersteig zur Tür verstanden. Räumlich sind sie durch einen gewissen Abstand definiert.
"Unterhaltungen" sind Gespräche, bei denen die Leute dicht beieinander stehen und miteinander reden.
Mit 46% beruhen also fast die Hälfte aller Interaktionen auf Kontakten, bei denen der verbale Informationsaustausch dominiert.
Hinzu kommen weitere Kategorien, in denen zwar eine andere Tätigkeitsform dominant ist, währenddessen aber zusätzlich verbal kommuniziert wird. So finden z.B. während des gemeinsamen Arbeitens selbstverständlich auch Gespräche statt, sie haben aber hier im Gegensatz zu denen in der Kategorie GESPRÄCHE nur begleitende Funktion. Das gleiche gilt für die FREIZEITGESTALTUNG. Wenn zwei oder mehrere Personen in der Laube zusammensitzen und Skat spielen, so ist anzunehmen, daß sie sich zwischendurch unterhalten.

Wenn *verbale Kommunikationsformen* knapp die Hälfte aller Interaktionen stellen und dazu noch einen großen Teil der handlungsorientierten begleiten, so wird deutlich, daß dem verbalen Informationsaustausch eine große Bedeutung zuzuschreiben ist.

Darauf wird, da hier zusätzlich der inhaltliche Aspekt interessieren muß, im Zusammenhang mit der teilnehmenden Beobachtung näher eingegangen.

Tab.4: Kommunikationsformen von Jugendlichen, Erwachsenen und Rentnern

	abs.	%
A KOMMEN UND GEHEN		
1. Passieren	8	
2. Schlendern	22	
3. In Haus, Stall, Garten gehen bzw. aus diesen kommen	27	
4. Fahrrad, Moped, Auto fahren bzw. aus diesen aussteigen	22	
	79	13,44
B BEOBACHTEN		
5. Im Freien stehen und gucken	12	
6. Den Tätigkeiten anderer zusehen	14	
	26	4,41
C GESPRÄCHE		
7. Kurzer Wortwechsel	67	
8. Unterhaltung	201	
	268	45,58
D ARBEITEN		
9. Gartenarbeit	16	
10. Hausarbeit	24	
11. Reparaturen und Bastelarbeiten	30	
12. Auto, Moped-Waschen	10	
13. Einkaufen	34	
	114	19,39
E FREIZEITGESTALTUNG		
14. Im Freien sitzen (Bank, Laube)	57	
15. Karten spielen	4	
16. Grillen	7	
17. Spielen mit Kindern	33	
	101	17,18
		100,00

Innerhalb der *handlungsorientierten Kommunikationsform* steht das gemeinsame ARBEITEN mit 36% im Mittelpunkt. Innerhalb der gesamten Kommunikationsformen nimmt die Arbeit 19% ein. Das bedeutet, daß jeder fünfte Kontakt im Freien auf gemeinsamem Arbeiten beruht. Dieser Prozentsatz ist im Vergleich zu anderen reinen Wohngebieten als hoch anzusehen.
Auch die Freizeitgestaltung nimmt mit 32% einen wesentlichen Teil der Kommunikationsformen ein. Auch hierzu muß die teilnehmende Beobachtung weitere Aufschlüsse geben.

Tab.5: Verbale Kommunikationsformen

	abs.	%
Kurzer Wortwechsel	67	25,00
Unterhaltung	201	75,00
GESPRÄCHE	268	100,00

Tab.6: Handlungsorientierte Kommunikationsformen

	abs.	%
KOMMEN UND GEHEN	79	24,69
BEOBACHTEN	26	8,12
ARBEITEN	114	35,63
FREIZEITGESTALTUNG	101	31,56
	320	100,00

7 Beziehungen zwischen den spezifischen räumlichen Situationen der Siedlung und deren Benutzung

In Hypothese 2 wurde bereits auf die Beziehung zwischen Raum und Interaktion eingegangen. Dies soll nun in bezug auf die räumlichen Situationen der Werrastraße spezifiziert werden.

Hypothese 5: Die spezifischen räumlichen Situationen in der Siedlung beeinflussen Quantität und Qualität der Tätigkeiten und damit auch der Interaktionen.

Quantität wird hier operationalisiert durch die Anzahl der stattfindenden Tätigkeiten, Qualität durch Interaktionspartner und Art der Interaktionen bzw. Tätigkeiten. Es bot sich an, das Beobachtungsfeld Werrastraße in folgende drei Unterfelder einzuteilen:

(1) *Zwischenbereiche*. Das sind die zwischen den Giebelfronten der Häuser sich befindenden Wege und Ziergärten.

(2) *Wohnwege*. Das sind die Wege, die jeweils hinter den Häusern - parallel zur Straße - verlaufen.

(3) *Straße*. Hier handelt es sich um den eigentlichen Straßenraum.

Diese drei Räume sollen nun im Hinblick auf die Häufigkeit der Benutzung (Hypothese 5,1), die Wahl der Interaktionspartner (Hypothese 5,2) und das Verhältnis von Einzeltätigkeiten und Interaktionen (Hypothese 5,3) miteinander verglichen werden.

Hypothese 5,1: In den Zwischenbereichen finden im Vergleich zu Wohnweg und Straße am wenigsten häufig Tätigkeiten statt.

Aus Tab.7 geht hervor, daß der Anteil der Tätigkeiten mit 18% in den Zwischenbereichen am geringsten ist. Mit 34% ist der Anteil auf der Straße fast doppelt so hoch. Als deutlich am häufigsten benutzter Raum stellt sich mit 48% der Anteil der Wohnwege dar.

Tab.7: Verteilung der Anzahl der Tätigkeiten auf Straße, Wohnwege und Zwischenbereiche

	Personen abs.	%
Straße	340	34,38
Wohnwege	471	47,62
Zwischenbereiche	178	18,00
Insgesamt	989	100,00

Hypothese 5,2: Die Art der Interaktionspartner verändert sich von den Zwischenbereichen über Wohnweg und Straße von vornehmlich Verwandten bis zu vornehmlich Nachbarn.

Mit 50% ist der Anteil der Interaktionen zwischen Verwandten in den Zwischenbereichen ungefähr doppelt so hoch wie in den Bereichen Wohnweg und Straße. Entsprechend liegt der Anteil der Interaktionen zwischen Nachbarn hier im Vergleich zu den beiden anderen Bereichen mit 29% am niedrigsten (Wohnweg: 36%, Straße: 37%).
Die Interaktionen zwischen Familienangehörigen und Verwandten sind auf Wohnweg und Straße mit 24% bzw. 25% nur halb so häufig wie in den Zwischenbereichen. Dies bedeutet, daß in beiden Bereichen etwa 75% aller beobachtbaren Kontakte *nicht*- verwandtschaftlicher Art sind. In Wohnweg und Straße ist also eine deutliche Zunahme in Richtung auf mehr öffentliche Interaktionen (10) zu verzeichnen.

Dennoch ist der Anteil der verwandtschaftlichen Interaktionen in diesen Räumen nicht unterzubewerten. Es wird deutlich, daß Kommunikation zwischen Familienangehörigen sich nicht auf den Innenraum der Wohnung konzentriert, sondern zu einem erheblichen Teil in der Öffentlichkeit der Siedlung stattfindet.

Mit 37% liegt der Anteil der Interaktionen zwischen *Nachbarn*, der auf der Straße stattfindet, etwas höher als der auf dem Wohnweg mit 36%.
Interaktionen mit Nicht-Eisenheimern innerhalb des Freiraums der Siedlung sind selten, finden aber mit 3% am häufigsten auf der Straße statt (gegenüber 2% auf dem Wohnweg). Das bedeutet, daß Straße und Wegenetz im wesentlichen von den Anliegern benutzt werden. Der Anteil der Interaktionen zwischen Freunden (bezogen auf die Kinder) liegt erwartungsgemäß in den Zwischenbereichen am niedrigsten. Mit 38% erreicht er auf dem Wohnweg die höchste Zahl. Der Wohnweg erweist sich damit als ein von Kindern stark frequentierter Spielbereich. Die Tatsache, daß er aber zu fast gleicher Zahl von Nachbarn als Betätigungs- und Interaktionsbereich genutzt wird (36%), läßt hier zahlreiche Berührungspunkte zwischen Kindern und Nach-

10 Unter "öffentlichen" Interaktionen werden hier pragmatisch alle Interaktionen verstanden, die nicht familiär und nicht verwandtschaftlicher Art sind. Entsprechend wird "Öffentlichkeit" als der Raum verstanden, auf den sich "öffentliche" Interaktionen konzentrieren.

barn erwarten.
Ähnlich ist die Situation auf der Straße. Hier stehen 34% Interaktionen zwischen Freunden 37% Kommunikationsprozessen zwischen Nachbarn gegenüber.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß die spezifischen räumlichen Situationen eine selektive Funktion für die Benutzer haben.

Hypothese 5,3: Auf Wohnwegen und Straße finden mehr Interaktionen und Interaktionsketten, in den Zwischenbereichen mehr Einzeltätigkeiten statt.

Diese Hypothese konnte nicht bestätigt werden. Prozentual liegt sogar der Anteil der Interaktionen und Interaktionsketten in den Zwischenbereichen etwas höher als in den anderen Bereichen (84% gegenüber 82% auf der Straße und 84% auf den Wohnwegen). Der Unterschied ist aber so gering, daß man davon ausgehen kann, daß das Verhältnis zwischen Einzeltätigkeiten und Interaktionen in den drei Unterfeldern gleich ist.

Unterschiede ergeben sich allerdings bei einem Vergleich der Ausprägung der einzelnen Kategorien des Tätigkeitenspektrums in den drei verschiedenen räumlichen Situationen (siehe Tab.8).

Die Kategorie A KOMMEN UND GEHEN ist auf Straße und Wohnweg mit 16% (Straße 16%, Wohnweg 17%) etwa doppelt so hoch wie in den Zwischenbereichen (8%). Aus der Tatsache, daß Kategorie 1 "Passieren" in den Zwischenbereichen völlig fehlt (Schlendern ist mit 3% vertreten), ist zu schließen, daß diese Bereiche nur selten zum Durchgehen benutzt werden. Aber auch auf Straße und Wohnweg ist die Zahl der Tätigkeiten, die sich auf das KOMMEN UND GEHEN beziehen, im Vergleich zur Ausprägung anderer Tätigkeiten als niedrig zu bezeichnen. Man kann also sagen: Während die Zwischenbereiche keinerlei Durchgangscharakter haben, sind Straße und Wohnweg zwar Durchgangsfunktion zuzuschreiben, diese ist aber anderen - noch näher zu bestimmenden - Funktionen untergeordnet.

Die Kategorie B BEOBACHTEN ist auf der Straße am häufigsten vertreten. Mit 8% liegt sie ungefähr doppelt so hoch wie in den Zwischenbereichen (4%) und auf den Wohnwegen (3%). Das ist insofern überraschend, als man mit Straße heute die Tätigkeit Beobachten nicht ohne weiteres verbinden kann. Es bleibt zu prüfen, welche Faktoren dazu beitragen, daß relativ viele Personen sich beobachtend im Straßenraum aufhalten.

Die Kategorie C GESPRÄCHE liegt mit 34% in den Zwischenbereichen etwas über dem Anteil auf der Straße (29%)

und merklich über dem auf den Wohnwegen (23%). Wenn weiter differenziert wird in "kurzer Wortwechsel" (11) und "Unterhaltung" (12), kann festgestellt werden, daß der prozentuale Anteil der Kategorie "Unterhaltung" auf der Straße und in den Zwischenbereichen fast gleich ist (Straße: 24%, Zwischenbereiche: 25%). Mit 16% kommt die Unterhaltung auf den Wohnwegen deutlich am wenigsten häufig vor. Besondere Beachtung verdient wiederum ihr hoher Anteil auf der Straße. Diese Tatsache bestätigt den oben gewonnenen Eindruck, daß die Straße keineswegs nur Durchgangsweg zu den Wohnungen ist, sondern daß sie als Raum, in dem man sich aufhält und mit anderen Personen trifft, benutzt wird.

Die Kategorie D ARBEITEN ist auf der Straße am stärksten ausgeprägt. Mit 22% ist ihr Anteil dort mehr als doppelt so hoch wie in den Zwischenbereichen (11%) und fast doppelt so hoch wie auf den Wohnwegen (13%). Das liegt vor allem daran, daß auf der Straße das "Einkaufen" hinzukommt. Durch diverse Wagen, die mit Lebensmitteln herumfahren, wird diese Tätigkeit in den Wohnbezirk eingebracht.
18% der Formen der Arbeit auf der Straße stellen Reparaturen und Bastelarbeiten dar. Es handelt sich hier vor allem um das Ausbessern von Fenstern, Regenrinnen u.a. und um Autoreparaturen.

Wenn der Anteil dieser Tätigkeiten am Tätigkeitenspektrum zunächst niedrig erscheint, so muß bedacht werden, daß nicht alle Aktivitäten im Freiraum in die Zählung mit einbezogen werden konnten, da das Beobachtungsfeld der Tätigkeitenkartierung eingegrenzt werden mußte. So konnte z.B. das Bauen von Lauben, das vornehmlich in den Nutzgärten auf dem "Feld" geschieht, nicht mit in die Zählung eingehen.
Ähnliches gilt für die Kategorie "Gartenarbeit". Hier konnten nur die Aktivitäten gezählt werden, die sich auf die zwischen den Häusern befindlichen Ziergärten in den Zwischenbereichen beziehen. Wie leicht einsichtig ist, erfordern aber die außerhalb des Beobachtungsfeldes liegenden Nutzgärten sehr viel mehr an Arbeit. Der hohe Anteil der Kategorie 3 innerhalb der

11 Unter "kurzer Wortwechsel" wird hier und im folgenden verstanden: gegenseitige Zurufe, z.B. vom Fenster zur Straße oder vom Bürgersteig zur Tür. Räumlich sind sie durch einen gewissen Abstand definiert.

12 "Unterhaltungen" sind Gespräche, bei denen die Personen dicht beieinander stehen und miteinander reden.

Wohnwege, der sich zu rund 50% aus der Tätigkeit "In den Garten gehen bzw. kommen" ergibt, läßt überdies darauf schließen, daß der Garten, insbesondere der Nutzgarten, ein häufig frequentierter Ort im Freien ist.
Insgesamt nimmt die Arbeit als Betätigungsform der Bewohner im Freien eine wichtige Stellung ein.

Die Kategorie E FREIZEITGESTALTUNG ist in den Zwischenbereichen am stärksten vertreten. Der Anteil der gezählten Personen ist hier mit 24% doppelt so hoch wie auf den Wohnwegen (12%) und sogar viermal so hoch wie auf der Straße (6%). Auf der Straße beschränkt sie sich im wesentlichen auf das "Spielen mit Kindern". In den Zwischenbereichen nimmt die Kategorie "Im Freien sitzen" eine Hauptstellung ein. Ihr Anteil liegt mit 16% etwa doppelt so hoch wie auf den Wohnwegen (8%).

Kategorie F KINDERSPIELE: Die Wohnwege erweisen sich als die Hauptschauplätze der Kinder. Kinderspiele sind dort mit 32% aller Tätigkeiten am meisten vertreten. Auf der Straße liegen sie mit 18,24 % geringfügig über dem Wert in den Zwischenbereichen mit 17,98 %.

Tab.8: Tätigkeitenspektrum in Straße, Wohnwegen und Zwischenbereichen

	Straße		Wohnwege		Zwischenbereiche	
	abs.	%	abs.	%	abs.	%
A KOMMEN UND GEHEN						
1. Passieren	7	2,06	14	2,97	-	-
2. Schlendern	6	1,77	21	4,46	6	3,37
3. In Haus,Stall, Garten gehen bzw. aus diesen kommen	20	5,88	35	7,43	6	3,37
4. Fahrrad,Moped,Auto fahren bzw. aus diesen aussteigen	22	6,47	8	1,70	3	1,69
	55	16,18	78	16,56	15	8,43

Fortsetzung von Tab.8:

	Straße		Wohnwege		Zwischenbereiche	
	abs.	%	abs.	%	abs.	%
B BEOBACHTEN						
5. Im Freien stehen und gucken	14	4,12	8	1,70	1	0,56
6. Aus dem Fenster gucken	8	2,35	-	-	-	-
7. Den Tätigkeiten anderer zusehen	6	1,76	8	1,70	7	3,93
	28	8,23	16	3,40	8	4,49
C GESPRÄCHE						
8. Kurzer Wortwechsel	16	4,71	35	7,43	16	8,99
9. Unterhaltung	83	24,41	73	15,50	45	25,28
	99	29,12	108	22,93	61	34,27
D ARBEITEN						
10. Gartenarbeit	-	-	13	2,76	8	4,49
11. Hausarbeit	3	0,89	29	6,16	6	3,37
12. Straße und Hof-Sauberhaltung	11	3,24	1	0,21	1	0,56
13. Reparaturen und Bastelarbeiten	14	4,12	16	3,40	4	2,25
14. Auto, Moped waschen	10	2,94	2	0,42	-	-
15. Einkaufen	38	11,18	-	-	-	-
	76	22,35	61	12,95	19	10,67

Fortsetzung von Tab.8:

	Straße		Wohnwege		Zwischenbereiche	
	abs.	%	abs.	%	abs.	%
E FREIZEITGESTALTUNG						
16. Im Freien sitzen (Bank, Laube)	–	–	38	8,07	29	16,29
17. Karten spielen	–	–	–	–	4	2,25
18. Lesen	–	–	3	0,63	2	1,12
19. Grillen	–	–	3	0,63	4	2,25
20. Beschäftigung mit Tieren	1	0,29	3	0,63	1	0,56
21. Spielen mit Kindern	19	5,59	11	2,34	3	1,69
	20	5,88	58	12,31	43	24,16
F KINDERSPIELE						
22. Motorische Spiele	52	15,30	60	12,74	9	5,06
23. Konstruktions-spiele	10	2,94	36	7,64	5	2,81
24. Rollenspiele	–	–	37	7,86	10	5,62
25. Andere Spiele	–	–	17	3,61	8	4,49
	62	18,24	150	31,85	32	17,98

Aufgrund der oben ermittelten Fakten lassen sich Aussagen über den spezifischen räumlichen Charakter der drei Unterfelder und mögliche Auswirkungen in bezug auf Kommunikation machen.

7.1 Zwischenbereiche

Für die Zwischenbereiche konnte festgestellt werden:
- Im Vergleich zu Wohnweg und Straße halten sich hier deutlich am wenigsten Personen auf.
- Der Interaktionsanteil ist mit über 80 % am Gesamtspektrum der Tätigkeiten außerordentlich hoch und unterscheidet sich nicht von dem in den anderen Bereichen. Es differiert allerdings die Wahl der Interaktionspartner. Die Hälfte aller Interaktionen finden hier zwischen Familienangehörigen und Verwandten statt.
- Dabei sind Gespräche als Form der Interaktion besonders stark vertreten.

Diese Fakten charakterisieren die Zwischenbereiche als Räume mit relativ starkem Privat- und Intimcharakter. Das ist vor allem deshalb erstaunlich, weil sie gleichzeitig Wege darstellen, die die Wohnungen von der Straße her zum Wohnweg hin erschließen. Die Kartierung ergab, daß diese Wege in der Regel vornehmlich von Anwohnern und deren Besuchern benutzt werden, obwohl sie öffentlich zugänglich sind.
Auch die Tatsache, daß die Regelung der Wohnungsverwaltung - wonach die Bewohner der rückwärtigen Wohnung das Recht haben, den Zugang rechts von der Straße zu benutzen, diejenigen der vorderen Wohnung den Zugang links von der Straße - weitgehend eingehalten wird, deutet darauf hin, daß der relativ intime Charakter von den Bewohnern gewünscht wird.

Dieser Eindruck wird dadurch bestätigt, daß sich hier der Hauptanteil der Freizeitgestaltung abspielt. Man sitzt zusammen auf der Bank oder in der Laube, man spielt Karten, man grillt oder liest Zeitung. Diese Tätigkeiten finden vornehmlich zusammen mit Familienangehörigen statt. Die Lauben in den Ziergärten sind so gebaut, daß sie von der Straße her nicht unmittelbar einsehbar sind. Die Leute haben also hier die Möglichkeit, sich eine Art "grünes Zimmer" zu gestalten, in dem sie mit ihren Verwandten im Freien sitzen können. Die Tatsache, daß diese Form nur selten genutzt wird - in der Werrastraße befinden sich nur drei Lauben dieser Art - zeigt allerdings, daß der Privatheitscharakter dieser Bereiche nur ein relativer ist. Die meisten Bewohner wählen die Bank vor der Haustür, die sowohl von der Straße als auch vom Wohnweg her voll einsehbar ist und dokumentieren damit, daß das Zusammentreffen mit Nachbarn sich nicht zwangsläufig ergibt, sondern erwünscht ist.

Dafür spricht auch die Tatsache, daß immerhin 28 % aller Kontakte in diesen Bereichen, die den Privatgärten anderer Bauformen entsprechen, zwischen Nachbarn stattfinden.
Interaktionen ergeben sich vor allem während der Arbeit. Gartenarbeit findet hier zwar vornehmlich als Einzeltätigkeit statt: Meist wird der Ziergarten entweder vom Mann oder der Frau in Ordnung gehalten. Bei der Hausarbeit handelt es sich um Arbeit, die die Hausfrau bei schönem Wetter vor der Tür verrichtet (Gemüse putzen, Kartoffeln schälen). Beide Formen der Arbeit sind Tätigkeiten, die - weil sie im Freien stattfinden - schnell zur Kontaktaufnahme mit anderen Personen führen.
Die Intimität ist folglich in ihrer Ausprägung nicht zu vergleichen mit derjenigen, die die meisten Gärten vornehmlich mittelschichtenbewohnter Gegenden haben. Als wichtige Kriterien sind hier *Einsehbarkeit* und *Zugänglichkeit* zu nennen. Der Raum ist, da er nicht durch Tor oder Gitter vom Straßenraum abgetrennt ist, jederzeit ohne Anmeldung betretbar. Diese potentielle Zugänglichkeit kann ebenfalls von den Bewohnern als gewünscht angesehen werden, da andernfalls die Gitter sicher schon in Eigenarbeit angebracht worden wären. Dies ist nur an zwei Stellen der Siedlung der Fall.

Potentiell kann also jeder um jedes Haus - abgesehen von den oben genannten zwei Ausnahmen - herumgehen. Diese Möglichkeit wird aber weitgehend nur von Kindern wahrgenommen, z.B. beim Fangenspielen, Versteckenspielen, beim Dreirad- und Fahrradfahren. Dabei beschränken sie sich keineswegs auf das Haus, in dem sie selbst wohnen, sondern beziehen auch Nachbarhäuser mit ein.

Wie sehr von Kindern diese Möglichkeit, um das gesamte Haus herumzulaufen, als Szenerie genutzt wird, wurde für mich bei einem Theaterspiel deutlich, das eine Kindergruppe in der Werrastraße inszeniert hatte. Jedesmal, wenn die Akteure sich vor dem aus Nachbarn und Nachbarkindern bestehenden Publikum verbeugten, liefen sie um das gesamte Haus herum, um sich dann anschließend erneuten Applaus zu holen.

Rollenspiele bilden den Hauptanteil der Kinderspiele in diesen Bereichen. Die Kleinräumlichkeit und die Nähe zur Wohnung, aus der man notwendige Requisiten holen kann, begünstigen diese ruhigen Spiele. Es sind vornehmlich kleinere Kinder, die hier in unmittelbarer Nähe zur Mutter ihren Spielbereich suchen.

Der relative Intimcharakter, der diese Zwischenbereiche von Wohnweg und Straße unterscheidet, läßt Zusammenhänge zwischen räumlichen und sozialpsychologischen Faktoren vermuten.
Die Zwischenbereiche stellen eine unmittelbare Verbindung zwischen Innen- und Außenraum dar. Sie bilden somit eine Art *Pufferzone* zwischen dem Intimbereich der Wohnung und dem Öffentlichkeitsbereich der Siedlung. In bezug auf das Eingehen von Interaktionen erweist sich diese Pufferzone als psychisch wichtige Komponente. Von der Sicherheit, die das eigene Territorium gibt, kann der Außenraum zunächst überblickt und abgeschätzt werden. Diese Art von Übergängen zwischen Privatraum und Öffentlichkeitsraum fehlt in Mehrfamilienhäusern herkömmlicher Bauart und in Hochhausbebauungen.

Wesentlich ist, daß die räumlichen Übergangs- und Zwischenformen in Eisenheim in ihren Funktionen nicht starr festgelegt sind, sondern - je nach Bedürfnis - verschiedene Möglichkeiten zulassen. So hat, wie gezeigt wurde, jeder der Anwohner die Möglichkeit, sich die abschirmende Laube in den Ziergarten zu setzen. Die Tatsache, daß es nur wenige tun, läßt darauf schließen, daß es ihnen nicht darum geht, den Freiraum als "Privatraum unter freiem Himmel" zu nutzen, sondern daß die Kommunikationsfunktion im Vordergrund steht.

7.2 Wohnweg

Auf der Rückseite der Häuser - parallel zur Straße - verläuft ein ca. fünf Meter breiter Weg, der von den Eisenheimern Wohnweg genannt wird (vgl. Abb.3).

Aus der Kartierung ergab sich folgendes:

- Der Wohnweg ist derjenige Bereich innerhalb des beobachteten Freiraums, der weitaus am häufigsten benutzt wird. Fast die Hälfte aller Aktivitäten spielen sich hier ab.
- Nur ein Viertel aller Interaktionen finden zwischen Familienangehörigen statt. Über ein Drittel der Kontakte ereignen sich zwischen Nachbarn. Den Hauptanteil stellen mit 38 % die Interaktionen der Freundesgruppen der Kinder.

Der Wohnweg erweist sich somit als ein Treffpunkt nicht-verwandtschaftlicher Kommunikation. Auch die Interaktionen, die zwischen Familienangehörigen stattfinden, spielen sich vor der Szene nachbarschaftlicher Aktivitäten ab.



Viele menschliche Vorgänge finden auf dem Wohnweg
Öffentlichkeit.

Es ist hier im Vergleich zu den Zwischenbereichen eine noch stärkere Öffnung vom Privaten in Richtung Öffentlichkeit festzustellen.

Das wird durch die Tatsache unterstrichen, daß der Wohnweg ebenso häufig als Durchgangsweg benutzt wird wie die Straße. Im Gegensatz zu dieser schlendert man hier eher und läßt sich Zeit, benutzt den Weg nicht nur zum Passieren, sondern "genießt" ihn als Spazierweg. Das Schlendern hat hier pro-kommunikative Funktion wie das BEOBACHTEN. Letzteres ist in diesem Bereich mit 3,4 % relativ gering vertreten. Diese Zahl muß aber in Beziehung zu der Zahl der Personen, die bereits kommunizieren, gesetzt werden. Deren Anteil ist mit fast 84 % bereits sehr hoch.

GESPRÄCHE stellen zwar auch auf dem Wohnweg die häufigste Form der Interaktion zwischen Erwachsenen im Freien dar, treten aber gegenüber Zwischenbereichen und Straße zurück.
Stattdessen kommt hier eine neue Dimension der Inter-

aktion zwischen Nachbarn hinzu: *das gemeinsame ARBEITEN*. Arbeit findet in diesen Bereichen zwar auch als Einzeltätigkeit statt, wenn es sich um vom Haus ins Freie verlegte Tätigkeiten handelt wie Erbsen pellen, Stricken, Wäsche aufhängen. Aber freiraumspezifische Tätigkeiten wie Reparaturen an Haus, Stall, Auto, Rädern werden oft mit Nachbarn zusammen ausgeführt. Besonders bei größeren komplizierten Vorhaben bittet man nicht selten einen Nachbarn, dessen Geschicklichkeit man kennt, um Hilfe. Oft geschieht das Zusammenarbeiten aber auch spontan. Man sieht den anderen vor dem Moped knien, kommt dazu, gibt seine Ratschläge und greift in den Prozeß mit ein.
Eine Reihe von Bastelarbeiten waren dem Beobachtungsfeld entzogen. So gibt es einige Rentner, die sich im Garten eine Tischlerwerkstatt eingerichtet haben und hier Holzarbeiten für den eigenen Bedarf und für die Nachbarschaft ausführen. Andere haben sich auf das Anlegen von Teichen spezialisiert. Motoren von ausgedienten Waschmaschinen werden für die Pumpen der Umwälzanlagen verwandt. Ein Rentner baut aus Zement Burgen und kindgroße Gestalten. Sie sind inzwischen auf die Vorgärten der gesamten Siedlung verteilt. Hier wird deutlich, daß die Kategorien Arbeit und Freizeitgestaltung nicht immer deutlich gegeneinander abgrenzbar sind. Handwerkliches Produzieren ist zwar einerseits oft ökonomisch notwendige Arbeit, andererseits aber eine Tätigkeit, die die Leute ausgesprochen gern tun. Arbeit ist in Eisenheim in den verschiedensten Formen sichtbar. Nimmt man nun die Tatsache hinzu, daß sich auf dem Wohnweg auch der größte Teil der Kinder aufhält, so sind hier in bezug auf deren Sozialisation wichtige Impulse zu erwarten (s. Kap.8).

Es stellt sich nun die Frage, welche Faktoren das vielfältige Geschehen auf dem Wohnweg begünstigen.

Als wichtig erweist sich hier die von der Anlage bereits vorgegebene Mischung verschiedener Funktionen. Der Wohnweg ist

- *Durchgangsweg* für die Siedlungsbewohner. Er wird zwar als solcher relativ wenig benutzt, ist aber potentiell von jedem Eisenheimer betretbar.
- Er ist auch *Weg für die Anwohner*, wenn sie z.B. ihre Nachbarn besuchen wollen.
- *Spazierweg* ist er vor allem für Rentner. Wenn sie "Luft schnappen" wollen, schlendern sie gern den Wohnweg entlang.
- Als intensiver *Spielbereich* wird er von den Kindern benutzt.

- Für die Anwohner hat er eine Art *Hof- oder Terrassenfunktion*. Der private Bereich der Wohnung öffnet sich nach außen. Er verlängert sich in den Freiraum, aber nicht - wie bei anderen Wohnformen - in den privaten Garten, sondern auf den Weg.

Die *Verfügbarkeit des öffentlichen Raumes* wird z.B. daran sichtbar, daß man Utensilien des täglichen Gebrauchs im Freien stehen lassen kann wie Eimer, Besen, Stühle. Sie erzeugen eine Atmosphäre wohnlicher Unordnung. Sie steht völlig im Gegensatz zur sterilen Ordnung und Glätte der Umgebung von Hochhäusern, die ein Zeichen dafür ist, daß der einzelne Bewohner keinerlei Verfügungsmöglichkeit über den Freiraum hat. Eisenheim besitzt im Freien eine Fülle von Gegenständen, die benutzbar sind: Bänke, Lauben, Schaukeln, Teppichstangen, die gleichzeitig als Turnstangen dienen, Hundehäuser, Schuppen, Miniaturburgen, einen Schraubstock, Schubkarren, Holz, Steine und anderes Material. Alle diese Dinge, die zum Tun anregen, machen den Wohnweg zum Raum aktiven Produzierens.

7.3 Straße

Die Straße ist neben dem Wohnweg ein außerordentlich stark frequentierter Raum sowohl nachbarlicher (37%) als auch familiärer (25%) Interaktionen und solcher zwischen Freunden der Kinder (34%). Interaktionen mit Nicht-Eisenheimern weisen hier im Vergleich zu den Wohnwegen und Zwischenbereichen den höchsten Prozentsatz auf (3%).

Die Tatsache, daß es sich bei 82 % aller Tätigkeiten auf der Straße um Interaktionen handelt, zeigt, daß die Straße nicht nur als Durchgangsweg - wie es heute in anderen Stadtbereichen überwiegend der Fall ist - fungiert, sondern als Raum in vielfacher Weise benutzt wird. Nur 16 % aller Tätigkeiten beziehen sich auf die Kategorie A KOMMEN UND GEHEN.

8 % der Personen, die sich im Straßenraum aufhalten, stehen an der Hausecke, auf dem Bürgersteig, vor der Haustür oder gucken aus dem Fenster. Es handelt sich - wie an anderer Stelle bereits ausgeführt wurde - vornehmlich um solche, die gleich danach eine Interaktion beginnen.

Die Zahl der Leute, die auf der Straße verbal kommunizieren, muß mit 29 % der Gesamttätigkeiten als außerordentlich hoch bezeichnet werden. Innerhalb dieser Kategorie tauschen nur 16 % einen kurzen Wortwechsel

aus, während sich 84 % unterhalten. Die Straße wird also als Raum angenommen, in dem verbaler Informationsaustausch eine große Rolle spielt.



Die Straße ist ein Ort vielfältigen Lebens. Hier wird gearbeitet, beobachtet und miteinander geredet.

Die Straße ist aber auch der Ort, in dem sich verschiedenste Formen von Arbeit abspielen. Das ist um so erstaunlicher als es sich von der Struktur her um ein reines Wohngebiet handelt. Da hier weder Läden noch Werkstätten sind, muß ein Prozentsatz von 22 % Aktivitäten, die unter die Kategorie ARBEIT zu subsumieren sind, erstaunen. Als besonders zahlreich sind hier Reparaturen am Haus zu verzeichnen. Die Leute streichen weitgehend ihre Fenster selbst, bessern Regenrinnen aus, reparieren ihre Haustüren u.a.

Im Gegensatz zu Wohnweg und Zwischenbereichen ist die Freizeitgestaltung auf der Straße eingeschränkt. Sie beschränkt sich im wesentlichen auf das "Spielen Erwachsener mit Kindern". Das hängt wohl auch mit der Tatsache zusammen, daß es auf der Straße keine Möglichkeit zum Sitzen gibt. Früher hatten die Häuser allerdings auch neben den Haustüren zur Straße hin Bänke. Von vielen Bewohnern wurde bereits der Wunsch geäußert, diese wieder anzubringen. Das zeigt, daß die

Leute ein Interesse daran haben, die Straße als Raum, in dem man sich aufhalten kann, zu benutzen.

Von Kindern wird die Straße vor allem für Spiele benutzt, die Platz brauchen. Motorische Spiele stehen hier im Vordergrund: Ball spielen, Rollschuh laufen, Radfahren. Auch Jugendliche und Erwachsene sieht man hier nach Feierabend Federball oder Fußball spielen.

Gefragt werden muß nun wiederum nach räumlichen Faktoren, die das Annehmen der Straße als vielfaches Betätigungsfeld begünstigen.

Die Werrastraße wirkt auf den Benutzer in Längsrichtung geschlossen: sie ist nicht allzu lang (rund 100 m); an der Nordseite steht ein Haus quer in der Flucht. Dadurch erhält die Straße *Binnenhofcharakter*. Erst beim Gehen kann sich der Blick durch die sich zwischen den Häusern befindlichen Ziergärten auf Wohnweg und dahinterliegende Gärten richten.

Die Breite der Straße ist mit 9 Metern so bemessen, daß gut Ruf- und Blickkontakte von einer Straßenseite zur anderen möglich sind, auch von einem Fenster zum anderen. Andererseits sind die Häuser gegeneinander versetzt. Dadurch sieht man nicht geradeaus zur Wohnung des Nachbarn, sondern schräg. Die Nähe relativiert sich also. Außerdem entsteht auf diese Weise zwischen jeweils drei Häusern ein dreiseitig umschlossener Raum. Von der Straße aus blickt man abwechselnd an einer Seite auf eine Hausfassade und an der anderen Seite zwischen Häuser hindurch ins Grüne.

Die Höfe im Berliner Arbeitervierel Kreuzberg, die *Klaus Duntze* untersuchte, haben - bei vieler Verschiedenheit - in einem wichtigen Punkt eine vergleichbare Struktur: "Bis auf Ausnahmen haben die Höfe hier genau die räumlichen Ausmaße, die am Leben der Nachbarn optisch und akustisch so weit teilnehmen lassen, daß diese nicht als anonymes, sondern als personales Gegenüber erscheinen. Teilnahme und Distanz sind hier ausgewogen; man weiß voneinander, ohne sich unerträglich nahe zu sein." (DUNTZE, 1975, S.87).
Das Wissen um diese Ausgewogenheit in den Dimensionen, das immer ein "Sowohl - als auch" umschließt, artikuliert auch dieser Eisenheimer:

"Die Häuser sind hier weit auseinander und doch nah beisammen. Wir brauchen diese Freiheit und dieses Zusammengehörigkeitsgefühl."

Die Straße hat so gut wie keinen Durchgangsverkehr. Die Anlieger fahren langsam und nehmen Rücksicht, da sie jeden Bewohner kennen und wissen, daß die Straße nicht nur Verkehrsweg ist, sondern auf vielfältige Weise benutzt wird.

Allen drei Bereichen (Straße, Wohnwege, Zwischenbereiche) gemeinsam ist die stark ausgeprägte Tendenz, von den Bewohnern als "Treffpunkt" benutzt zu werden. Die Durchgangsfunktion ist gegenüber der Handlungs- und Kommunikationsfunktion sekundär.

Keinem der drei Bereiche kann eine Funktion zugesprochen werden, die den anderen fehlt. Diese sind nur - entsprechend unterschiedlichen räumlichen Voraussetzungen - unterschiedlich stark ausgeprägt.
Es gibt hier also keine Monofunktionalität. Im Grunde sind - und das macht einen Hauptzug ihrer Qualität aus - alle Räume variabel nutzbar. Die räumliche Situation schreibt nichts vor, sondern bietet Möglichkeiten.

Genau dieses Moment der eigenen Verfügbarkeit ist es, das in den Außenräumen der neuen Wohnblocks fehlt. Parkplätze sind dort auf die Funktion des Parkens von Autos festgelegt, Spielplätze auf die Funktion Spielen, also fixiert auf eingeschränkte Altersstufen.
Die Möglichkeiten der Mischung vieler Funktionen geben aber - wie oben gezeigt werden konnte - gerade die Punkte, wo sich Einzeltätigkeiten zu Interaktionen verdichten, wo verschiedene Altersstufen aufeinanderstoßen.
Dadurch daß der Raum gleichzeitig als Spiel-, Erholungs- und Arbeitsbereich benutzt wird, gibt es *Anlässe* für Interaktionen.

Im Hochhaus werden Anlässe zum Eingehen von Interaktionen dagegen z.B. durch Faktoren wie Aufzug und auf der Etage vorhandene Müllschlucker auf ein Minimum reduziert.

Es darf als sicher angenommen werden, daß ein nicht unerheblicher Teil der Interaktionen, die im Freiraum der Siedlung beobachtet wurden, bei ungünstigeren baulichen und räumlichen Voraussetzungen unterblieben wäre.

Frau W. erzählt von ihrem früheren Nachbarn, der noch lange Zeit, wenn er von der Arbeit kam, durch die Siedlung nach Hause fuhr.

"Wenn wir auf der Bank saßen, dann stellte er sein Moped hin und kam. - Wenn wir nicht auf der Bank saßen, fuhr er weiter."

Räume setzen also Bedingungen. Indem sie ein eingeschränktes oder ein variationsreiches Tätigkeitenspektrum zulassen, wird ihre Benutzung verhindert oder nahegelegt.

Ausgehend von der Tatsache, daß der Freiraum nichts

vorschreibt, sondern nur zuläßt, lassen sich Rückschlüsse auf das Kommunikationsverhalten der Bewohner ziehen. Es wurde gezeigt, daß der überwiegende Teil der Personen, die sich draußen aufhalten, miteinander kommuniziert. Kann man hier von "Zwangskontakten" (13) sprechen? Wenn die Räume so variabel nutzbar sind, daß alles möglich ist, vom Rückzug bis zur völligen Einsehbarkeit, wenn die erste Möglichkeit aber nur vereinzelt genutzt wird, so muß angenommen werden, daß von den Leuten selbst die Bedingungen so geschaffen werden, daß sie Kommunikation mit anderen in hohem Maße zulassen. Das Zusammentreffen mit den Nachbarn wird nicht nur geduldet, sondern gewünscht und die Verhältnisse über die vorgegebenen räumlichen Bedingungen hinaus so eingerichtet, daß es geschehen kann.

Lassen sich - so lautet die nächste Frage - Bestimmungsmerkmale für einen Raum aufzeigen, der zum Aufenthalt, zur Betätigung und damit auch zu Interaktionen auffordert? Welcher Raum hat "Möglichkeiten" und gibt "Anlässe"?

9 Bestimmungsmerkmale für einen pro-kommunikativen Raum

Es konnte für die Arbeitersiedlung Eisenheim gezeigt werden, daß ein Raum um so mehr Anlässe für Tätigkeiten und Kommunikation gibt, je mehr Möglichkeiten er bietet.

Es zeigte sich, daß
- der Freiraum von zahlreichen Personen benutzt wird,
- von diesen ein sehr großer Prozentsatz miteinander kommuniziert,
- das Tätigkeitenspektrum groß ist,
- Tätigkeiten oft Katalysatorfunktion für Interaktionen haben,
- Interaktionen ihrerseits wieder zu weiteren Interaktionen (Interaktionsketten) führen können.

Zusammenhänge zwischen:
- *Raum,*
- *Tätigkeiten* und
- *Kommunikation* wurden deutlich.

13 *Herlyn* spricht von einer "Befreiung von den durch Bauformen möglicherweise erzwungenen Kontakten" und davon, daß "Wohnhochbauten entscheidende Schritte zur Befreiung von nachbarlichen Zwangskontakten getan" haben (HERLYN, 1970, S.63 und 62).

"Pro-kommunikative", d.h. Kommunikation begünstigende Räume sind - so wird hypothetisch angenommen - durch folgende Bestimmungsmerkmale gekennzeichnet:

- *Maßstäblichkeit und Überschaubarkeit*
  Schnelle Orientierungsmöglichkeiten in Räumen scheinen Kommunikation zwischen Personen zu begünstigen.
  Heide Berndt weist auf folgende Zusammenhänge hin: "Die Unterklassenquartiere, die gut funktionierende und emotionell bedeutsame Nachbarschaftsbeziehungen hatten - soweit sie untersucht wurden (Boston Westend) - besitzen eine traditionelle Form von Erschließungssystem: nämlich Straßen mit längsseitig aufgestellten Häusern." (BERNDT, 1968, S.153).
  Leicht überschaubare Straßen bieten schnell wahrnehmbare Orientierungschancen.
  Wenn Räume oder Bauten bestimmte, noch näher zu definierende Überschaubarkeits- und Größenverhältnisse übersteigen, verlieren sie den Maßstab, der es Menschen erlaubt, sich in ihnen zu orientieren. Es wird dann nur noch vage Ferne, Weite, Größe assoziiert.
  Überschaubarkeit hat Orientierungsfunktion.

- *Räumliche Fixpunkte*
  Whyte macht auf die Funktion kleiner Abgrenzungen innerhalb eines großen Raumes aufmerksam. "Bei jedem zweiten Haus liegen gewöhnlich zwei Einfahrten nebeneinander; wo sie zusammentreffen, entsteht ein natürliches Sitz-, Babyüberwachungs- und Schwatzzentrum, und hier entsteht eher eine Freundschaft als quer über den ununterbrochenen Rasen auf der anderen Seite der Häuser." (WHYTE, 1958, S.344).
  Solche räumliche Fixpunkte sind in Eisenheim z.B.
  - die Hausecke
  - die Situation Fenster/Bürgersteig
  - die Bank neben der Haustür.

Dagegen reizen offensichtlich lange Flure oder plane Rasenflächen, das sogenannte "anonyme Grün" vor Hochhäusern, nicht zum Aufenthalt. Es kann beobachtet werden, daß Menschen in großen Räumen dazu tendieren, sich dort aufzuhalten, wo durch Objekte oder Abgrenzungen räumliche Fixpunkte gesetzt sind. In Cafés werden die Tische in Nischen oder mit kleinen Brüstungen umgeben bevorzugt. Auf einer



Vor der vertrauten Hauswand kann sich der Wohnraum ins Freie, in die Öffentlichkeit verlängern.

Wiese läßt man sich unter einem Baum nieder, nicht nur weil er Schatten spendet. Kinder bevorzugen solche Fixpunkte, wenn sie sich ein Haus oder eine Bude bauen.

Räumliche Fixpunkte haben Schutzfunktion.

- *Unterscheidbare, identifizierbare Elemente*

  In Eisenheim ist jeder Bereich klar identifizierbar im Hinblick auf seine Zugehörigkeit und Benutzbarkeit. Jeder hat die Möglichkeit, auch den Außenbereich der Wohnung so zu gestalten, daß man ihn als einer bestimmten Person zugehörig erkennt. "Vertrautsein setzt unter anderem voraus, daß der Ort klar von anderen unterschieden ist (Individualität, Originalität)." (RUDOLPH, 1969, S.77).

  Nach dem Prinzip der Reihung gebaute Wohnblocks bieten keine Anhaltspunkte für Identifikation. Wenn ein Bewohner "nach Hause kommt", kann sich das Bewußtsein, "daheim" zu sein, erst in dem Augenblick einstellen, da er die eigene Wohnungstür öffnet, also in seine privaten Innenräume tritt. Nach außen gibt es kaum etwas, was als Anhaltspunkt für die Identifikation mit seiner Wohnung dienen könnte.

Möglichkeiten einer Zuordnung von Personen und Räumen sind weitgehend reduziert.
Unterscheidbare, leicht wiedererkennbare Elemente haben Identifikationsfunktion.

- *Funktionsmischung*
  Katrin Zapf berichtet: "... die von Architekten ersonnenen Treffpunkte in Treppenhäusern von Wohnblocks blieben unbenutzt, die eingeplanten Nachbarschaftsetagen wurden mangels Interesses in Wohnungen umgebaut". (ZAPF, 1969, S.28). Das Resümee, das sie aus diesen Ergebnissen zieht, nämlich das Konstatieren mangelnder Kommunikationsbedürfnisse der Bewohner, ist aber erst gerechtfertigt, wenn folgenden Fragen nachgegangen ist: Haben diese von Architekten geplanten Kommunikationseinrichtungen wirklich Voraussetzungen, die sie für die Benutzer annehmbar machen?
  Sind in solchen Räumen u.U. Angstschwellen eingebaut, die erst nach langen Gewöhnungsprozessen überbrückbar sind? Räume, die abgestellt sind für die Funktion Kommunikation, scheinen ihren Zweck oft gerade deshalb in unzureichendem Maße zu erfüllen, weil sie in ihrer Monofunktionalität den gleichen Einschränkungen unterliegen wie der nur noch zum Kaufen angelegte Supermarkt. Demgegenüber stellt sich in Bereichen, in denen sich verschiedene Funktionen mischen, Kommunikation gleichsam nebenbei ein.
  Räume mit Funktionsmischung haben Aufforderungscharakter.

- *Territorialität*
  Zu den oben aufgezeigten Strukturmerkmalen kommt noch ein Moment hinzu, das möglicherweise eine Erklärung dafür bietet, weshalb sich Kommunikation besonders unkompliziert in der Umgebung des Wohnumfeldes abspielt. Es ist das Moment der Territorialität.
  Verschiedene Autoren wie etwa E.T. HALL (1969) konnten nachweisen, daß Menschen bestimmte Räume als ihre eigenen, als ihr Territorium auffassen. Auf die Verletzung von dessen Grenzen reagieren sie - das zeigte *Hall* - aggressiv. Andererseits ist es aber vom eigenen vertrauten Territorium aus besonders leicht und sicher, mit anderen Menschen zu kommunizieren.

Der eigene Eingang mit darvorliegendem Weg läßt die Ausdehnung des Territoriums von der Wohnung ins Freie zu. Damit ist eine Art *Pufferzone* geschaffen, die als *Umschaltzone vom privaten in den öffentlichen Raum* fungiert. Von hier aus kann das "Revier" übersehen werden. Man kann sich angstfreier auf Neues einstellen.

Es scheint psychologisch einleuchtend: angstfreies Agieren mit anderen wird durch derlei Pufferzonen erleichtert. Das Zugehen auf partiell Fremde ist leichter vom sicheren Hort der vertrauten Haustür, von Garten oder Wohnweg aus möglich als über das "anonyme Grün" eines Wohnblocks. Im Hochhaus sind die "Umschaltzonen" zu kurz. Daher tendieren die Leute dazu, sich gegenseitig aus dem Wege zu gehen. Bewohner großer Wohnblocks schildern, daß sie oft horchen, ob jemand auf dem Flur ist und ihre Wohnung erst verlassen, wenn die Schritte verklungen sind. Räume mit den oben beschriebenen Strukturmerkmalen werden zu Interaktionsfeldern, die wesentlich durch die Interaktionen, die in ihnen stattfinden, weiter strukturiert werden. Orientierung und Identifikation sind nicht an Räume als gebaute Bühnen gebunden, sondern auch und in erster Linie an die Menschen, die auf dieser Bühne agieren.

"Simone des Beauvoir schildert die Verzweiflung, die sie als Kind befiel, als ihre Eltern in den 5. Stock zogen, wo sie nicht mehr die Menschen auf dem Boulevard beobachten konnte, denn 'die Wahrheit einer Stadt liegt in ihren Bewohnern'" (PFEIL, 1972, S.241).

10 Kommunikationsmuster
Ein exemplarisches Beispiel für spontane Kommunikation im Freien

Aus den mit Hilfe der "raumbezogenen Tätigkeitenkartierung" festgehaltenen Daten konnten verschiedene Kommunikationsformen dargestellt werden. Ebenso wurden Interaktionsgewohnheiten und -häufigkeiten zwischen verschiedenen Altersstufen aufgezeigt. Und schließlich wurden Benutzungsgewohnheiten von spezifischen räumlichen Situationen dargestellt.

Was diese Methode nicht erfaßt, ist der inhaltliche Aspekt. Wie entstehen diese Formen spontaner Kommunikation? Wie laufen sie ab?

Die Analyse eines exemplarischen Beispiels soll diese Fragen weiter verfolgen.

R.C., ein Rentner aus der Eisenheimer Straße, der in der Freizeit tischlert, bringt eine Gartenbank, die wir bei ihm bestellt haben. Wir stellen sie gemeinsam im Garten auf. J.B. kommt dazu: "Wollen Sie die hier stehen lassen? Die wird geklaut." - Nacheinander versuchen J.B. und dessen Frau und Tochter, mich davon zu überzeugen, daß die Bank zu schnell von Passanten mitgenommen werden könnte. Nach ca. fünf Minuten kommt Frau B. von der anderen Straßenseite herüber: "Soll die Bank da stehen bleiben?" - "Ja, meinen Sie nicht?" - "Doch, warum nicht?" Sie schaut sie sich genau an und geht wieder hinüber.
Auf Drängen von B. stellen wir die Bank auf die andere Seite des Gartens. Nun kommt auch A.K. "Wie, habt Ihr 'ne neue Bank?" B. und A. setzen sich beide auf die Bank und probieren sie aus. A. meint, sie sei etwas schief. B. ist der Ansicht, daß man sie besser abgeflammt hätte, statt sie hell zu lassen.

Es entwickeln sich weitere Gespräche, in denen es um Qualität und Benutzung der Bank geht.

Interaktionspartner

Am Interaktionsprozeß sind Bewohner des gleichen Hauses und der beiden nächstliegenden Häuser beteiligt:

3 Mitglieder der Familie B.
1 Mitglied der Familie Bö.
1 Mitglied der Familie K.
1 Mitglied der Familie M.
1 Mitglied der Familie G.

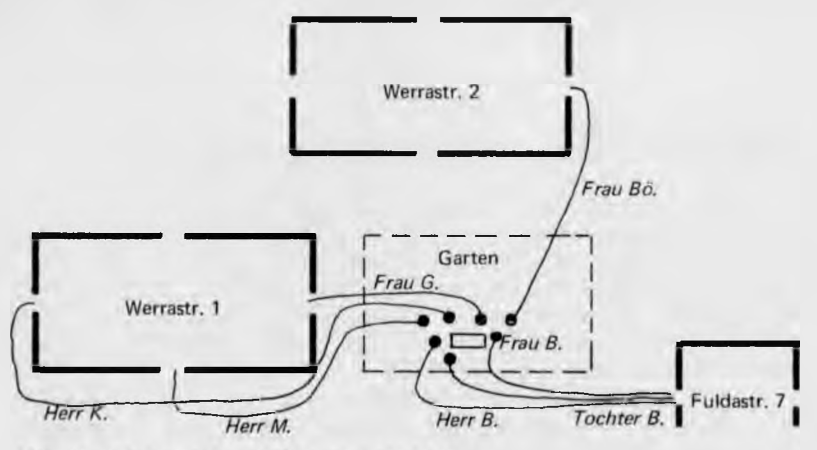


Abb.9: Eine Bank wird aufgestellt

Voraussetzung für die Interaktion:
Ein sichtbarer Anlaß fungiert als Kommunikationsvehikel
Die Sichtbarkeit des Kommunikationsvehikels als Voraussetzung für Kommunikation erklärt, warum nur Personen der unmittelbaren Umgebung sich spontan am Bankaufstellen beteiligen.

Kommunikationsablauf und -inhalt
- Die Bank wird an mehrere Stellen gesetzt, bevor sie ihren endgültigen Standort erhält, d.h. es wird handelnd ausprobiert.
- Die Bank wird erprobt. Nacheinander setzen sich K. und B. darauf, um zu prüfen, "ob man gut darauf sitzen kann". Wieder wird die Erfahrung durch Handlung gewonnen.
- Weitere Erfahrungen werden durch Diskussion gemacht.

Fragen, die sich auf den *Standort* beziehen:
"Wollen Sie die Bank da stehen lassen?" (Frau Bö.)
"Da würd' ich sie nicht stehen lassen. Die ist morgen weg. Was meinen Sie, wenn Leute hier nachts vorbeigehen und die Bank sehen. Die nehmen sie auf den Buckel, streichen sie grün und stellen sie in ihren Garten." (Herr B.)
"Was machen Sie, wenn die Bank morgen nicht mehr da ist? Ich würde sie abends immer in den Schuppen stellen ..." (Tochter B.)
"Stellt sie doch abends an die Hecke, da wird sie von der Straßenlaterne nicht beleuchtet und fällt nicht so auf." (Frau B.)

Fragen, die sich auf die *Qualität der Bank* beziehen:
"Soll sie so bleiben?"
"Wird sie noch gestrichen?"
"Sind die Beine nicht zu hoch?"
"Hätte man nicht das Holz etwas abflammen sollen? Ich meine, das hätte schöner ausgesehen."
"Gut aussehen tut sie. Aber ist sie stabil genug?"
"Welches Holz hast du genommen? Fichte? Esche? Ich meine, Esche müßte schwerer sein. Ist es nicht doch Tanne?"
"Das Holz ist jedenfalls sehr trocken verarbeitet worden. Das hat jahrelang gelegen."
"Womit hast du das Holz getränkt? Mit Xylamon? Und anschließend Lack drauf?"
"Das sind Messingschrauben. Besser hätte man die Löcher zukitten sollen. So zieht Feuchtigkeit ein, und das Holz fault an der Stelle."
"Was nimmst du dafür? Ja, gutes Holz ist teuer."

Bemerkungen, die sich auf die *Benutzung der Bank* beziehen:
"Mal sehen, welches Liebespaar da zuerst draufsitzt."
"Da können gut vier nebeneinander drauf sitzen."

Aufgrund der Analyse der Bankszene und zahlreicher ähnlich verlaufender Szenen lassen sich vorläufig folgende Elemente eines arbeiterspezifischen Kommunikationsmusters in spontanen Situationen nennen:

- Man kommt. Man geht auf das, was man sehen und erfahren will, zu.
- Man zeigt Interesse. Das beweisen die zahlreichen Fachfragen. Das bedeutet auch: Man möchte hinzulernen.
- Man fragt sehr direkt, wenn man etwas will (Frage nach dem Preis).
- Lob wird indirekt, Kritik direkt geäußert. Die kritischen Fragen und Bemerkungen stehen allerdings vor dem Hintergrund der Gewißheit, daß sie sich nur auf Details beziehen und an dem Wert des Ganzen nicht zu rütteln ist.
- Durch handelndes Ausprobieren werden mehrere Möglichkeiten durchgecheckt.
- Durch verbale Kommunikation werden nacheinander diverse Möglichkeiten, die nicht durch Ausprobieren erfahrbar sind, reflektiert.
- Man macht Spaß. In der Phantasie werden spaßige Situationen erfunden, die über die unmittelbare Benutzung des Objekts im Alltag hinausgehen.

Kapitel 5
Der Faktor Zeit: Geschichtlichkeit

1 Erinnerung und Bindung

Neben dem Raum stellt die Zeit einen wichtigen Faktor dar, der die Qualität der Beziehungen von Menschen beeinflußt und formt: als gemeinsam erlebte und erfahrene Geschichte.

"Wir kennen uns schon so lange Jahre - kommt der eine vorbei, kommt der andere vorbei."

Die Entwicklung spezifischer, intensiver Verkehrsformen erfordert Zeit. Vertrautsein und Verläßlichkeit stellen sich erst aufgrund langer gemeinsamer Erfahrungen ein. Sie sind das Gegenteil von Austauschbarkeit und Gleichgültigkeit, welche die Beziehungen von Menschen in vielen Stadtbereichen immer weitgehender zu bestimmen scheinen.

In Eisenheim kennt man sich seit vielen Jahren. Die lange gemeinsame Wohndauer - sie beträgt im Durchschnitt 25 Jahre (AGEPLAN, 1975, S.48) - in einem kleinen, überschaubaren Bereich hat zur Folge, daß die Bewohner mit vielen Gesichtern der Siedlung nicht nur den Namen, sondern eine persönliche *Biografie* und *gemeinsame Erinnerungen* verbinden.

Die geringe Fluktuation steht im Gegensatz zum häufigen Wohnungswechsel im Hochhaus. Auch aus diesem Grund ist in Neubaublocks die Zahl der Leute, die sich vom Ansehn her kennen - und das bedeutet noch nicht, daß man etwas voneinander weiß - auf eine geringe Zahl beschränkt.

Herlyn schildert, wie die Wohnform des Hochhauses bereits die unverbindlichste zwischenmenschliche Konvention, den Gruß, abblockt:

"Auch im Hochhaus wird der gegenseitige Gruß der Bewohner als eine Selbstverständlichkeit betrachtet. Im allgemeinen bemüht sich die Bewohnerschaft, die Konvention, alle Hausbewohner zu grüßen, zu erfüllen. Dies gelingt jedoch häufig nicht, weil man sich oft noch nicht einmal vom Sehen her kennt." (HERLYN, 1970, S.147).

SCHWONKE und HERLYN (1967) kommen zu dem Schluß, daß Ausdehnung des Grußbereichs und Dichte des Zusammenwohnens keineswegs positiv korrelieren. In Wolfsburg wiesen sie nach, daß je größer die Zahl der Bewohner eines Hauses ist, um so größer die Tendenz wird, nur Leute des eigenen Hauses zu grüßen. In den Hochhäusern werden durchweg nur noch einzelne Hausbewohner gegrüßt.

Die Zahl der Menschen ist durch die verdichtete Bauweise unüberschaubar geworden. Man merkt weder, wenn jemand zuzieht, noch wenn jemand auszieht.

Ein Eisenheimer dagegen:

"In der Siedlung kenne ich fast alle, fast alle. Höchstens die ganz neu eingezogen sind, die kenne ich noch nicht. Aber mit der Zeit lernt man sie doch alle kennen."

In einem überschaubaren Wohnbereich, wie ihn eine Arbeitersiedlung darstellt, kann man beobachten, daß von den Bewohnern aktive Bemühungen ausgehen, neu Hinzuziehende kennenzulernen und ihnen das Einleben zu erleichtern.

H.K., der eine Ungarin geheiratet hat, antwortet auf die Frage, ob seine Frau es anfangs schwer hatte in Eisenheim:

"Nein, überhaupt nicht. Als die erstmal hier war - zu der Zeit lebte mein Vater ja noch - meine Güte, jeder hat ihr was gebracht. Ob das Frau S. oder Frau K. oder Frau A. war, jeder hat ihr was gebracht, jeder, jeder. Ist sie sofort mit offenen Armen aufgenommen worden. Sie fühlt sich wohl, auf jeden Fall. Sie war hier sofort voll drin."

Als äußerst wichtig stellt sich hier das Vorhandensein eines Kerns von Personen heraus, die die Fähigkeit haben, neu Hinzuziehende zu integrieren.

Eine besondere Rolle ist dabei den Alten zuzuschreiben. Aufgrund der langen Geschichte, die sie mit der Siedlung verbindet, haben sie das größte Interesse daran, für Kontinuität zu sorgen. Außerdem haben sie am meisten Zeit zur Verfügung, da sie den ganzen Tag über im Wohnbereich zubringen. Viele alte Leute sind in Eisenheim geboren und haben mehrere Generationen aufwachsen sehen.

"Ich bin hier geboren. Ich bin hier groß geworden. Das sind fast alles Bekannte."

Die Eisenheimer selbst unterscheiden zwischen "uralten", "alten" und "neuen Eisenheimern". Besonders die uralten und alten Bewohner verbinden mit ihrem Haus eine lange Geschichte.

Frau Valtix (heute 80jährig) erinnert sich:

"Wie wir hier reingezogen sind - das sind jetzt am 1. Juni fünfzig Jahre - da zahlten wir 9 Mark Miete. Und an der Vestischen

Straße, wo wir geboren sind, zahlten wir 6 Mark. Dann sind wir hier hingezogen, weil der Vater sagte: Die Blagen kommen unters Fuhrwerk und in Eisenheim nicht. - Das ist das richtige Elternhaus unserer Kinder. Ich geh doch hier nicht mehr weg!"

Erinnerungen beschränken sich nicht auf das eigene Haus und die eigene Familie, sondern verbinden sich mit der ganzen Straße und darüber hinaus.

"Hier waren sechs Kinder, da drüben sieben, auf dem Giebel acht, da drüben fünf, nur der Ostpreuße hatte nur zwei Mädchen. Da gabs vielleicht Kinder!"

Sie wissen viel voneinander - auch aus lange zurückliegender Zeit.

"Wittke, Kalke, Knopke und Held, die kommen aus einem Dorf in Ostpreußen. Ihm sein Vatter ist mein Pate. Die haben zusammen am Amboß gestanden."

Es gibt vielfältige intensive Verflechtungen und Bindungen aufgrund von gemeinsamer Herkunft, gemeinsam erlebten Gefahren, gemeinsamen Freuden, gemeinsamen Erinnerungen, so daß der Nachbar nicht nur ein Mensch ist, der zufällig in der gleichen Straße wohnt, sondern zum festen Bestandteil dieser Straße geworden ist. Das bedeutet auch, daß man ihn vermißt und um ihn trauert, wenn er nicht mehr da ist.

"Früher ging bei dem schönen Wetter der Jan immer so unterm Fenster her. Der ging so rum in der Straße. Ist schlimm, wenn einer weggeht (stirbt) von der Straße. Er fehlt."

"Als August Kalke auszog, hab ich geheult. Auch meine Schwester, die Frau Knopke, und Frau Adamcak haben geheult."

Wie wenig ernst genommen diese Bindungen und das Bedürfnis nach Kontinuität in der Regel von Außenstehenden (sowohl Wissenschaftlern wie Planern) genommen wird, dafür mag folgende Argumentation von *Katrin Zapf* als Beispiel stehen: "46 von 100 Haushaltungsvorständen in der Nordstadt wohnen gern in dieser Gegend. Bei den meisten von ihnen hat diese Vorliebe keinen spezifischen Grund; mit außerordentlicher Stereotypie weisen sie auf die lange Ansässigkeit, auf Heimatgefühle, vor allem aber auf die Gewöhnung hin." (ZAPF, 1969, S.231).

Wo Austauschbarkeit von Bindungen und Beziehungen bereits zur Norm geworden sind, stellen "Heimatgefühl" und "Gewöhnung" keinen "spezifischen Grund" mehr dar. Für die Eisenheimer aber bedeuten sie Konstanz und Kontinuität, und man ist nicht bereit, diese Werte ohne weiteres gegen Unbekanntes auszutauschen.

Ein weiterer Gesichtspunkt: Besonders für Arbeiter, deren Denken in hohem Maße personenbezogen und anschaulich strukturiert ist, ist es wichtig, daß Er-

innerungen an Konkretes anknüpfen kann.

"Als mein erster Sohn geboren ist, haben wir im Garten einen Pflaumenbaum gepflanzt. Als der zweite geboren ist - einen Kirschbaum. Und die Söhne sind jetzt schon flügge. Da können Sie sich vorstellen, wie schön meine Obstbäume tragen. Das möchte man ja nicht aufgeben."

Der alte Mann hat solche *Erinnerungsbrücken* , wenn er Nachbarn sieht, mit denen er Gemeinsames erlebt hat. Er hat sie, wenn er durch Straßen geht, in denen ein Stück Geschichte stattfand.

Willi Wittke über den Ruhrkampf:

"Der Spartakus hat damals in Eisenheim schwer gewirkt. Die Leute aus der Siedlung, die drin waren, tatsächlich, die sich eingesetzt haben: Plakate geklebt, abends, nachts, auch die Wände bemalt: Spartakus! Spartakus kämpft für die Freiheit! März 20, da haben die Freichorps ja in Bottrop soviel kaputtgeschossen, am Rathaus, hier bei Husemann, von Eisenheim verschiedene umgelegt. Hier gegenüber einer, auf der Fuldastraße einer. Ich rechne so zehn bis zwanzig Stück haben sie umgelegt. Also nachdem der Kampf eigentlich zuende war, wie alles überströmt wurde von der Reichswehr, haben sie die an die Wand gestellt."

Willi Wittke über die Opposition in der Nazi-Zeit:

"Zwei, dreimal in der Woche sind wir zusammen gekommen - als Raucherclub. Haben so Tonpfeifen gehabt. Und dann haben wir die Rote Laterne gedruckt. Das war ein Blatt, da war ne Grubenlampe drauf, unten ein Luchsauge. Die Zeitungen gedruckt, das haben welche gemacht, als wenn das ne Schreibmaschine war. Da wurde dann alles aufgedeckt, was man so auf der Zeche gehört hat, wenn der Steiger den Kumpel schlecht behandelte, das kam dann alles da rein. Und wir haben das dann an den Mann gebracht, verteilt."

Von solchen Erinnerungen, die von Mund zu Mund - als "oral history" - weitergegeben werden, lebt Arbeitergeschichte. Diese Form der Vermittlung wird abgeschnitten, wenn man die Leute auseinanderreißt und ihnen auf diese Weise sowohl die Anknüpfungspunkte für ihre Erinnerung als auch die Zuhörer nimmt. "Es zeigt sich, daß historische Erfahrungen nur bedingt abstrakt weitervermittelt werden können. Abstrakte Vermittlung hat meist wenig Überzeugungskraft. Daher müssen konkrete Bauten und Orte erhalten werden, in denen sich historische Erfahrung zumindest soweit wie möglich greifbar sinnlich mitteilt. Es ist eine spezifische Art der Geschichtsverdrängung, wenn das sinnlich-konkrete Fundament weitestgehend unterschlagen wird und dadurch die Zusammenhänge abstrakt bleiben." (GÜNTER, 1976, S.21).

Die Dimension Zeit ist auch faßbar in alten Bräuchen, die - gegenüber anderen Wohnformen - in der Arbeitersiedlung noch eine gewisse Rolle spielen. Allerdings kann keine Rede davon sein, daß die Zeit hier gleichsam festgefroren ist und Bräuche lückenlos, ohne Veränderung von Generation zu Generation übertragen werden. Ihre Praktizierung nimmt ab und ist Wandlungen unterworfen - auch in Eisenheim. Dennoch konnten noch eine Reihe weitgehend durchgängiger Verhaltensgewohnheiten beobachtet werden, vor allem bei Familienereignissen, Festen und Beerdigungen.

So ist es auch heute noch praktizierter Brauch, bei *Familienfesten* im eigenen Haus, in angrenzenden Nachbarhäusern und bei "Bekannten" aus weiter entfernten Teilen der Siedlung, seine Anteilnahme durch Aufmerksamkeiten wie Blumen oder Geschenke zu erbringen. In diesen Brauch als Erwartungshaltung eingebaut ist der "Gegenzug" des Beschenkten: Er geht am Tag nach der Hauptfeier herum und lädt diejenigen, die ihre Anteilnahme bekundet haben, zum "Kaffeetrinken" ein. Während dieses "Nachfeiern" Sache der Nachbarn ist, findet die Hauptfeier bei Festen wie Hochzeit, Taufe, Konfirmation, Kommunion oder Geburtstag so gut wie ausschließlich im Familien- und Verwandtenkreis statt.

"Beim Geburtstag werden die Nachbarn nicht eingeladen. Machen auch die andern nicht."

Auch bei Kindergeburtstagen ist es üblich, die gesamte am Ort oder Nachbarort wohnende Verwandtschaft aller Generationen einzuladen.

Der Brauch des *Nachfeierns* mag ursprünglich eine "Ökonomie der Kuchenreste" (PFEIL, 1972, S.266) gewesen sein, ist aber längst darüber hinausgewachsen. Denn auf diesen Nachfeiern werden keineswegs nur Reste verzehrt, sondern sie werden aufwendig vorbereitet.

Die Tatsache, daß zur Hauptfeier keine Nachbarn eingeladen werden, spricht nicht etwa gegen die Intensität der Nachbarschaft, wie man zunächst meinen könnte, sondern hat einen pragmatischen Grund. Eben weil die Bewohner der ganzen Straße sich sehr gut kennen, wäre es unmöglich, eine Auswahl zu treffen, die man aus ökonomischen und räumlichen Gründen treffen müßte. Diese "Protokollschwierigkeit" wird in geschickter Weise vom Feiernden auf die Nachbarn verlagert. Dem Nachbarn wird zugespielt, sich selbst einzuladen. Der Kreis der Leute, die zur "Nachfeier" eingeladen werden, besteht aus den Nachbarn, die durch ein Geschenk

ihre besondere Sympathie für die Person ausdrücken, die das Fest hatte.
Diese differenzierten Normen regeln das nachbarschaftliche Verhalten so, daß sie die sozialen Beziehungen nicht überbeanspruchen - sowohl in ökonomischer wie in räumlicher Hinsicht (begrenzte Wohnungen) wie auch im Hinblick auf die "persönliche Ausdehnungsfähigkeit" (MORENO).

Der Brauch, einem jungen Paar bei der Hochzeitsfeier Kinderwäsche auf einer Leine vors Haus zu hängen, ist auch heute noch "Sache des Hauses". Poltern tun Freunde des Paares und jüngere Nachbarn aus den umliegenden Häusern.

Dadurch daß solche Bräuche sichtbar (Wäsche auf der Leine) bzw. hörbar (Porzellanzertrümmern bzw. Böllerschüsse beim Poltern) sind, ist die Informiertheit der Bewohner sichergestellt.

Im Hochhaus scheitert die Anteilnahme bereits am mangelnden Informationsfluß. Nach *Herlyn* "... erfährt man im Haus nur selten, ob und wann besondere Familienereignisse der Mitbewohner, wie Kindtaufen, Hochzeiten oder Todesfälle, stattfinden." (HERLYN, 1970, S.151).

Die Umständlichkeit des Informationsflusses im Hochhaus macht folgende Aussage eines Bewohners, die *Herlyn* zitiert, deutlich:

> "Von Hochzeiten hört man nur zufällig, z.B. durch die Zeitung. Neulich hatte z.B. ein Mitbewohner bei seiner Hochzeit Anzeigen verschickt, aber ich wußte überhaupt nicht, wer denn diese Person nun sei - anderen ging es auch so." (HERLYN, 1970, S.152).

Selbst so spektakuläre Ereignisse wie die Geburt von Drillingen im gleichen Haus kommen erst - wenn überhaupt - mit erheblicher zeitlicher Verzögerung an.

> "Neulich sollen mal Drillinge hier vorgekommen sein - aber das haben wir erst ein halbes Jahr später erfahren." (HERLYN, 1970, S.152).

In Eisenheim wird bei ganz besonderen Ereignissen, wie z.B. einer Goldenen Hochzeit, die Trennung zwischen Haupt- und Nachfeier aufgehoben. Oft wird jahrelang gespart, um dieses Fest in einer Wirtschaft "ganz groß" feiern zu können. Nachbarn werden hier als Teilnehmer der Feier ausdrücklich eingeplant.

Zur Goldenen Hochzeit eines Paares in der Eisenheimer Straße vor zwei Monaten wurde "die ganze Straße" eingeladen. Selektiert wurde lediglich nach Alter. Einige jüngere Leute, die noch nicht lange in der Siedlung wohnen, zeigten kein Interesse. Aber die Älteren waren vollständig erschienen.

Oppen berichtet, daß gemeinsame Feste im Programm der Nachbarschaften, die sich nach vorindustriellem Muster gebildet hatten, eine wichtige Stellung hatten.
Für die Zechenstadt G. zählt er folgende Feste auf:

- gemeinsame Fastnacht-Feier
- das "Kaffeetrinken der Frauen" im Sommer
- ein großer gemeinsamer Ausflug der Familien
- Kinderschützenfest, das am Abend in ein Fest der Erwachsenen überging
- bei den Bergleuten in Siedlungen kommt noch ein Fest am 1. Mai hinzu
- ein Sommerfest mit Tanz. (OPPEN, 1958, S.92).

Diese Feste hatten früher auch in Eisenheim Tradition. Frau W., die seit über fünfzig Jahren in dieser Siedlung wohnt, berichtet:

"Früher, was war das hier schön! Karneval, Schützenfest haben wir immer gefeiert, auch Sommerfest. Unter uns haben wir ein Sommerfest gemacht. Der Junge spielte Akkordeon. Wir haben hier manchen Zug gemacht. Was meinst du, was wir gesungen haben. So was kennst du gar nicht mehr, so gemütlich. Wir haben sogar Lampen angemacht, Fackeln. Wir haben immer gut gelebt. Wir waren immer lustig."

Frau *Böker* (82) erzählt:

"Beim Schützenfest wurde das Geld zusammen gesammelt. Da kamen die Musiker auf den Hof. Die kriegten zehn Pfennig. Dann haben die Frauen zusammen getanzt."

Seit dem Zweiten Weltkrieg sind diese Feste in der Siedlung nicht mehr üblich. Nur das Eisenheimer *Kinderschützenfest* ist geblieben. Es ist aber nicht die Siedlung, sondern der Schützenverein, der es organisiert. Trotzdem kommt ihm innerhalb der Siedlung eine wichtige Integrationsfunktion zwischen Jung und Alt zu.

Bei diesem Fest, das jährlich im Mai stattfindet, sind ca. einhundertachtzig Kinder aus der Siedlung und den angrenzenden Straßen beteiligt. Es wird mit einem Umzug eingeleitet, der eine Stunde lang durch alle Straßen Eisenheims führt. Mehrere Kapellen spielen.

"Die Kinder marschieren nicht in Sechserreihen wie die Bundeswehrsoldaten. Das ist ein sehr buntes Bild, dieser Umzug."

Anschließend findet im Garten einer Eisenheimer Kneipe das Schießen statt. Vom Zaun aus gucken viele Eisenheimer, die selbst dem Verein nicht angehören, zu. Danach ist gemeinsames Kakaotrinken der Kinder an langen Tischen auf der Wiese.

Das Kinderschützenfest ist keineswegs ausschließlich Sache der Kinder. Erwachsene nehmen schon am Nachmittag regen Anteil. Der Straßenrand ist dicht mit Zuschauern gefüllt, wenn der "Zug" vorbeikommt. Am Abend

wird das Fest der Kinder zu einem Fest der Erwachsenen. Vor allem die Eltern der Kinder, die am "Schießen" teilgenommen haben, finden sich abends zu gemeinsamem Tanz in der Wirtschaft zusammen.
So kann man dem Kinderschützenfest auch heute noch eine nicht unwesentliche Kommunikationsfunktion zusprechen.

Am wenigsten verändert haben sich die *Beerdigungsbräuche*. Sie ähneln in vielen Punkten in auffälliger Weise noch denen in den Nachbarschaften vorindustrieller Prägung (KLAGES, 1968, S.114).

- Eine im Haus des Toten wohnende Nachbarin geht von Haus zu Haus und sammelt Geld für Kränze. Diese werden also nicht von jedem einzeln gekauft, sondern "von der ganzen Straße". Dabei wird keiner, wie mir von verschiedenen Alteingesessenen versichert wurde, ausgeschlossen.

  "Beim Sammeln für die Beerdigung geht eine Nachbarin aus dem gleichen Haus rund - nur die Straße."

- Junge Männer des gleichen Hauses oder aus Nachbarhäusern tragen den Sarg.
- Sehr gut mit dem Toten bekannte Nachbarn - meist in unmittelbarer Nähe wohnend und im gleichen Alter wie der Verstorbene - werden zum Kaffeetrinken eingeladen, das im Anschluß an die Beerdigung stattfindet.

  "So ganz Alte kriegen auch den Totenbrief. Da steht drauf: Kaffee-Einladung. Das war immer so."

- Das Kaffeetrinken findet in einer Wirtschaft statt. Zwei oder drei Frauen des Hauses, in dem der Verstorbene wohnte, machen Brote zurecht und schenken Kaffee ein. Diese Arbeiten werden also nicht vom Personal der Wirtschaft, sondern von Nachbarinnen übernommen.

Im heute weitgehend üblichen großstädtischen Beerdigungszeremoniell hat sich die Anteilnahme der Nachbarn auf das Karnzspenden und "Mitgehen" reduziert. Die Bräuche in Eisenheim lassen erkennen, daß ein Beerdigungsinstitut offensichtlich nicht alle Funktionen abdecken kann, die für die Eisenheimer bei der Beerdigung eines Nachbarn wichtig sind. Es gäbe sonst für die dem vorbehaltlosen Tradieren alter Bräuche kritisch gegenüberstehenden Bewohner der Siedlung keinen Grund, sie weiterzupflegen. Die Tatsache, daß man es dennoch tut, spricht für das Vorhandensein von über das reduzierte urbane Zeremoniell hinausgehenden Bedürfnissen.
Diese scheinen vor allem darin zu liegen, durch aktive Teilnahme an der Beerdigung die Anteilnahme am Tod des

Verstorbenen auszudrücken. Zum anderen können aber auch in diesem Brauch Kommunikationsbedürfnisse offensichtlich noch gut befriedigt werden. Das zeigt sich z.B. daran, daß das "Kaffeetrinken" in der Regel bis in den späten Nachmittag ausgedehnt wird. Dabei bleiben die Nachbarn durchweg noch zusammen, wenn die Verwandten schon gegangen sind.

Nicht immer herrscht eine durchgehende Meinung über die Richtigkeit bestimmter Bräuche bei den Siedlungsbewohnern. Als ein Kind von einer Nachbarin mit einem Blumenstrauß ausgestattet wurde, den sie der Oberbürgermeisterin zum Empfang in der Siedlung überreichen sollte, gab es Stimmen, die das als "nicht mehr zeitgemäß" bzw. als "unterwürfig" kritisierten. Andere meinten, das sei aber "so Brauch". Es gab lange Auseinandersetzungen darüber.

Das Beispiel zeigt, daß tradierte "Regelmäßigkeiten", wie sie Bräuche darstellen, innerhalb der Siedlung nicht unkritisch weitergeführt werden. Es scheint vielmehr so zu sein, daß nur die Bräuche oder nur die Elemente von Bräuchen bestehen bleiben, die realen "Bedürfnissen" der Bewohner entsprechen.

Kapitel 6
Lebensformen

1 Selbsthilfe, Selbstversorgung und Selbstorganisation als alltagspraktische Prinzipien

In den vorigen Kapiteln wurden die *räumlichen Bedingungen* (architektonische Elemente) und *zeitlichen Bedingungen* (historische Dimension) für das Eingehen von spezifischen Interaktionen in der Arbeitersiedlung aufgezeigt.

Im folgenden werden Kommunikations- und Lebensformen, die über das spontane Treffen im Freiraum hinausgehen, beschrieben. Gemeinsam ist ihnen ein hohes Maß an *Selbsttätigkeit*, das eine weitgehende *Eigenorganisation des Alltags* möglich macht. Es ist nachzuweisen, daß aufgrund des dichten Beziehungsgeflechts der Bewohner ein Großteil an Bedürfnissen abgedeckt wird, die in der Industriegesellschaft immer ausschließlicher über Märkte oder Institutionen geregelt werden.

In Eisenheim entstehen informelle Märkte (z.B. ein Materialmarkt), Erziehungs- und Beratungsfunktionen werden von Nachbarn übernommen und es gibt Formen von Gesprächstherapie, Alten- und Kinderbetreuung.

In diesen durch Selbsthilfe charakterisierten Kommunikationsstrukturen haben sich Möglichkeiten alltagspraktischer Organisation des Lebens erhalten, die in weiten Bereichen der Stadtumwelt bereits nicht mehr auffindbar sind. Die Situation in der spätindustriellen Gesellschaft ist durch

- zunehmende Zentralisierung von Konzernen und Institutionen
- sowie durch wachsende Isolierung der Individuen gekennzeichnet.

Für den einzelnen spürbar und erfahrbar wird dieser Zustand durch eine immer weitergehende "Fragmentierung der Lebensformen" (GRONEMEYER, 1977, S.47), d.h. durch Abgrenzung in einzelne Sektoren und Funktionen, durch Zerstörung von Lebenszusammenhängen. *Gronemeyer* weist

darauf hin, daß die neuen - auf Versorgung angelegten - Wohnmaschinen diesen Trend zur Fragmentierung der Lebensformen verstärken.

"Die Wohnmaschine führt zu Deformationen des Alltagslebens, je spezifisch bei Alten und Jungen, bei Männern und Frauen. Der Generalnenner dieser Deformation ist die Verdünnung von Interaktion, Ausmerzung von Selbsthilfe, Selbstversorgung und Selbstorganisation zugunsten einer Reduktion auf privatistische Konsumhandlungen. Es tritt stattdessen eine Zentralisierung der Lebensstile ein, die einen lückenlosen Zugriff auf das abhängige Individuum erlauben. Kaufhausware und Fernsehprogramm ... präsentieren eine erstickende Vielfalt des Angebots, ohne wirkliche Alternativen ..." (GRONEMEYER, 1977, S.51).

Die isolierende und passivierende Wirkung der Wohnmaschine erfolgt auf doppelte Weise:

(1) Vollkommen institutionalisierte und zentralisierte Versorgung und neue Technologien *verhindern Interaktionen*. Hierfür nur einige Beispiele: Der Hausmeister im Hochhaus mäht den Rasen, sorgt für die Wartung des Hauses, für Reparaturen. Man trifft sich weder am Container, wenn eingebaute Müllschlucker vorhanden sind noch im Wäscheraum, wenn jeder seinen Trockenautomaten hat.

(2) Die hierdurch "gewonnene" Freizeit wird - mangels produktiver Möglichkeiten - weitgehend *konsumtiv und privat genutzt*: vor dem Fernsehapparat, in der Ladenstraße, in Kaufhäusern. *Leithäuser* und *Volmerg* analysieren die Fernsehsituation als "autistisches Milieu" (LEITHÄUSER/VOLMERG, 1977, S.26), das durch extreme Kommunikationsreduktion gekennzeichnet ist.

Bedürfnisbefriedigung geschieht hier vornehmlich auf einer infantilen, regressiven Stufe in Form von Pseudoverarbeitung und von Pseudohandlungen.

Durch zunehmend auf Versorgung und Abhängigkeit zielende Verhältnisse wird den Individuen faktisch das Erwachsensein verwehrt. Sie werden in eine, wie *Gronemeyer* sagt, "säuglingsähnliche Fütterungshaltung" gezwungen.

"Die Neubauwohnung ist die Grundeinheit einer privatistischen Konsumkultur, in der die Minimierung der Kommunikation und Maximierung der Abhängigkeit von Versorgung miteinander korreliert." (GRONEMEYER, 1977, S.47).

Nicht nur die Chancen für Interaktionen, sondern auch die Chancen für Selbsttätigkeit und Eigenorganisation werden in der Versorgungskultur immer spärlicher.
Im Hochhaus gibt es nichts zu verändern. Die Räume

sind - vor allem im Sozialen Wohnungsbau - so normiert, daß die Lage der Steckdosen bereits Art und Größe der Möbel vorschreibt, mit just den Maßen, wie sie jeder Versandhauskatalog anbietet. Nebenräume für das Stapeln von Material sind nicht vorhanden und schon gar nicht Möglichkeiten zur Einrichtung einer Werkstatt. Neue Baustoffe und Technologien (Aluminiumfenster, Beton) machen überdies eigene Reparaturen, Verändern oder Weiterbauen unmöglich.

Gegenüber dieser erzwungenermaßen und teuer bezahlten fast lückenlosen Versorgung mit Gütern und Dienstleistungen sind die Selbsthilfe-, Selbstversorgungs- und Selbstorganisationsformen in der Arbeitersiedlung als *Gegentendenzen* zu werten, in denen *Selbsttätigkeit* das vorherrschende Moment ist. Möglichkeiten, Bestehendes zu verändern, die Initiative zu ergreifen, Selbstverfügung und Eigenorganisation sind in diesem Bereich nicht abgeschnitten.

Zu fragen ist nun: Gibt es neben den in den vorhergehenden Kapiteln beschriebenen spezifischen räumlich-architektonischen und zeitlich-historischen Faktoren weitere Variablen, die auf diese Formen von Selbsthilfe zielen?

Zu nennen sind hier als erstes *ökonomische Gründe*. Gartennutzung, eigenes Produzieren und Reparieren, Tauschen und Ausleihen erleichtern die Ökonomie der Haushalte in erheblichem Maße. Die Wiederverwendung von Materialien (Recycling) ist immer dann eine Notwendigkeit, wenn man seine Lebensqualitäten verbessern will und dafür ökonomische Grenzen gesetzt sind.
Das Hochhaus hat sich nicht zuletzt aus diesen Gründen für finanziell schwache Bevölkerungsschichten als eine denkbar ungünstige Wohnform erwiesen. Es ist eindrucksvoll beschrieben worden, wie es die Bewohner in Schwierigkeiten und Abhängigkeit von staatlicher Unterstützung treibt, die keineswegs selbst verschuldet sind, aber oft als individuelles Versagen gedeutet werden. In Eisenheim ist man stolz darauf, kein Wohngeld beantragen und nur in Ausnahmefällen Sozialhilfe empfangen zu müssen.
Bei einem Durchschnittseinkommen von 1503,- DM pro Haushalt und von 1231,- DM bei Rentnern (AGEPLAN, 1975, S.31) spielen ökonomische Gründe für Selbsthilfemaßnahmen im Reproduktionsbereich keineswegs eine sekundäre Rolle. Sie erklären aber nur eine, wenn auch essentielle Seite.

Ein weiterer wichtiger Aspekt ist in *schichtenspezifischen, durch die Sozialisation am Arbeitsplatz entwickelten*

Erfahrungs- und Interessenstrukturen zu sehen. In Eisenheim kann beobachtet werden: Wo die Wohnverhältnisse es zulassen, haben Arbeiter das Bedürfnis, auch im Reproduktionsbereich produktiv tätig zu sein.

"In den Arbeitersiedlungen zeigt sich klar, daß das Bedürfnis besteht, tendenziell die *gesamte* Lebenspraxis und nicht nur die offizielle Arbeitszeit in der Fabrik produktiv zu gestalten..." (ROLAND GÜNTER, 1977, S.316).

Durch den kreativen Umgang mit Materialien bleiben Arbeitswissen und Werkzeugkenntnisse nicht auf den Betrieb beschränkt, sondern werden im Wohnbereich unter veränderten selbstbestimmten Bedingungen angewandt und weiterentwickelt.

Ein Indiz dafür, für wie wichtig die Arbeiter diese selbstbestimmte Produktion einschätzen, ist die Tatsache, daß viele Eisenheimer bewußt die Zeit, die andere Kollegen in Überstunden investieren, für die Produktion im Reproduktionsbereich verwenden. Sie wissen, daß sie für die Werte, die sie hier in Eigenarbeit schaffen, in der gleichen Zeit im Betrieb nicht entsprechend entgolten werden. Und: Sie haben hier die Möglichkeit, mit selbstbestimmtem Ziel und Zeitrhythmus tätig zu sein - in Kooperation mit den Nachbarn. Die Interaktionschancen, die am Arbeitsplatz bestehen, haben im Wohnbereich nicht nur ihre Entsprechung, sondern Möglichkeiten zur Intensivierung. Es wurde gezeigt, daß die Eisenheimer Arbeiter es vom Arbeitsprozeß her weitgehend gewohnt sind, in Gruppen zu arbeiten. Die Beziehungen zu den Kollegen werden "nach der Schicht" nicht einfach abgeschnitten, sondern durch gemeinsame Tätigkeiten gefestigt. Die Bewohner haben nicht das Bedürfnis, sich am Feierabend oder Wochenende zu isolieren. Sie sind nicht gern allein, arbeiten auch nicht zurückgezogen ("jeder für sich"). Die "Öffentlichkeit" der Arbeit am Arbeitsplatz hat ihre Entsprechung - mit neuen Dimensionen - in der Öffentlichkeit der Siedlung. Wenn *Popitz* u.a. schreiben, der Arbeiter sei "... es gewohnt, daß er seine Arbeit jederzeit sichtbar, gleichsam öffentlich vollziehen muß" (POPITZ u.a., 1967, S.238), so kann hier gesagt werden, daß Öffentlichkeit offensichtlich nicht nur ein "Muß" ist, sondern eine arbeiterspezifische Dimension, die auf eine gemeinsame Lebenspraxis zielt. Die Eigenorganisation des Alltags, wie sie im folgenden näher beschrieben wird, ist nicht möglich als Einzelperson. Voraussetzung sind Einfühlungsvermögen in andere Menschen, Solidarität und spontanes Zupacken auf der Grundlage gemeinsamer Interessen und Bedürfnisse.

Selbsthilfe meint nicht: jeder hilft sich selbst. Im Gegenteil: gegenseitige Hilfeleistungen, Tauschen, Leihen, gemeinsames Produzieren machen diese Selbsthilfe-, Selbstversorgungs- und Selbstorganisationsformen erst möglich und schaffen damit eine zumindest partielle Unabhängigkeit gegenüber gängigen Konsumgewohnheiten und bürokratisch organisierten Dienstleistungen.

2 Formen von Selbsthilfe und Selbstversorgung

2.1 Reparieren, Produzieren

In Eisenheim ist die Arbeit *sichtbar* in den Wohnbereich einbezogen.
So gibt es zahlreiche Produktionsformen, die sich *zusammen mit Nachbarn* oder *vor den Augen der Nachbarn* im Freien abspielen, z.B. Vogelvolieren anlegen, Schuppen und Lauben bauen, Garten bestellen, Reparaturen am Haus, Basteln, Tauben züchten, Tischlern, Fischteiche anlegen, Autos und Mopeds reparieren.

Obwohl von der Funktion her reiner Wohnbereich, beeinflußt die Möglichkeit zum Produzieren das Bild der Siedlung. Die Tatsache, daß noch Verbindungen zwischen Produktions- und Reproduktionssphäre bestehen, erinnert an Stadtviertel des 19. Jahrhunderts. Läden und Handwerksbetriebe öffneten sich dort in den Außenraum und zogen die Straße als Kommunikationsfeld mit ein.

In Eisenheim zeugt eine Fülle von Gebrauchsgegenständen davon, daß der Raum aktiv benutzt wird. Schraubstöcke, Sägen, Leitern, Eimer, Besen, Schubkarren sind Objekte des Machens und nicht des Anschauens.

Da die räumlichen Verhältnisse es zulassen, können Arbeitserfahrungen und Werkzeugkenntnisse in den Reproduktionsbereich transponiert werden.

Es ist daher selbstverständlich, daß Reparaturen und andere Arbeiten im und am Haus selbst ausgeführt werden.

Franz Rehberg erzählt:

"Wie ich hier hinzog, da stand kein Stall am Giebel, keiner. Ich hab mir den Stall hingesetzt. Da hab ich Kanthölzer genommen, schöne Fensterrahmen reingemacht. Was ich gemacht hab, hab ich vernünftig gemacht."

Ein anderer Eisenheimer:

"Wir haben uns ne Dusche eingebaut. Alles selbst. Mein Mann hat alles selbst verlegt."

Die Leute sind stolz auf ihre differenzierten handwerklichen Fähigkeiten.

"Jeder Bergmann hat praktisch von vier Handwerken etwas gelernt."

So trauen sie sich auch komplizierte Anlagen zu.

"Klarer Fall, wir bauen doch ganze Bergwerke."

Viele Eisenheimer haben ihre Ställe, in denen sie früher Kaninchen oder andere Tiere hielten, als *Werkstatt* ausgebaut. In vielen Fällen haben sie auch - falls der Stall noch weiter für die Tierhaltung benutzt wird - ein kleines Gebäude angebaut. Diese Werkstätten sind meist sehr solide gebaut und mit einem großen Werkzeugrepertoire ausgestattet. Außerdem enthalten sie eine Heizquelle, meist ein Radio und ausgediente Sessel. Mit einem Blick sieht man, daß der Kumpel sich hier gern aufhält, daß es ihm Spaß macht, zu experimentieren, daß Arbeit hier voll ins Leben integriert ist.

Das do-it-yourself ist aber vor allem *ökonomische Notwendigkeit.*

"Das Tapezieren machen wir selber - meine Frau und ich. Auch ein Fachmann hat nicht gemerkt, daß ich das gemacht habe. Besser hätt der es auch nicht gemacht. Bloß- es war mir viel billiger, als wenn ich es machen ließ."

Mir ist in der Siedlung nicht eine Familie bekannt, die nicht selbst tapeziert. Einen Malermeister kann man sich nicht leisten.

Teure Reparaturkosten können durch einen Nachbarn, der "etwas davon versteht", umgangen werden.

"Da kommt der eine oder andere schon mal: 'Hast du 'nen Moment Zeit?' - 'Ja, was ist denn?' - Dann werden Reparaturen gemacht."

Handwerkliche Produktion bestimmt so nicht nur die Tätigkeiten des einzelnen, sondern auch dessen Interaktionen mit den Nachbarn.

Die Kommunikationsstruktur ist dabei in doppelter Hinsicht auf Selbsthilfe angelegt:

(1) *Sie bezieht die Arbeitskraft des Nachbarn mit ein,* und

(2) *sie hält sich in der Materialbeschaffung weitgehend unabhängig von Kauf und Konsum.*

Die Laube im Garten kann man sich nur leisten, wenn man sie selbst - zusammen mit dem Nachbarn - baut.

"Wir haben uns mit drei Familien eine Laube gebaut wie ein Fachwerkhaus. Das teuerste Stück kostete 60 Mark: die Plexiglasscheibe für ein altes Wagenrad, das wir zum Tisch gemacht haben. Alles andere ist organisiert. Hier getauscht, da getauscht, hier was geschenkt, da was billig abgekauft - wie das so im Ruhrgebiet unter den Kumpels geht."



Beim Bau der Laube ist man sein eigener Architekt. Die Nachbarn helfen.

Grundlage für die Materialbeschaffung ist die Wiederverwendung von Gebrauchtem (Recycling), das Organisieren und Sammeln von Material, das in Zeiten der Überproduktion in großen Mengen weggeworfen wird.

Viele Leute haben eine Ecke ihres Gartens als *Lagerplatz* für Bretter, Balken, Eisenstangen, Abdeckmaterialien, Steine und vieles mehr eingerichtet. Durch das Sammeln und Organisieren dieser Materialien erweitern sich die Produktionsmöglichkeiten über das momentan Erschwingbare hinaus. Der Lagerplatz stellt ein Materialpotential dar, durch das bereits gebrauchte Dinge sinnvoll erneut in den Produktionsprozeß eingegliedert werden.

Auf diese Weise hat sich ein *informeller Materialmarkt* gebildet.
Jeder weiß vom andern, was er "auf Lager" hat. So ist es selbstverständlich, daß man zunächst beim Nachbarn nachfragt, wenn man ein Brett oder Vierkantholz braucht



In den Gärten werden Materialien gelagert um später in anderen Zusammenhängen wieder genutzt werden zu können.

Es spricht sich auch schnell herum, wenn jemand seine Wohnzimmergarnitur nicht mehr braucht.

Durch diese Form von Recycling schaffen sich die Leute eine gewisse Unabhängigkeit gegenüber Konsumgewohnheiten, bei denen das schnelle Wegwerfen mit eingeplant ist.

Ökonomische Gründe allein können jedoch die zahlreichen Produktionsformen im Wohnbereich nicht erklären. Ich konnte immer wieder ein stark ausgeprägtes *Interesse an technisch-handwerklichem Produzieren* beobachten. Die Lust am Experimentieren, das Bedürfnis, Arbeitserfahrungen und Arbeitswissen weiterzuentwickeln und die Möglichkeit, einen Arbeitsprozeß von der Planung über die Durchführung bis zum Endprodukt selbst bestimmen zu können, sind wichtige Motive dafür.

Dafür spricht auch die Tatsache, daß sich die Produktion nicht auf Dinge beschränkt, die einen unmittelbaren Nutzwert haben.



Geschaffene Werte wandern nicht so leicht auf den Müll, sondern werden weitergegeben und wiederverwandt.

Wenn Karl Falk Türme und Zwerge aus Schlacke und Zement baut, so ist das etwas "Zusätzliches", etwas "zum Anschaun". Aber es ist zugleich immer etwas Konkretes, etwas, an dem sich die Phantasie ganz unmittelbar festmachen kann: große Figuren mit keineswegs niedlichen Zwergen-, sondern eher harten, von der Arbeit geprägten Bergmannsgesichtern.

Für diese Volkskultur scheint aber vor allem der *Prozeß des Produzierens selbst* wichtig zu sein. Dabei spielt neben dem lustvollen Umgang mit Material und Werkzeug vor allem die Geschicklichkeit, *Neues aus Altem* zu gestalten, eine Rolle.

Karl Falk baut seine Türme und Zwerge aus Schlacke, für die er nichts zahlen muß.

"Das ist Koksschlacke. Die liegt da oben. Da mach ich den Turm draus."

"Der Turm ist jetzt acht Jahre alt. Da ist ein Brett drin, das hält. Ein Lampenschirm, lauter so Teile."

Unser Nachbar benutzt als Abschluß für ein altes, schmiedeeisernes Gartentor, bei dem die Kugeln an den

Spitzen verloren gegangen waren, zwei Tennisbälle, die er mit Zement bestreicht, damit sie ihre Struktur verlieren.

Zum Einfassen von Gartenwegen werden gern alte Flaschen gebraucht - Einwegflaschen, die kein Pfand mehr bringen.



Kreativität besteht nicht nur im Schaffen von neuen Dingen, sondern im findigen Benutzen des Vorhandenen.

Oft findet man skurrile Gebilde aus alten Schläuchen im Garten. Sie werden zerschnitten, in bestimmte Formen gebracht, bunt angestrichen und mit Blumen bepflanzt.

"Ich hab mir einen dicken Stein aus dem Harz mitgebracht. Dann habe ich einen alten Waschmaschinenschwengel zurechtgemacht."

Der Karpfenteich des Kumpels hat eine komplizierte Wasserumwälzanlage. Sie wurde gebaut aus dem Motor einer ausgedienten Waschmaschine.

Aus all diesen Beispielen wird deutlich:
Die Phantasie schöpft nicht aus dem Leeren, sondern knüpft immer an schon Vorhandenes an. Der kreative Prozeß besteht dabei weniger in der Neuschöpfung von Dingen als in der "Umdeutung" des Materials, in seinem Einsatz in anderen Zusammenhängen.

"Die Volkskultur zeichnet sich aus durch ein hohes Maß an Findigkeit. Es ist die Findigkeit, aus wenigem viel zu machen." (ROLAND GÜNTER, 1977, S.319).

Karl Falk:

"Wenn man viel Geld hat, etwas zu machen, das ist keine Kunst. Aber mit nichts etwas zu machen, das ist Kunst."

2.2 Hilfeleistungen

Das breite Spektrum der gegenseitigen Hilfen wird in den Aussagen der Leute sichtbar:

"Der Nachbar kommt und sagt: 'Ich muß zum Arzt. Hier hast du den Schlüssel. Setz dich doch mal zu meiner kranken Frau."

"Einer hilft dem anderen. Meinen Küchenofen, den hat jetzt der Nachbar."

"Hier kann ich zu jedem sagen: 'Hol mir das oder das!' und er hilft mir."

"Wenn meine Frau krank ist, kommt sofort die Nachbarin und putzt und hilft."

"Dann hab ich dem Nachbarn einen schönen Kaninchenstall gebaut. Der konnte keinen Nagel in die Wand haun. Hab ich dem einen hingezimmert."

Das Repertoire, auf das sich nachbarschaftliche Hilfeleistungen bezieht, ist umfangreich. Es umfaßt das zur Verfügungstellen von:

- Arbeitskraft
- Zeit
- Material
- Gegenständen
- Wissen und Fähigkeiten.

F.U. erzählt, wie er durch Kenntnisse, die ihm von seinen Eltern übermittelt wurden, einer Nachbarin half, die durch jahrelange ärztliche Behandlung keine Besserung verspürte.

"Ich hab da 1952 einer Frau das Bein geheilt. Die hatte ein offenes Bein. Mit Kohleblätter und ganz rohem Speck - ungesalzenem Speck. Das ist so ein altes Hausmittel. Wenn das alles nichts hilft, das letzte Mittel ist: rohe Kartoffelschalen. - Die Frau hat innerhalb sieben Wochen Ruhe gehabt. Das Bein war zu. Und 15 Jahre hat sie's offen gehabt. Die Frau war im Alter von 64 Jahren."

Nachbarschaftshilfe zeigt sich aber vor allem in den kleinen täglich anfallenden Vorkommnissen des Alltags.

Viele dieser Formen geschehen ohne Nachfragen oder Bitten, sind zur Selbstverständlichkeit geworden und den Leuten selbst auch kaum als Hilfeleistung bewußt. Das ist besonders der Fall bei *Aufsichtsfunktionen*, die die Nachbarn - aufgrund der überschaubaren räumlichen Verhältnisse - von selbst übernehmen. So kann man schon Dreijährige, wenn man eine kurze Besorgung machen muß, allein im Freien zurücklassen. Es sind immer genügend Nachbarn da, die - ohne Aufforderung - ein Auge auf das Kind werfen, sobald sie gesehen haben, daß die Mutter fortgegangen ist. Gerade *alte Leute*, die über viel Zeit verfügen und vom Fenster oder Wohnweg aus stets einen guten Überblick über das Terrain haben, übernehmen unaufgefordert wichtige Aufsichtsfunktionen.

Gegenseitige Hilfeleistungen sind in vielfacher Form *zwischen verschiedenen Generationen* zu beobachten. Kinder aus der Nachbarschaft werden oft von alten Frauen aufgefordert, für sie einzukaufen.

"Ich kann schlecht gehen. Die Nachbarkinder kaufen für mich ein. Da fallen immer ein paar Groschen für sie ab."

Jüngere Frauen helfen älteren Leuten beim Streichen der Fenster und Regenrinnen oder sie nehmen sie mit dem Auto mit zum Wochenmarkt.

Dank wird bei diesen Hilfsformen in der Regel real abgegolten und nicht mit Sprachfloskeln. Die Abgeltung ist keine Sache des Augenblicks, sondern einer ständigen Beziehung.

Das wenig ausgeprägte Bedürfnis, sich Zug um Zug zu revanchieren, bedeutet nicht, daß die Inanspruchnahme von Hilfeleistungen auf längere Zeit einseitig sein könnte. Aber es rechnet keiner kleinlich auf. Auch gibt es vielerlei Äquivalente. Stellt der eine seine Hilfe durch Ausleihen von Werkzeug aus seinem besonders reichhaltigen Bastelschuppen zur Verfügung, so tut der andere es vielleicht durch Hilfe bei der Gartenarbeit.

Auf die Bedeutung von "Social Behavior as Exchange" weist *G.C. Homans* hin (HOMANS, 1967, S.184).

In Parallele dazu kann angenommen werden: Die gegenseitigen Hilfeleistungen können als Austausch von Werten betrachtet werden. Beide Teilnehmer erhalten und geben etwas.

Darauf deutet auch der häufig zu hörende Ausspruch der Eisenheimer: "Brauchst du nicht umsonst zu tun."

Nicht selten sind "ein paar Flaschen Bier" die Währung.

"Wenn du dem Karl sagst: 'Ich bin alleine, hilf mir doch, die Kohlen zu schüppen!', dann macht er das für ein paar Flaschen Bier."

Jungen Leuten, von denen man weiß, daß sie Geld brauchen, zahlt man das Tapezieren, allerdings erheblich weniger, als man beim Fachmann zahlen müßte.

Dabei muß differenziert werden zwischen nachbarlichen Gefälligkeiten und spontan auftretenden Notsituationen (z.B. Krankheitsfall) und darüber hinausgehenden Hilfeleistungen, wie sie etwa Reparaturen im Hause, Tapezieren oder der Bau einer Laube darstellen. Im letzteren Fall wird die Arbeitskraft des Nachbarn oft über Stunden oder Tage in Anspruch genommen. Dann ist es durchaus üblich, einen kleinen Geldbetrag zu zahlen. Das ist auf der Basis zu sehen, daß beide einen gemeinsamen Vorteil haben: der eine ist nicht gezwungen, um ein Vielfaches kostende Dienstleistungen in Anspruch zu nehmen, der andere verdient etwas dazu. Beide fühlen sich gleichermaßen als die Gewinnenden.

Die letztlich sehr differenziert gehandhabte Gegenseitigkeit der Hilfen schafft alles andere als Abhängigkeitsverhältnisse. Sie ist im Gegenteil Grundlage dafür, die Hilfe des anderen als eine Selbstverständlichkeit in die Alltagsorganisation mit einzubeziehen.

Diese Tatsache wird von Soziologen, die vornehmlich auf den Belastungseffekt von Nachbarschaftshilfe hinweisen, nicht genügend berücksichtigt.
Besonders explizit wird das bei *Herlyn*:

"Oft hat die Erfahrung die Bewohner gelehrt, daß nachbarliche Leih- und Aushilfskontakte verpflichtende Abhängigkeitsverhältnisse nach sich ziehen und damit Verhaltensanforderungen entstehen lassen können, die in der Lage sind, die gewünschte Distanziertheit aufzuheben und den privaten Handlungsspielraum einzuengen." (HERLYN, 1970, S.155).

Diese Wertung, bei der eine mühelos nachzuweisende Entlastung als Belastung umgedeutet wird, ist nur zu erklären, wenn Privatheit oberstes Ziel ist. Genau das aber ist bei Arbeitern nicht der Fall, wie sich immer dort zeigt, wo die Wohnverhältnisse Formen von Öffentlichkeit zulassen und gegenseitige Hilfeleistungen in der Lage sind, Probleme des Alltags auf einer vorinstitutionellen und außerkommerziellen Ebene zu lösen.

Es zeigt sich aber auch, daß Nachbarschaft mehr als Aushilfsfunktion in Notfällen hat. In Eisenheim ist zu beobachten, daß etwas Wesentliches hinzukommt, das sich unabhängig von Not und Schwierigkeiten zeigt. Es ist die latent ständig vorhandene Anteilnahme des Gegenübers, die *Anteilnahme* nicht nur an großen Ereignissen wie Hochzeit, Geburt oder Tod, sondern *an den kleinen, sich wiederholenden Geschehnissen des Alltags*. Nur wenn man vom anderen viel weiß, wenn die Informationen über das Ausschnitthafte zufälliger Kontakte hinausgeht, sind Möglichkeiten für diese Art von Identifikation gegeben.

2.3 Leihgewohnheiten

"Meine Schubkarre geht durch ganz Eisenheim. Die benutzt jeder. Was damit schon gefahren wurde!"

"Meine Tochter hatte Verlobung, und ich hatte keine passende Tischdecke. Da bin ich schnell nach nebenan gerannt. Und am Schluß hatte ich drei, vier Tischdecken zurückzugeben."

Das gegenseitige Ausborgen von Gegenständen ist in Eisenheim ein häufig praktizierter Vorgang, der ohne viel Entschuldigungen, Einleitungen oder Erklärungen vor sich geht.
Meist sind es Eßutensilien, die man einzukaufen vergessen hat und die man schnell bei der Nachbarin holt, obwohl sie ohne weiteres selbst über Mittag oder am Sonntag in den im Revier verbreiteten "Büdchen" zu haben wären. Diese Dinge gibt man in der Regel nach dem nächsten Einkauf zurück.
Eine zweite Kategorie stellen die Kleinigkeiten dar, die man dringend braucht, aber gerade nicht zur Hand hat: Bindfaden, Stricknadeln, Uhu zum Beispiel.
Außerdem leiht man sich Gegenstände, deren eigene Anschaffung sich nicht lohnt, da man sie zu selten benutzt. Es handelt sich dabei z.B. um spezielles Handwerkszeug, eine elektrische Gartenschere, Kreissäge und ähnliches.
Gerade was diese letzte Kategorie betrifft, erweist sich eine auch heute noch wichtige ökonomische Funktion des Leihens: sie vermeidet die Sinnlosigkeit, sich einen Gegenstand zu kaufen, den man nur ein oder zweimal im Jahr benutzt.

Zu Ausleihgewohnheiten im Hochhaus stellt *Herlyn* fest:

"Aus dem Material unserer Befragung geht hervor, daß über die Hälfte (57 %) niemals etwas von anderen Hausbewohnern borgt bzw. etwas an sie verborgt, und fast jeder dritte (29 %) erweist an-

deren im Hause keine Gefälligkeiten irgendwelcher Art." (HERLYN, 1970, S.154).

Dieses Ergebnis zeigt, daß nicht - wie häufig angenommen - von einem linearen Zusammenhang zwischen Mangelsituation und gegenseitigen Hilfeleistungen ausgegangen werden kann. Leih- und Tauschgewohnheiten sind nicht ohne Vorbedingungen umso häufiger, je mehr die Menschen aufgrund der Verhältnisse auf sie angewiesen sind.

Denn gerade in Hochhäusern mit hohen Mieten und mangelnden Möglichkeiten von Selbstversorgung müßten aus ökonomischen Gründen die Leihhäufigkeiten besonders hoch liegen. Die Tatsache, daß das nicht der Fall ist, zeigt: Das Fehlen von bestimmten Dingen hat offensichtlich nicht unmittelbar zur Folge, sich diese vom Nachbarn auszuleihen. In einer Wohnform, in der die Menschen sich weitgehend als Fremde gegenüber stehen, wird das Fehlen eines Gegenstandes keineswegs zu dem naheliegenden Schluß führen, ihn sich vom Nachbarn zu borgen.

Anscheinend kann das Eingeständnis eines Mangels oder einer Notsituation eher auf der Grundlage des Sichkennens und Vertrauens geschehen. Sie sind Voraussetzung für Formen kollektiver Benutzung, die Gewohnheiten eines fast ausschließlich privaten Gebrauchs von Eigentum in der heutigen Gesellschaft durchbrechen.

2.4 Gespräche

"Im Sommer sitzen wir immer auf der Bank und unterhalten uns."

"Hier gehst du morgens raus und dann quasselst du mit den Nachbarn. Da kommt schon einer, und dann kommt der nächste, guckt durchs Fenster. Und dann kommen sie in den Laden, ein Verzellchen machen. - Hier kannst du vorbeikommen wann du willst, ein Fenster ist immer los."

Die Häufigkeit der verbalen Kontakte - sie machen, so geht aus der Tätigkeitenkartierung hervor, die Hälfte aller im Freien beobachtbaren Kommunikationsformen aus - läßt auf ein starkes Bedürfnis nach Austausch schließen. Die Tatsache, daß man sich schon lange kennt, erleichtert nicht nur das Einfädeln von Gesprächen, sondern dokumentiert den Wunsch, die Beziehung immer wieder durch ein verbales Feedback zu stabilisieren. Was auffällt, ist die Tatsache, daß Zeit durchweg sehr großzügig eingesetzt wird. Außenstehenden erscheint das lange Sprechen mit Nachbarn oft als Zeitverschwendung, da es in keiner Weise den üblichen Mustern von Zweck-

rationalität und Effizienz folgt. Wird hier nicht eine Menge Zeit "totgeschlagen", die effektiver eingesetzt werden könnte?

Negt und *Kluge* verweisen auf die wichtige Funktion von "Umwegproduktion", der ein völlig anderes Zeitmaß als dem industriellen Arbeitsprozeß zugrundeliegt.

"Die lebendige Arbeitskraft kann ohne Umwegproduktion, ohne qualitative Verdichtung von lebensgeschichtlichen Entwicklungsstufen (Reife, "Zeit totschlagen", freie Zeit, in der man sich verliert, Regression und Entspannung, Erinnerung, Passivität usw.) weder erzeugt noch erhalten werden." (NEGT/KLUGE, 1973, S.48).

Umwegproduktion unterscheidet sich von industrieller Produktion nicht nur durch ein anderes Zeitmaß: Zugrunde liegen dieser Form der Produktion nicht materielle Warenproduktion, sondern die immaterielle Produktion von sozialen Beziehungen.

Faßt man Produktion im umfassenden Sinne auf, so wie er ursprünglich von MARX und im Anschluß an ihn von LEFEBVRE gemeint war, so findet hier durch intensive Kommunikation ständig Produktion von:

- sozialen Beziehungen,
- Sozialisation und
- Lebenszusammenhang statt.

Erfahrungen bleiben nicht Einzelerfahrungen, sondern werden durch die Prozedur von Austausch und Rückversicherung zu kollektiven Erfahrungen und damit zum Fundus von sozialen Beziehungen, Sozialisation und Lebenszusammenhängen.

Unter diesem Aspekt ist eine *inhaltliche Bestimmung der Gesprächsthemen* von Bedeutung.

Diese ist besonders aufschlußreich im Vergleich zu empirischen Untersuchungen über bevorzugte Themen in nach Verdichtungsprinzipien gebauten Neubausiedlungen. *Heil* stellt dort einen eindeutigen Trend in Richtung auf private Themen hin fest.

"Angelegenheiten des privaten Bereiches haben in den Neubausiedlungen nicht nur eine wesentlich größere Bedeutung als in den untersuchten Altstadtquartieren, sondern auch größere Bedeutung als in der Gesamtstadt; dafür spielen die Themen des öffentlichen Bereiches in den Neubausiedlungen eine weit geringere Rolle." (HEIL, 1969, S.146 f.).

Ähnlich sind die Ergebnisse von *Klages* in der Siedlung Langenhorn. *Elisabeth Pfeil* faßt zusammen:

"So fand Klages in Langenhorn, daß die Gespräche zwischen Nachbarn über den Gartenzaun vor allem den Gartenfragen gelten und daß sie politische Themen unberührt ließen. Diese Art Meidung möglicher Komplikationen wurde auch in anderen Untersuchungen

bestätigt. Ebenso werden familienintime Dinge nicht mit der Nachbarin besprochen." (PFEIL, 1972, S.266).

In Eisenheim konnte ich weder eine Vermeidung politischer noch "familienintimer" Themen feststellen. Im Gegenteil: beide Themenbereiche nehmen hier einen breiten Raum ein. Die Sicherheit, die das meist lange Beieinanderwohnen den einzelnen gibt, schafft die Voraussetzung für Gespräche auch über die kleinen Probleme des Alltags hinaus.

Hinzu kommt:
In Freiräumen mit den oben beschriebenen Bedingungen gibt es zahlreiche *Kommunikationsvehikel*. Es sind Gegenstände oder kleine Ereignisse, die zu Gesprächsanlässen werden. Sie charakterisieren sich dadurch, daß man sich über sie unmittelbar, ohne Förmlichkeiten und besondere Anforderungen unterhalten kann. Auf der Grundlage solcher harmlosen, d.h. angstfreien Interaktionen können sich Unterhaltungen aufbauen, die über die Harmlosigkeit des Anlasses hinausgehen. Sie beginnen zwar durchweg bei den kleinen Dingen des Alltags, enden aber schließlich oft bei politischen Themen.

"Wir unterhalten uns über den Garten, die Arbeit, die Politik."

Häufig sind es Fernsehsendungen oder Zeitungsartikel, an die angeknüpft wird. Die Gespräche enden dann oft



Gespräche. Sie beginnen bei den Kartoffeln und Tauben.
Und enden fast immer in der Politik.

in Äußerungen über die derzeitige Situation der Arbeiter. Vergleiche und Beurteilungen gehen immer sehr konkret auf eigene Erfahrungen zurück. Sie werden vor dem Hintergrund der Gewißheit geschildert, daß der Kumpel, mit dem man sich unterhält, die gleichen Erfahrungen machte und sie im wesentlichen auch gleich beurteilt.

Gespräche unter Eisenheimern laufen besonders häufig in Diskussionen über *Erfahrungen am Arbeitsplatz* aus. Dabei werden über manche Punkte ganz unterschiedliche Auffassungen vertreten, besonders zwischen verschiedenen Generationen. Gerade von Rentnern wird das Thema Arbeit immer wieder angeschnitten.

"Ich freue mich, wenn ich mich mit Jüngeren unterhalten kann. Dann erfahre ich, wie es jetzt untertage zugeht. Es hat sich doch manches geändert."

Für alte Leute, die über Jahrzehnte zusammen gewohnt und gearbeitet haben, bilden *gemeinsame Erinnerungen* einen großen Teil des Gesprächsstoffs.

"Gestern hab ich mich unterhalten mit dem Kloos, mit dem kleinen Bubi. Wir haben auch zusammen gearbeitet, lange. Hat der erzählt, wer alles gestorben ist. Der hat en Herzschlag gekriegt, der eine. Der andere, der ist gerade Rentner geworden, der war Betriebsrat, lange. Auch umgefallen. Tot."

Interessant in diesem Zusammenhang ist, daß *Schwonke* und *Herlyn*, um Aufschluß über den Grad der Informiertheit der Hausbewohner untereinander zu erhalten, nach dem Beruf und dem letzten Urlaubsort der Nachbarn fragten. (SCHWONKE/HERLYN, 1967). Sie setzen damit den Maßstab für den Grad der Informiertheit von vornherein sehr niedrig an.

Was die Eisenheimer von ihren Nachbarn wissen, geht wesentlich über Informationen wie Beruf oder letzter Urlaubsort hinaus. Da sie sich für ihre Nachbarn interessieren, haben sie auch Interesse an vielen kleinen Details. Das wird nicht als Einmischen in persönliche Angelegenheiten aufgefaßt. Das "Viel-voneinander-Wissen" bildet die Grundlage zahlreicher Unterhaltungen. Es ist Voraussetzung dafür, daß die Gespräche nicht beim Austausch von Belanglosigkeiten stehenbleiben, sondern für die Leute eine wichtige soziale Funktion erhalten. Sie liegt vor allem darin, daß sie dem einzelnen Anerkennung und Bestätigung innerhalb eines Kommunikationsnetzes geben, dessen Grundlage gemeinsame Erfahrungen und Wertvorstellungen sind.

Nach meinen bisherigen Beobachtungen sind es bei *Männern* der Reihenfolge ihrer Häufigkeit nach die Themen Politik, Arbeit, Erhalt der Siedlung und gemein-

same Erinnerungen, die im Mittelpunkt von Unterhaltungen stehen.

Ich ging von der Hypothese aus, daß bei *Frauen* familienzentrierte Themen im Vordergrund stehen. Ein einmal in der Woche stattfindender Frauenabend, an dem für einen Bazar gebastelt wurde, sollte mir über diese und weitere Fragen Auskunft geben. Worüber unterhalten sich Arbeiterfrauen? Gibt es bevorzugte Gesprächsstoffe? Gibt es solche, die völlig ausfallen?

Meine Vorgehensweise war dabei so, daß ich mich mit ihnen unterhielt, aber kein neues Thema anschnitt, so daß die Auswahl der Gesprächsthemen allein von den Eisenheimer Frauen getroffen wurde. Unmittelbar nach dem Treffen protokollierte ich die mir in Erinnerung gebliebenen Gesprächsthemen und -inhalte.

Folgende Themen tauchten auf:

Arbeit

U.S. arbeitet als Gesellin in einer Damenschneiderei und erzählt unaufgefordert sehr ausführlich über:

- die Arbeitsvorgänge, die sie auszuführen hat, welche sie bevorzugt, welche sie ablehnt und mit welcher Begründung;
- Interaktionen am Arbeitsplatz zwischen den Kolleginnen, der Chefin und ihr, der Chefin und den Kolleginnen, den Kundinnen und ihr und zwischen Kundinnen und Kolleginnen;
- besondere Ereignisse am Arbeitsplatz (Unfälle, kleine Feiern);
- die Einschätzung einzelner Kundinnen (die sich z.B. ein Kostüm für über viertausend Mark nähen lassen, das man "nicht einmal strapazieren kann");
- Strategien, die sie entwickelt hat, um mit ihrer Chefin und "schwierigen" Kundinnen fertigzuwerden;
- gruppendynamische Prozesse innerhalb der Arbeitsgruppen (Chefin, 3 Gesellinnen, 2 Lehrlinge).

Im Gegensatz zu U.S. erzählt K.U. wenig von ihrem Arbeitsplatz. Wenn sie es tut, dann nur, wenn sich besondere Ereignisse zugetragen haben. Sie arbeitet in einer kleinen Fabrik (ca. 100 Frauen) als ungelernte Näherin. Ihr scheint die Arbeit weit weniger Spaß zu machen als U.S. Sie sitzt ständig an der Nähmaschine und führt immer die gleichen monotonen Handgriffe aus. Im Gegensatz zu U.S. entsteht nie ein fertiges Kleid unter ihren Händen. Durch das Rattern der Nähmaschinen und das Arbeiten von dreißig Frauen im gleichen Raum ist die Unterhaltung am Arbeitsplatz auf wenige Zu-

rufe und das Gespräch in der kurzen Mittagspause beschränkt. Die Vorgänge sind weniger überschaubar, bleiben anonymer, es gibt weniger über sie zu berichten.

Familie und Kindererziehung
Frau M. erzählt nie von der Arbeit. Die Putzstelle hat sie nur, um das nötige Geld für die Raten zu verdienen. Ihr bevorzugter Gesprächsstoff ist die Familie. Dabei kommt sie regelmäßig auf einen Punkt, der immer wieder Anlaß zu Auseinandersetzungen in ihrer Ehe wird, zu sprechen. Es scheint für sie ein elementares Bedürfnis zu sein, darüber mit anderen Frauen offen zu reden. Die anderen gehen auf sie ein, stellen Gegenfragen und suchen nach Gründen und Auswegen.

Über Schwierigkeiten bei der Erziehung ihrer fast erwachsenen Kinder sprechen wiederholt Frau U. und Frau V. Die anderen Frauen sagen ihre Meinung dazu, geben Ratschläge und führen aus, wie sie sich verhalten würden.

Vergangene Zeiten
Besonders Frau F. erzählt oft von ihrer Kindheit, ihren Eltern und Geschwistern und von dem, "was früher anders war".

Politik
Politische Themen waren bisher: Terroranschläge, Wahlen, Preiserhöhungen, Bürgerinitiativen, Probleme der Erhaltung der Siedlung, Parteien.

Es wird deutlich, daß das Themenspektrum keineswegs auf familienzentrierte Themen fixiert ist. Allerdings nehmen diese - das konnte ich vor allem beim Gespräch auf der Bank vor dem Haus feststellen - einen breiten Raum ein. Dabei ist erstaunlich, wie offen auch in einem größeren Kreis - also keineswegs nur unter vier Augen von Nachbarin zu Nachbarin - über, wie *Elisabeth Pfeil* es nennt, "familienintime" Dinge gesprochen wird. Schwierigkeiten in der Ehe werden in der Gewißheit, daß der andere sie doch kennt, offen dargelegt und diskutiert. Erstaunen muß dabei die Tatsache, daß so gar nicht versucht wird, dem anderen etwas vorzumachen. Es geht nicht darum, nach außen die Fassade zu wahren, sondern es geht darum, mit Problemen fertigzuwerden. Dabei wird die *Beratungsfunktion der Nachbarin* als wichtiger Faktor zum Lösen von Alltagsschwierigkeiten mit einbezogen.

Nach meiner Erfahrung gibt es keine tabuisierten Themen. Die ausgeprägt realistische Grundhaltung der

Arbeiterfrauen läßt sie alles, was zur Realität gehört, selbstverständlich in ihre Gespräche aufnehmen.

Die Gewißheit, ständig einen potentiellen Gesprächspartner in der Nähe zu haben, gibt den Leuten Sicherheit. Das ist sozialpsychologisch besonders wichtig für alte und kranke Menschen.

"Hier hat mein keine Einsamen. Man kann sich immer unterhalten. Geht man raus, trifft man einen, mit dem man redet: 'Wie geht es?'"

Frau U. ist zuckerkrank. Sie bekommt oft nervöse Herzbeschwerden und hat dann Angst vor dem Alleinsein.

"Gottseidank ist hier immer jemand in der Nähe, mit dem man reden kann."

"Ich bin von nebenan. Seit zwei Jahren Witwe. Alleine. Ist nicht schön. Und da komme ich viel rüber zu Frau V."

Zu einem wichtigen informellen Treffpunkt für Rentnerinnen und Witwen ist die Wohnstube von Frau V. in der Berliner Straße geworden. Frau V. ist achtzig Jahre alt und stark gehbehindert. So kommen die anderen zu ihr.

"Jeden Tag mach ich die zwei Thermoskannen mit Bohnenkaffee voll. Wenn nachmittags immer Frauen zu Besuch zu mir kommen, da muß ich ja springen. Und so hab ich alles fertig und kann auch zuhören."

Diese Unterhaltungen mit Nachbarn haben *eine ähnliche Funktion wie die Gesprächstherapie*. Deren wachsende Bedeutung zeigt, wie wichtig Möglichkeiten sind, sich mitzuteilen und Zuhörer zu haben.

2.5 Besuche

Gegenseitige Besuche in der Wohnung nehmen als nachbarliche Kommunikationsform in der Siedlung Eisenheim eine untergeordnete Stellung ein. Das mag zunächst verwundern, da das Bedürfnis nach Kommunikation stark ausgeprägt ist. Folgende Gründe spielen hier eine Rolle:

(1) Die Möglichkeiten, sich im Freien zu treffen, sind - wie die Kommunikationskartierung zeigt - günstig und werden intensiv genutzt. Kommunikationsbedürfnisse werden also in erster Linie in Form spontaner Kommunikation abgedeckt. Da auf diese Weise ein großer Teil des Privatlebens in die Öffentlichkeit der Siedlung eingebracht wird, erscheint nun die Wohnung selbst als der Raum, der die Privatsphäre, die selbstverständlich auch der Arbeiter wünscht und sich schafft, absichert. Diese Tatsache widerlegt die These, daß in Arbei-

tersiedlungen kein Rückzugsfeld für die Bewohner bestehe.

Das Bedürfnis, sich zurückzuziehen, ist allerdings - das konnte anhand der Kartierung gezeigt werden - gering. Selbst bei kühler Witterung sieht man Männer "an der Hausecke" stehen, bereit, nach der Arbeit ein Gespräch mit einem Nachbarn anzuknüpfen. Und die Frauen bleiben - auch wenn es kalt ist - nach dem Einkauf am Brotwagen noch im Freien, weil das Gespräch mit der Nachbarin ein zentrales Bedürfnis für sie ist.

(2) Arbeitern liegt es offensichtlich nicht, ihre Kontakte zu formalisieren.

Gegenseitige Besuche scheinen eine Form nachbarlicher Kommunikation zu sein, die eher für Mittelschichten typisch ist. Darauf weisen auch Untersuchungen von *Vierecke* hin, der festgestellt hat, daß Besuche zwischen Nachbarn in der Stadt Hochdahl sich wie folgt aufteilen: Unterschicht 8 %, untere Mittelschicht 12 %, mittlere Mittelschicht 14 %, obere Mittelschicht 20 %, Oberschicht 15 % (VIERECKE, 1972, S.53).

Solche Besuche schließen oft eine Fülle von "offiziellen" Verhaltensweisen ein: man meldet sich an, zieht sich um, achtet auf den Termin, der Besuchte räumt auf, macht ein Essen u.a. Interaktionen im Freien ergeben sich dagegen spontan. Es bedarf keiner Anmeldung und keiner Vorausplanung. Man behält die Kleidung an, die man auch im Hause trägt.

"Auf der Eisenheimerstraße 4 bin ich geboren. Ich hab da dreißig Jahre gewohnt. - In meiner neuen Wohnung, wenn ich da rausgehe, muß ich mich sofort vernünftig anziehen. Ich kann nicht so rausgehen. Und da kannst du nichts machen auf der Straße. In Eisenheim kannst du rausgehen wie du bist."

Nun ist es aber keineswegs so, als sei die Wohnung in Eisenheim für die Nachbarn völlig tabuisiert. Hier ist allerdings starke Selektivität zu beobachten. Im Gegensatz zur Kommunikation im Freien, wo die Zahl der Interaktionspartner groß und in gewissem Sinne austauschbar ist, beschränken sich Besuche auf diejenigen Nachbarn, die man "Bekannte" und "Freunde" nennt.

"Wenn wir weggehen, gehen wir meist zu irgendwelchen Freunden, die wir kennen - hier in der Nachbarschaft."

Auch hier überwiegen die spontanen Formen, das heißt, man lädt sich nicht offiziell ein, sondern

"schaut mal vorbei" oder verabredet sich beiläufig ("Ich guck mal rüber").

Daneben gibt es spezifische Arten von fest eingeführten Besuchen.

So haben sich in einigen Familien *bestimmte Besuchsgewohnheiten* herausgebildet. Frau G. z.B. geht regelmäßig einmal in der Woche zu Frau K. zum Frühstücken, und diese kommt an einem anderen Wochentag mit ihren Kindern zu ihr. In anderen Familien wird am Samstag gemeinsam mit der Familie aus dem Nachbarhaus Kaffee getrunken.

Der Bekanntschaftskreis der Eisenheimer, der mit dem Besucherkreis identisch ist, setzt sich überwiegend aus Leuten zusammen, die ebenfalls in der Siedlung wohnen.

"Außerhalb der Siedlung Besuche? Schon mal, schon mal. Aber es ist doch meist alles innerhalb der Siedlung. Bekannte wohnen ein paar Eckchen weiter. Da gehen wir schon mal hin. Aber das ist ja nicht weit, ist ja alles nicht weit. Die Bekannte, die eben hier war, wohnt hier gegenüber an der Straße. Alles Leute hier in der Siedlung."

Die hohe Wahrscheinlichkeit, mit der man sich mehrmals am Tage sieht, erhöht die Bereitschaft, Beziehungen einzugehen, die über zufälliges Treffen hinausgehen. Hier setzen allerdings Selektionsmechanismen in mehrere Richtungen hin ein. Leute, die man zum engeren Bekanntschaftskreis zählt, werden nach gemeinsamen Interessen und Bedürfnissen aus dem weiteren Nachbarschaftskreis ausgewählt. Auch das Alter spielt eine Rolle: Gleichaltrige nehmen eher ausgesprochen freundschaftliche Beziehungen auf.

Eine alte Frau aus der Berliner Straße sagt: "Ich bin jeden Abend bei Frau V." Beide sind Witwen und verbringen ihre Abende gemeinsam.

Auf der Werrastraße gibt es ein Haus, in dem nur Witwen wohnen. Von den Eisenheimern wird es das "Witwenhaus" genannt. Sie haben wie viele andere Bergmannfrauen ihre Männer überlebt, die früh an Silikose starben. Jede von ihnen hat weiterhin ihren eigenen Haushalt. Wenn die Arbeit getan ist, treffen sich die Frauen: im Sommer auf der Bank am Haus, im Winter in einer der Wohnungen.

Vereinsamungsprobleme gibt es für die Alten in Eisenheim nicht. Sie haben Kontaktmöglichkeiten nicht nur mit Gleichaltrigen wie in einem Altersheim, sondern können weiterhin am Leben derjenigen, die sie seit Jahrzehnten kennen, teilnehmen.

Dem Einwand, daß Besuche auch in anderen Wohnformen möglich sind, müssen Fakten entgegengehalten werden. In der Untersuchung von *Herlyn* kommen im Hochhaus durchschnittlich auf jede Familie weniger als eine besuchte Familie. Selbst wenn in der vorliegenden Untersuchung keine quantitativen Ergebnisse in bezug auf den Besucherkreis vorhanden sind, so kann doch aufgrund der teilnehmenden Beobachtung angenommen werden, daß der überwiegende Teil der Leute mit drei bis fünf Familien innerhalb des Wohnbereichs Besuchskontakte pflegt.

Besonders für Alte und Kranke wird es zur Überlebensnotwendigkeit, ihre Kommunikationsbedürfnisse innerhalb des unmittelbaren Wohnumfelds abdecken zu können.

2.6 Feiern und geselliges Beisammensein

Die Eisenheimer sind - auch was die Unterhaltung anbelangt - weitgehend Selbstversorger. Durch gemeinsames Feiern und geselliges Beisammensein gelingt ihnen zumindest ein partieller Ausbruch aus gängigen Medienunterhaltungszwängen.
Gemeinsames Feiern hat eine lange Tradition und nahm "früher" - darauf weisen die Eisenheimer häufig hin - einen viel breiteren Raum ein.

"Oh, wir haben hier gut gefeiert. Da haben wir die Groschen alle zusammengetan zum Trinken. Ja, und dann haben wir getanzt auf dem Hof. Wir haben soviel getanzt."

"Wenn jemand mal hierher kam, dann ist er stehen geblieben, wenn er nachmittags durchkam. Alles saß vor der Tür. Und dann, gegen Abend, dann kriegte der eine oder andere mal Lust zum Spielen. Dann kriegte er sein Akkordeon raus, setzte sich draußen auf die Bank hin, dann wurde gespielt. Da saßen sie alle draußen."

Gartenfeste in Eisenheim beginnen heute meist mit Grillen im Freien. Die Nachbarn werden meist nicht ausdrücklich eingeladen, sondern kommen einfach dazu - oft mit einem eigenen Stück Fleisch aus der Gefriertruhe. Auch Bier wird mitgebracht. So kommen schnell zwanzig und mehr Personen zusammen.

Diese Feiern entstehen häufig spontan. Sie brauchen keinen besonderen Anlaß. Ein schöner Sommerabend genügt.

Äußerst beliebt sind die *Laubenfeste*. W.P. hat sich zusammen mit seinem Freund H.H. eine Laube gebaut, in der zehn Mann Platz haben. Sie sitzen hier mit ihren Familien und Nachbarn besonders am Wochenende zusammen.



Private Feste werden oft Nachbarschaftsereignisse.

Ganz wichtig ist "der gemütliche Teil". Es wird vor allem viel gesungen: alte Volks-, Bergmanns- und Arbeiterlieder.
Zu einem richtigen Fest gehört auch Schunkeln und Tanzen. Einer spielt mit der Ziehharmonika oder Mundharmonika. Alle tanzen miteinander: die Mutter mit der Tochter, die Nachbarin mit der Nachbarin, auch der Nachbar mit dem Nachbarn, wenn es gerade so auskommt, die große Schwester mit der kleinen Schwester. Kinder lernen das Tanzen von kleinauf, denn es gibt Gelegenheit genug, da kein Fest ohne Tanz abläuft.

Es wird ausgesprochen gern gefeiert. Wie sehr aber die Realisation dieser kleinen Feste wiederum von räumlichen Bedingungen und Verfügungsmöglichkeiten abhängig ist, schildert folgender Bericht.

"Unsere Jungens, unsere Kinder, Mädchen oder Jungens, spielt keine Rolle, die haben ja ihre Freunde droben im Hochhaus und wollen Partys feiern. Wie geht's denn da vor sich? Ganz einfach: Da können sie keine Party machen. Die Wände sind zu dünn, zu laut. Und die Musik bei den jungen Leuten ist nun mal anders, als wir sie früher hatten.
Gut. "Können wir nicht bei Euch ne Party feiern?" - Die sind

herzlich gerne eingeladen. Die machen hier laufend eine. Die kommen mit ihren Mädchen und die Freunde bringen noch welche mit. Hier wird eins draufgemacht, meinetwegen hier beim Dieter, beim Heinz oder beim Lothar. "Hier können wir uns mal richtig austoben". Wenn schlecht Wetter ist, im Haus, wenn gutes Wetter ist, haben wir unseren Garten. Der wird beleuchtet, ein bißchen schöne Musik dabei. Und wenn alles das son bißchen prima wird, dann können wir als Eltern uns doch dabei setzen. Wunderbar, wir haben das Verständnis der Jugend und der Alten, weil wir uns daran erfreuen, weil wir gerade das Familienleben so schätzen und dann ist die Verbindung da. Und dann kommt auch noch die Oma vom Nachbarn dazu, das gefällt der dann auch noch mal. Hier ist es doch wunderbar, hier hab ich meine Enkelkinder bei mir. Mensch, das ist etwas, keine Vereinsamung wie das in den Hochhäusern ist, wie man das von den Kollegen hört und weiß." (BÜRGERINITIATIVEN-SENDUNG, 1975).

2.7 Gartennutzung und Tierhaltung

Die Erträge aus Gartennutzung und Tierhaltung waren beim Bau der Siedlung in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zur Reproduktion des Lebens mit eingeplant. Der Lohn allein konnte eine meist große Familie kaum ernähren.

Diese ökonomische Funktion ist heute zwar geschrumpft, aber dennoch grundsätzlich erhalten geblieben.

"Etwas zur Rente dazu verdienen durch den Anbau von Gemüse im Garten, diesen Punkt sollte man nicht unterschätzen. Bei einer Rente von 780 Mark für zwei Personen kommt dem schon eine Bedeutung zu. Der Garten ist eine Nebenerwerbsquelle für die Rentner."

"Was meinste, was das kostet, das Gemüse, wenn de das alles bezahlen mußt. Hier haste das umsonst."

Die Leute hatten aufgrund ihrer Herkunft eine starke Bindung an die Arbeit in der Landwirtschaft. Das spiegelt sich noch heute in den Erzählungen der Alten.

"Mein Mann ging graben. Der hat Roggen gesät. Wenn der Roggen so hoch stand, sind wir mähen gegangen. Ich mußte immer binden, mein Mann hat gemäht und dann alles in den Garten gestellt. Ach, und dann sind wir dreschen gegangen, ja, wir haben schon was erlebt. Da wo jetzt die Hauptstraße geht (Sterkrader Straße), da war doch alles Feld und Busch. Ach, war das schön!"

"Ja, wir hatten doch immer vier Schweine. Einmal hat ich sechs Schafe. Ich hab zuerst vier so Burschen gehabt, und die kriegten Junge, da hat ich sechs Stück. Da bin ich immer mit unten über die Chaussee gegangen. Das war schön, ach, das war so schön... Ja, wenn man von der Landwirtschaft kommt, Enten,

Hühner, Schweine... und deshalb kann man das ja auch nicht lassen. Ach, das macht Spaß, mit dem Viehzeug umzugehn!"

Dieser ausgesprochene Spaß an Tieren und Garten ist bei den meisten Eisenheimern bis heute geblieben. Die



Tiere sind Spielzeug, Neugierobjekte und Kommunikationsbrücken. Sie bieten Lernmöglichkeiten für die Entwicklung von Sorgeverhalten.

Nutztierhaltung ist zwar im wesentlichen auf Hühner, Enten und Kaninchen geschrumpft, aber viele haben Haustiere, vor allem Hunde und oft mehrere Katzen.

Die Tatsache, daß man ohne weiteres Tiere halten kann, wird als hoher Gebrauchswert der Wohnung geschätzt.

"Da gabs Leute, die sagten: Ich will hier nicht mehr wohnen, ich will was Besseres. Und nachher sind sie wiedergekommen, weil sie einen Hund halten wollen - das können sie anderswo nicht."

"Der Sohn vom Nachbarn, der wohnt im Neubau drin, da kann er keine Tauben halten. Der muß hier zur Mutter gehn, damit er Tauben halten kann."

Auch beim Garten sind es die *Gebrauchswerte*, die ihn zu einem so wichtigen Faktor im Wohnbereich des Arbeiters machen.

"Was wir hier an Land haben, das haben die "hohen Herren" als Grünfläche."

Spargel, frische Bohnen, ein Stück Stangenbohnen, Kopfsalat, Suppengrün - wer hat das denn heute noch? Wir sind hier so glücklich."

Auf die "Glücksproduktion", die dem Garten - neben der nicht zu unterschätzenden ökonomischen Bedeutung - zukommt, weist bereits *Kenneth Galbraith* hin: "Wenn gewisse National-Ökonomen glauben, alles gesagt zu haben, wenn sie die Art im Vorstadtgarten als eine extrem unrationelle Art von Gemüseproduktion bezeichnen, vergessen sie, daß es sich dabei um eine sehr rationelle Glücksproduktion handeln kann."

3 Selbstorganisationsformen

3.1 Quartierrat

Im Jahre 1974, als die Bewohner sich verstärkt für die Erhaltung und Modernisierung ihrer Siedlung einsetzten, wurde in einer Eisenheimer Kneipe der sogenannte Quartierrat gegründet. Ihm gehören alle Bewohner der Siedlung Eisenheim an. Er ist also eine *Vollversammlung der Bewohner*. Man wehrt sich bewußt dagegen, einen Verein mit Vorstand und Satzung zu gründen.

"Daß kein falscher Eindruck entsteht: der Quartierrat, das ist kein Verein, da gibts keinen Vorstand, da kommen alle hin, da gibts keinen Vorsitzenden."

Der Quartierrat ist also nicht die Vertretung der Bewohner, sondern die institutionalisierte Form des Zusammenschlusses aller Bewohner.

Aber wenn er auch von der Intention her eine Vollversammlung aller Bewohner der Siedlung darstellt, so handelt es sich de facto doch um bestimmte Personen, die durch ihre Anwesenheit bei den Sitzungen und durch sonstige Mitarbeit die Verfolgung gemeinsamer Ziele dokumentieren. Im Schnitt werden die Sitzungen von dreißig bis fünfzig Leuten besucht.

Der Quartierrat tagt mindestens einmal im Monat im Versammlungshaus.

"Einmal im Monat haben wir hier Quartierratssitzung. Da werden alle anfallenden Probleme durchdiskutiert. Da wird alles gemeinsam besprochen. Zum Beispiel die Säuberungsaktion für das Brachland, die Gärten, das Land neben dem Bunker."

Es wurde versucht, Formalisierungen innerhalb des Quartierrates so gering wie möglich zu halten. So wurde z.B. kein Verein mit Vorstand und Mitgliedern gegründet, um der Gefahr zu entgehen, daß alle Er-

Die Nutzgärten sind weitaus größer als die Ziergärten. Und selbst diese sind durch das Anlegen von Lauben, Sandkästen, Teppichstangen und Schuppen in erster Linie Räume der Betätigung.



Der Garten ist kein repräsentatives Schaustück, sondern eine Art Areal für Tätigkeiten.

Das Arbeiten im Garten kommt den Bedürfnissen der Arbeiter in mehrfacher Hinsicht entgegen.
Gegenüber den belastenden Umweltbedingungen unter Tage hat der Garten Kompensationsfunktion. Bergleute berichten immer wieder, wie wohltuend sie das Grün der Vegetation empfinden, wenn sie eine Schicht lang vom Tageslicht abgeschlossen waren. Besonders wichtig ist die Möglichkeit zur Bewegung für Rentner, die fast alle an Silikose leiden.

"Der Nachbar ist dauernd im Garten. Auch der andere Nachbar. Alle haben sie vierzig Jahre unter Tage gearbeitet. Wenn die im Hochhaus wohnen würden, dann würden die bei zwei Treppen schon pusten wie ein Jagdhund - wegen ihrer Staublunge."

"Ich will mal aufzählen, was ich hab: vier Stachelbeersträucher, ein schönes großes Stück Erdbeeren, dann hab ich zwei lange Reihen

wartungen hinsichtlich der Zielerreichung sich auf die Positionen der Vorstandsmitglieder fixierten, während andere sich als passive Mitglieder mehr oder weniger überflüssig fühlten. Man wählte deshalb eine weniger formalisierte Gruppenstruktur. Zunächst wurde sogar versucht, ohne feste Sprecher auszukommen und diese Positionen aus den Erfordernissen der jeweiligen Situation heraus zu besetzen. Dem lag die Vorstellung zugrunde, möglichst wenig Aufgaben in die Verantwortung von Einzelpersonen zu delegieren. Es zeigte sich mit Zunahme des Aufgabenbereichs schnell, daß Arbeitsteiligkeit innerhalb des Quartierrates nicht zu umgehen war. Jede Aufgabe erforderte sowohl konstante Personen über einen gewissen Zeitraum als auch Kontinuität im Arbeitsaufwand. So wählte man *Sprecher* und deren Stellvertreter. Sie rufen die Quartierratssitzungen ein, machen Anschläge zur Information der Leute, leiten die Sitzungen und übernehmen Aufgaben, die während der Sitzungen bestimmt werden.

Außerdem werden *Kommissionen* gebildet, die jeweils bestimmte Aufgaben zu erledigen haben. Auf diese Weise werden alle arbeitsteilig in die aktive Arbeit innerhalb des Quartierrats einbezogen.

Vor wichtigen Verhandlungen mit der Stadt, dem Land oder der Wohnungseigentümerin findet in Diskussionen Meinungsbildung statt. Die Sprecher und weitere, möglichst ständig wechselnde Vertreter artikulieren anschließend die Interessen der Bewohner in der Öffentlichkeit.

Im Laufe von vier Jahren veranstaltete der Quartierrat:

- Eine "Zukunftswerkstatt" mit *Robert Jungk*
- Aufräumaktionen innerhalb der Siedlung
- Beseitigung der wilden Müllkippe um den Bunker
- Schriftstellerlesungen (u.a. mit *Max von der Grün*)
- Diskussionen über Industrie-Architektur, über Arbeiterwohnen in anderen Ländern, z.B. in England
- Dia-Abende und Film-Vorführungen (u.a. im Rahmen der Westdeutschen Kurzfilmtage Oberhausen)
- Feste (Karneval, Silvester, Kinderfeste, Schlachtfest u.a.)
- Kaffeetrinken für alte Leute
- Die Einrichtung einer Bücherei im Volkshaus.

Der Quartierrat ist zu einer festen Institution geworden. Er kommt der Fähigkeit zu kollektivem und solidarischem Handeln der Arbeiter entgegen und ist nicht zuletzt aus diesen Gründen zu einem wichtigen Organ innerhalb der Siedlung geworden.

"Der Quartierrat ist sehr wichtig. Jeder Mensch hat doch Probleme, die er nicht allein lösen kann. Da bespricht er es in der Gemeinschaft."

3.2 Umbau der Waschhäuser zu Gemeinschaftshäusern

Selbstorganisationsmaßnahmen zeigen sich in Eisenheim auch in der konkreten Aneignung der drei ehemaligen Waschhäuser, die in Eigenhilfe zu Gemeinschaftshäusern umgebaut wurden.

"In Eisenheim wurden drei Waschhäuser mit jeweils acht kleinen Räumen, die dem Grundeigentümer gehören, überflüssig, als jede Arbeiterfamilie sich eine Waschmaschine anschaffen konnte. Daraufhin wollte die Wohnungsverwalterin, die Ruhrkohle AG, sie abbrechen lassen. Der Betriebsrat Martin Grohnke rettete sie mit einer List: er setzte durch, daß sie als Trockenräume für die Wäsche stehenblieben. Dazu wurden sie natürlich nur von den wenigsten Leuten benutzt. Im Quartierrat sprachen sich die Bewohner nun ab, zwei Räume für einen Versammlungsraum zusammenzulegen. Sie fragten nicht beim Eigentümer an, ob sie die Waschhäuser vergesellschaften dürften, sondern setzten Tatsachen, - im Vertrauen darauf, daß die soziale Vernunft ihrer Handlung politisches Gewicht geben würde. ... Die Eisenheimer sahen, daß zwei Räume für das "Volkshaus" nicht genügten. Also nahmen sie den dritten dazu. Das bedeutete harte Umbau-Arbeit, denn es mußten jeweils Wände herausgebrochen, Decken abgestützt, beigemauert, gestrichen und neu möbliert werden. ... Die Arbeiterinitiative entwickelte eine besondere Durchsetzungsstrategie. ... Die Eisenheimer luden nach Fertigstellung des Volkshauses viele Leute ein, unter anderem die Oberbürgermeisterin Luise Albertz. Aus der Presse erfuhr der Verwalter von diesem Besuch. Natürlich war er zunächst nicht einverstanden. Die Eisenheimer ließen sich jedoch auf die Argumentationsebene des Eigentümers nicht ein: Anstelle eines abstrakten, aber juristisch verankerten Eigentumsbegriffs setzten sie die soziale Argumentation. ... Der Eigentümer beugte sich, weil er die Abstraktheit seines Verfügungsanspruchs gegen die Tatsachen nur als Pyrrhussieg hätte durchsetzen können und seine eigene Macht wenigstens so klug kalkulierte, daß er das unterließ. Die Eisenheimer haben heute Mietverträge für die Volkshäuser zur Nullmiete. Sie zahlen lediglich die Versicherung und die laufenden Betriebs- sowie neue Investitionskosten." (ROLAND GÜNTER, 1978, S.126/127).

Im letzten Jahr wurde mit der Einrichtung eines *Arbeiter-Museums* in einem Raum des Volkshauses begonnen. Möbel einer aufgelösten Wohnung bildeten den Grundstock. Nach und nach soll ein vollständiger Haushalt mit allen Gebrauchsgegenständen, die für eine Arbeiterfamilie um die Jahrhundertwende und später typisch

waren, eingerichtet werden. Die Eisenheimer sammeln: Zu jeder Quartierratssitzung kommt etwas dazu, was noch im Keller gefunden oder bei alten Verwandten erbettelt werden konnte.

3.3 Feste

Ein Bergmann aus einer Zechensiedlung in Duisburg-Neumühl berichtet, daß die Initiative, die sich aus Siedlungsbewohnern zusammengeschlossen hat, um den Abriß ihrer Häuser zu verhindern, ganz gezielt die Integrationsfunktion von Festen einsetzt.

> "Wir haben vor, unsere Siedlung hier etwas mehr zu festigen, die Bewohner etwas enger zusammenzubringen. Durch Feste. Wir hatten jetzt erst ein Fest, das sehr guten Anklang gefunden hat. Ich kann Ihnen sagen: Das war ein turbulentes Fest. Ne Hochzeit, Silberhochzeit und grüne Hochzeit und alles auf einmal hätten nicht turbulenter sein können. - Das sind unsere vorausgeplanten Feste und Sachen, wo wir die Leute, auch die neuen Nachbarn, mit integrieren wollen."

Ganz so bewußt werden die Feste in Eisenheim nicht eingesetzt. Sie entwickelten sich vielmehr schrittweise im Laufe der Arbeit zur Erhaltung der Siedlung. Nachdem ein ehemaliges Waschhaus in wochenlanger Arbeit von rund zehn Leuten zu einem Versammlungsraum umgebaut worden war, beschlossen diese, Silvester gemeinsam dort zu feiern. F.U. ging durch die ganze Siedlung und sagte den Leuten Bescheid. Es kamen rund fünfzig Personen, darunter viele Jugendliche und Rentner. Das Fest wurde übereinstimmend als gelungen bezeichnet und von allen Seiten der Wunsch geäußert, dergleichen oft zu wiederholen. Inzwischen sind Feste im Volkshaus zu festen Einrichtungen geworden. Die Vorbereitungen dazu übernehmen wechselnde Gruppen mit drei bis vier Leuten als festem Kern. Gemeinsam gefeiert werden z.B.: Silvester, Karneval, Sommer- und Schlachtfest. Auch für die Kinder werden regelmäßig Feste organisiert: St.Martin, Nikolaus und Karneval.



Feste. Im Volkshaus wird gefeiert. Auch drumherum.

Für den Sommer ist ein *"Koloniefest"* geplant. Es soll an einem Samstag auf einer der vier Eisenheimer Straßen stattfinden. Nachmittags werden Spiele für Kinder arrangiert. Die Kinder werden dabei in den Organisationsprozeß von vornherein mit einbezogen. Sie können Buden aufbauen, Waffeln backen, Würstchen grillen u.a. Jugendliche wollen für Musik sorgen. Die Frauen machen einen Basar, auf dem die während des "Frauenabends" hergestellten Handarbeiten angeboten werden. Zu diesem Straßenfest, wie es in ähnlicher Weise schon in anderen Arbeitersiedlungen gefeiert wurde, werden Freunde der "Arbeiterinitiativen" aus dem ganzen Ruhrgebiet eingeladen.

4 Zur Struktur und Funktion des nachbarschaftlichen Kommunikationsnetzes

4.1 Der lokale Faktor und Selektionsvariablen

Es stellt sich die Frage, ob es Variablen gibt, die eine selektive Funktion für Interaktionsprozesse innerhalb der Siedlung spielen. Als solche können angenommen werden:

- Alter,
- persönliche Interessen,
- Sympathien und Antipathien,
- Fundus an gemeinsam erlebter Geschichte (abhängig von der Wohndauer).

Selektionsmechanismen, die auf Einflüsse dieser Variablen zurückgehen, kommen bei spontaner Kommunikation im Freien zwar am wenigsten zum Tragen, werden aber auch dort bereits in gewissem Umfang wirksam. So sind es z.B. überwiegend alte Leute, die gemeinsam auf der Bank sitzen und sich unterhalten. Das ist sowohl vom etwa gleichen Zeitbudget als auch vom gemeinsamen Fundus alter Erinnerungen her zu verstehen. Alte Leute ziehen ihre Bestätigungen weitgehend aus früheren Erlebnissen und Erfolgen, d.h. aus ihrer Geschichte. Kinder und Jugendliche sind dagegen fast ausschließlich gegenwartsorientiert, weil sie vor allem physisch die Gegenwart viel intensiver nutzen können. Daher haben die verschiedenen Altersstufen ihre adäquaten Austauschpartner am ehesten bei denen, die in ähnlicher Lage mit ähnlichen Erfahrungsmöglichkeiten leben.

So konnte gezeigt werden, daß 75 % der Interaktionen der Kinder sich innerhalb der eigenen Altersstufe abspielen.

Bei Kommunikationsformen, die über spontane Kommunikation hinausgehen, die beispielsweise durch gegenseitige Besuche bekanntschaftlichen Charakter annehmen, haben die oben aufgezählten Variablen besonders stark selektive Funktion. Gemeinsame Interessen z.B. überspielen den lokalen Faktor Nähe weitgehend.

Je spezifischer die Interessen sind, um so leichter werden Entfernungen überwunden. Da W.W. auf der Werrastraße keinen Schachpartner hat, holt er ihn sich von der Eisenheimer Straße. Sachinteresse und personenorientiertes Interesse sind dabei nicht scharf zu unterscheiden. Sie bedingen sich wechselseitig. W.W. wählt unter seinen möglichen Schachpartnern am liebsten den Mann, den er am besten kennt - das ist der Mann von der

Eisenheimer Straße. Die relative Nähe spielt also innerhalb der Sachinteressen wiederum eine nicht unerhebliche Rolle.

Wenn man schnell etwas ausleihen will, ist es naheliegend, sich an den Nachbarn im gleichen Haus zu wenden. Allerdings werden innerhalb des Vierfamilienhauses Sympathie und Antipathie die Wahl mitbestimmen.

Es zeigt sich, daß der Faktor Nähe zwar die Voraussetzung für viele Aktivitäten ist, daß aber innerhalb eines bestimmten Aktionskreises andere Kriterien die Selektion der Personen, mit denen nachbarschaftliche Kommunikation, welche über die spontanen Interaktionen im Freien hinausgehen, aufgenommen wird, beeinflussen. Diese Tatsache widerspricht der eindimensionalen These, daß Nachbarschaft sich jenseits der Ebene von Sympathie und Antipathie abspielt und damit emotionale Elemente zweitrangig sind (14).

Je mehr die nachbarschaftlichen Beziehungen bekanntschaftlichen und freundschaftlichen Charakter annehmen, um so mehr sind sie offensichtlich auf Auswahlprozesse zurückzuführen. Nachbarschaftskontakte dieser Kategorie können aus diesem Grunde auch nicht "selbstgewählten" Kontakten in Bereichen, die außerhalb des Wohnumfeldes liegen, als Beziehungen mit grundsätzlich anderen Strukturmerkmalen gegenübergestellt werden.

Es muß vermutet werden, daß das variationsreiche Interaktionsspektrum, das ein komplikationsloses Eingehen von Kommunikation im Freiraum gewährleistet und dokumentiert, Reservat für ein sowohl quantitativ als auch qualitativ intensives Kommunikationsnetz ist.
In quantitativer Hinsicht ist die Zahl der Leute, auf die sich die verschiedenen Kommunikationsformen erstrecken, als groß anzusehen. Der Grußbereich z.B. ist weit abgesteckt und damit die Zahl der Leute, die man kennt. Ausleihen und Hilfsleistungen anderer Art erstrecken sich nicht nur auf die Nachbarn eines Hauses, obwohl sie der Praktikabilität wegen dort häufiger vorkommen.

Besuche und gemeinsame kleine Feste schließen im Vergleich zu anderen Wohnformen ein deutliches Mehr an Personen ein. Das wird offensichtlich, wenn man sie

14 "Aber im Prinzip ist die N. im Gegensatz zur Freundschaft eine kategorische und nicht eine emotionale Beziehung. Die Ausübung der 'Rolle' des Nachbarn ist prinzipiell unabhängig von Sympathie und Antipathie. Das emotionale Element tritt zurück hinter dem normativen." (HEBERLE, 1973, S.568).

z.B. mit Ergebnissen von empirischen Untersuchungen konfrontiert, die *Vierecke* in der neuen Stadt Hochdahl machte. Er stellt fest, "daß die Bewohner von Mehrfamilienhäusern in den meisten Fällen nur ihr Haus als nachbarlichen Kommunikationsbereich empfinden, wobei die Bewohner von Mietwohnungen in mehr als viergeschossigen Häusern sich sogar zu 22,3 % nur für ihren Etagennachbarn aussprechen!" (VIERECKE, 1972, S.26).

Außer dem quantitativen Moment eines vergleichsweise weiten Kommunikationsradius sind in Eisenheim Kommunikationsformen zu verzeichnen, die sich in qualitativer Hinsicht von den in der soziologischen Literatur beschriebenen unterscheiden.

Die Kommunikationsformen in der Arbeitersiedlung unterscheiden sich wesentlich von den als idealtypisch angesehenen großstädtischen Kommunikationsmustern. Sie sind weder "flüchtig", "anonym" noch "hochneutralisiert". (MERVELDT, 1971, S.56). Sie sind vielmehr Ausdruck eines über längere Zeit bestehenden Beziehungsgeflechts.

Diese Gedankengänge führen zurück zur eingangs genannten These von *Homans*, "that persons who interact frequently with one another tend to like one another" (HOMANS, 1959, S.111).

Homans wies nach, daß verstärkte Interaktionen zwischen Personen die gegenseitige soziale Anerkennung erhöhen, während verminderte Interaktionen sie verringern.

Da Interaktionen immer im Raum stattfinden und dieser - wie gezeigt werden konnte - bestimmte Voraussetzungen haben muß, um pro-kommunikativ zu sein, erweist sich die zentrale Bedeutung, die dem ökologischen Faktor, dem gebauten Raum, für die Entstehungsmöglichkeiten und die ständige Reaktivierung von sozialen Beziehungen zukommt.

4.2 Spontane, gezielte und kollektive Kommunikation

Es lassen sich drei Kategorien nennen, unter die alle Kommunikationsformen, die in der Arbeitersiedlung Eisenheim beobachtet werden konnten, zu subsumieren sind. Es sind dies:

(1) Spontane Kommunikation
(2) Gezielte Kommunikation
(3) Kollektive Kommunikation

(1) *Spontane Kommunikation*
Es handelt sich dabei um den überwiegenden Teil der Interaktionen, welche - ohne direkt geplant zu sein - sich mehr oder weniger zufällig durch Anlässe im Freiraum ergeben.

(2) *Gezielte Kommunikation*
Darunter werden Kommunikationsformen verstanden, denen in vielerlei Hinsicht Intentionen zugrundeliegen. Diese erstrecken sich auf die Form der Kommunikation (z.B. Nachbarschaftshilfe, Leihen, Schenken), und auf die Auswahl der Personen (z.B. für einen Besuch).

(3) *Kollektive Kommunikation*
Die dritte Kategorie wird als kollektive Kommunikation bezeichnet, da ihr Ziele zugrundeliegen, die sich auf das Kollektiv Siedlung beziehen. Diese kollektiven Ziele werden insbesondere innerhalb von Gruppen (z.B. Quartierrat) realisiert. Hierunter fallen aber auch die Siedlungsfeste, denen eine besondere Integrationsfunktion zukommt.

Versucht man nun die Kommunikationsstruktur, die sich aufgrund dieser drei Kategorien für die Siedlung ergibt, zu ermitteln, so zeichnet sich ein Netzwerk ab, dessen Maschen aus den spontanen Kommunikationsformen im Freien entstehen.
Innerhalb dieses Netzwerkes ergeben sich immer dort Knotenpunkte, wo sich spontane zu gezielter Kommunikation verdichtet.

Ein Zusammenhang zwischen gezielter und kollektiver Kommunikation konnte insofern festgestellt werden, als sich die Personen, die man als "öffentliche Figuren" bezeichnen könnte, weil sie sich durch ihre Positionen im Quartierrat zu Exponenten kollektiver Belange machen, bereits durch besonders intensive gezielte Kommunikation auszeichnen.

Es ist also zu vermuten, daß die drei aufgezeigten Kategorien nicht unabhängig voneinander zu sehen sind. Viel spontane Kommunikation stellt gleichsam den Fundus für intensive gezielte Kommunikation dar. Personen mit umfangreicher gezielter Kommunikation sind es dann auch, die vorwiegend zu Trägern kollektiver Kommunikation werden.
Dieser Zusammenhang ist insofern von Bedeutung, als er deutlich macht, daß eine dichotomische Gegenüberstellung von privater und öffentlicher Sphäre, wie *Bahrdt* sie vertritt, zu kurz faßt.

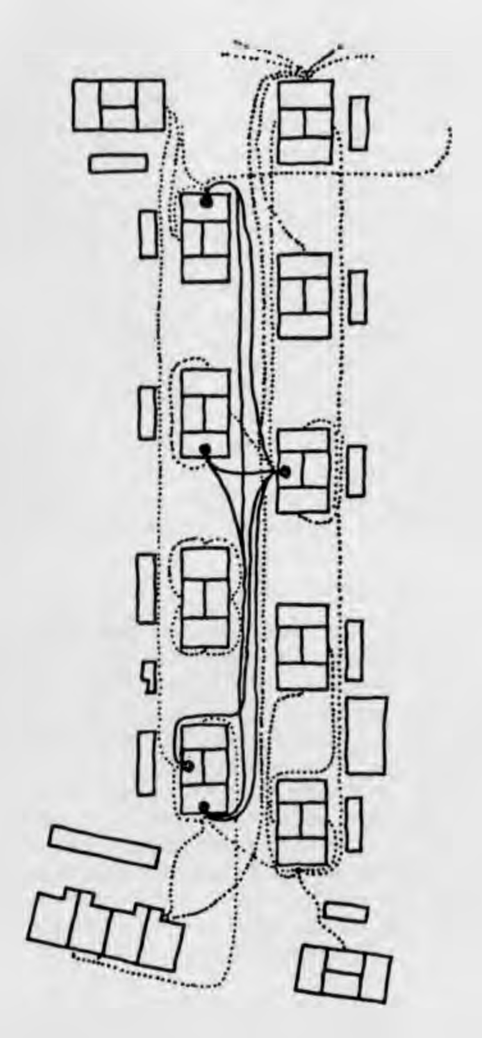


Abb. 10: Besuchsgewohnheiten zwischen Bewohnern der Werrastraße.

Zeichenerklärung: ...... = Besuche, die auf "bekanntschaftlichen" Nachbarschaftsbeziehungen beruhen.
——— = Besuche, die mit den besonderen Positionen der Personen innerhalb des Quartierrats zusammenhängen.

Aus der Skizze geht hervor, daß die Personen, bei denen sich Interaktionsknotenpunkte ergeben, "öffentliche Figuren" in dem Sinne darstellen, als sie sich besonders für die Interessen der Siedlung einsetzen.

Ebenso problematisch ist es, "öffentliche Beziehungen" lediglich als Zugehörigkeit zu Institutionen, Verbänden und Vereinen zu definieren und Interaktionen innerhalb der Nachbarschaft dementsprechend als "soziales Kompensationsverhalten der Unterschichtenmitglieder" (BOLTE u.a., 1974, S.138) aufzufassen.

Am Beispiel Eisenheim wird deutlich, daß auch innerhalb des Wohnbereichs öffentliche Funktionen übernommen werden können. Diese Kommunikation erhält öffentliche Dimension, insofern sie sich von den unmittelbar privaten Interessen weg auf eine Vielzahl von Menschen in Form gezielter Kommunikation bezieht.

Der alle Bewohner der Siedlung gleichermaßen betreffende Druck des drohenden Abrisses ihrer Häuser wurde zum aktuellen Anlaß kollektiven Handelns. Realisierungschancen waren aber nur deshalb gegeben, weil ein dichtes, durch die Kommunikationsmöglichkeiten im Freiraum immer wieder stabilisierbares Interaktionsgeflecht bereits vorhanden war.

4.3 Soziale Kontrolle

Nicht ohne Einfluß auf die Übernahme öffentlicher Funktionen im Wohnbereich scheint aber auch ein Phänomen zu sein, das in der Ideologie des "anonymen Wohnens" durchweg einseitig als Zwang und damit als Einschränkung von Individualität aufgefaßt wird: die sogenannte "soziale Kontrolle".

"Menschen, die auf dem Lande leben sind infolge des stärkeren Aufeinanderangewiesenseins, aber auch infolge einer nahezu lückenlosen sozialen Kontrolle verstärkt Frustration und Dauerkonflikten ausgesetzt." (HASELOFF, 1970, S.189). Auch *Lehmann*, der das Leben in einem Arbeiterdorf Niedersachsens schildert, spricht vom "Zwang sozialer Kontrolle" (LEHMANN, 1976, S.63).

Janowitz weist in einem Übersichtsartikel darauf hin, daß die theoretische Auseinandersetzung über das Phänomen der sozialen Kontrolle in den USA parallel lief mit der Diskussion des dichotomischen Modells Gemeinschaft und Gesellschaft, das auf *Tönnies* zurückgeht. "Die Vorstellung von sozialer Kontrolle wurde formuliert und fortentwickelt, um eine systematischere Annäherungsweise an Probleme des sozialen Wandels und der sozialen Ordnung zu ermöglichen. Soziologische Theorien der sozialen Ordnung sind dadurch zu einem Standpunkt gelangt, von dem aus sie die Behauptung verwerfen, daß die *Gemeinschafts-*

aspekte der Sozialstruktur nur Residuen eines vergangenen Stadiums sozialer Organisation sind und daß die *Gesellschafts*dimensionen die Realität der Industrie- und Stadtgesellschaft darstellen.... Die Analyse der sozialen Kontrolle ist eine Analyse der Wechselbeziehung zwischen jenen Variablen, die sowohl mit Gemeinschafts- als auch mit Gesellschaftsmerkmalen in Beziehung gebracht werden können." (JANOWITZ, 1973, S.501).

Damit wird die vereinfachende Zuordnung von sozialer Kontrolle auf dorfähnliche Wohnbereiche aufgebrochen. Soziale Kontrolle wird vielmehr als Form der *Selbstregulierung* gesehen, die Menschen immer dann betrifft, wenn Wechselbeziehungen zwischen ihnen bestehen. *Janowitz* spricht von der "Fähigkeit einer Gesellschaft, sich nach den erwünschten Prinzipien und Werten selbst zu regulieren" (JANOWITZ, 1973, S.500).
Voraussetzung dafür ist, daß Individuen in der Lage sind, sich bei Interaktionen in andere hineinzuversetzen bzw. auch die Haltungen der anderen einzunehmen. "...social control depends, then, upon the degree to which the individuals in society are able to assume the attitudes of others who are involved with them in common endeavors" (MEAD, 1925). Auch für *Homans* existiert soziale Kontrolle "in everyday relationships between members of the group" (HOMANS, 1951, S.365).

Gruppenähnliche Konstellationen sind Voraussetzung für Selbstregulierung durch gegenseitige Einflußnahme. Soziale Kontrolle gibt es in der Familie, sie kann aber auch im Wohnbereich stattfinden, wenn man sich durch häufige Interaktionen gut kennt.
Wie aber kann dort Selbstregulierung aussehen? Zunächst: Es gibt keine feste Norm für eine angemessene bzw. unangemessene Einflußnahme von Nachbarn. Sogar innerhalb einer Familie gibt es unterschiedliche Auffassungen darüber, wie weit man sich den Erwartungen der Nachbarn anpassen soll.
Als Beispiel dafür soll hier eine Szene in der Familie B. geschildert werden.

Die Nachbarn beschwerden sich: Familie B. gebrauche zuviel Wasser und Strom. (15) Sie wüschen zuviel, reinigten ihr Auto zu häufig...

15 In der Fuldastraße läuft der Verbrauch von Wasser und Strom in den umgebauten Ställen, in denen die Leute jetzt ihre Waschmaschinen stehen haben, über einen gemeinsamen Zähler und wird gleichmäßig auf alle umgerechnet.

Daraufhin bestimmt Herr B., daß ab sofort weniger gewaschen wird und seine Tochter, die in einem Neubau wohnt, ihren Wagen nicht mehr in Eisenheim waschen könne. Frau B. wehrt sich entschieden dagegen. Sie sehe nicht ein, daß er sich den Wünschen der Nachbarn so ohne weiteres beuge. "Wie oft ich wasche und bade, ist meine Angelegenheit und nicht die meiner Nachbarn."

Besonders bei jüngeren Leuten spielt das Argument "Was sollen die Nachbarn denken?" eine immer geringere Rolle. Eine 17jährige Nachbarin formuliert eine - wie mir scheint - für diese Altersgruppe typische Haltung folgendermaßen:

"Es ist mir ganz egal, was die Nachbarn sagen, ich tue doch, was ich für richtig halte."

In der älteren Generation scheinen die Erwartungen der Nachbarn eine größere Rolle für das Verhalten im persönlichen Bereich zu spielen. Doch sind Einstellungen und Verhaltensweisen keineswegs konform. Es gibt eine Reihe von Leuten in der Siedlung, die sich keineswegs in jeder Hinsicht in Übereinstimmung mit den Normen der Mehrheit der Bewohner befinden und die trotzdem keine negativen Sanktionen zu erwarten haben.

Soziale Kontrolle wird erst dort zum Zwang, wo sie nicht mit Toleranz einhergeht. In Eisenheim konnte ich beobachten, daß die Leute zwar viel voneinander wissen, dieses Wissen aber nicht als Druck zur Anpassung benutzt wird.

"Kontrolle kann man nicht sagen. Es kontrolliert doch keiner den andern. Wenn einer über die Stränge schlägt, wird man ihn natürlich nicht belobigen, aber man hat Verständnis. Da wird keiner aus der Gemeinschaft ausgestoßen."

Einflußnahme läuft aber eher indirekt, beispielsweise über das eigene Vorbild. Nur in seltenen Fällen gibt es direktere Formen der Einflußnahme.
Ein Eisenheimer formuliert es so:

"Wenn da drei Vernünftige sind, die können fünf Unvernünftige in Schach halten. Da hat ja einer einen guten *Einfluß auf den andern.*"

H.K. schildert den Anpassungsprozeß eines in die Siedlung Zuziehenden:

"Da hat es mal zu Anfang Schwierigkeiten gegeben. Wohnt jetzt hier auf der Eisenheimer Straße. Ist eine junge Witwe gewesen, die hat wieder geheiratet und er ist hier hergezogen. Und der Mann: "Wer bin ich und wer seid Ihr!"
Vier Wochen lang hat er das gemacht, vier Wochen. Der ist in die Wirtschaft gegangen, wollt ein Glas Bier trinken, wollt sich mit jemand unterhalten - da hat er allein gestanden. Vier Wochen. Und heute? Da kann man hingehen: "Hör mal, Willi, das und das..." - "Das ist klar. Ich komm vorbei. In Ordnung!" -

So geht das. Astrein. Das ist klar: Man muß die Leute auch ein bißchen erziehen. Warum nicht? Wenn da gute Gemeinschaft herrschen soll, da muß der eine mit dem andern sich verstehen."

H.K. beschreibt hier einen nachbarlichen Sozialisationsprozeß. Wenn jemand zuzieht und zu verstehen gibt, daß er sich mehr dünkt als die andern, wird das so gewertet, daß er auf nachbarschaftliche Formen und Gesten keinen Wert legt. Sanktionen greifen nun genau das auf, indem sie ihm die positiven Elemente der nachbarschaftlichen Beziehungen versagen. In dem geschilderten Beispiel lassen sie das Bedürfnis des Zugezogenen nach Kommunikation in der Kneipe leerlaufen. Der Zuziehende hat die Möglichkeit, sich zu entscheiden. Seine Inanspruchnahme nachbarschaftlicher Beziehungen setzt voraus, daß man sich nicht durch ein bestimmtes Gehabe vom andern absetzen will, sondern sich "versteht". Aber die Entscheidung darüber liegt letztlich bei jedem selbst.

Der Respekt vor der Eigenverantwortlichkeit des einzelnen geht soweit, daß man selbst in öffentlichen, also die gesamte Siedlung angehenden Angelegenheiten zunächst zögerte, einen Nachbarn auf etwas hinzuweisen, geschweige denn ihn zurechtzuweisen. Auf einer Quartierratssitzung wurde der Vorschlag gemacht, ob man nicht zwei oder drei Leute in der Siedlung, die ihre Gärten vernachlässigten, auf diesen schlechten Zustand aufmerksam machen solle. Der Vorschlag wurde mit Mehrheit abgelehnt. Als das Thema nach einem halben Jahr noch einmal zur Sprache kam, stimmte man im Hinblick auf die Interessen der gesamten Siedlung zu.

Die Toleranz gegenüber der persönlichen Entscheidung des einzelnen scheint hier durchweg stärker ausgeprägt als in Wohngebieten, die infolge mangelnder Kommunikationsmöglichkeiten gegenüber dem Nachbarn Angst und Mißtrauen produzieren. Interessant ist in diesem Zusammenhang die Aussage einer etwa fünfzigjährigen Witwe, die aus einem Hochhaus wieder zurück nach Eisenheim zog.

"Im Neubau, wenn ich da mal Besuch hatte, da guckten die alle. Hier - da kann ich das ruhig machen."

Sie schildert, daß sie im Neubau sonst mit keinem Menschen Kontakt hatte.

"Aber bei solchen Sachen, da wurden die Leute plötzlich neugierig."

In einem Milieu, wo man sich nicht mißtrauisch und aggressiv gegenübersteht, gibt es keine Veranlassung, sein Privatleben zu verstecken. Die Gewißheit, daß das Verhalten, solange es sich innerhalb bestimmter, nicht

eng gefaßter Normen befindet, vom Milieu abgesichert ist, läßt letztendlich persönlichen Entscheidungen den größtmöglichen Spielraum.

Die negativen Folgen, die das Fehlen sozialer Kontrolle in Wohngebieten hat, in denen Menschen infolge mangelnder Kommunikationsmöglichkeiten zur Isolation und Anonymität tendieren, haben den Blick für die positive Bedeutung sozialer Kontrolle durch Nachbarn geschärft.
Sich kennen ist augenscheinlich ein besonders wirksamer Schutz, der mit dem Gefühl von Sicherheit einhergeht.

"Hier in der Kolonie, auf flachem Boden, kann ich meine Milch ans Fenster rausstellen. Ich kann meine Brötchen auf die Fensterbank legen. Da nimmt keiner was weg. Ich kann Geld auf die Fensterbank legen, wenn der Bäcker kommt. Das bleibt liegen. In der Kolonie paßt einer *für* den andern auf."

Hier wird eine wesentliche Wirkung sozialer Kontrolle von einem Bewohner der Siedlung formuliert. Man paßt eben nicht in erster Linie *auf* die anderen, sondern *für* die andern auf.

Jane Jacobs konnte am Beispiel anonymer amerikanischer Stadtviertel nachweisen, daß die Kriminalitätsquote umso höher liegt, je weniger überschaubar und damit kontrollierbar die Wohnbereiche sind (JACOBS, 1971). In den USA gibt es eine umfangreiche Forschung über den "defensive space" (Oscar Newman) aus verständlichen Gründen.

Wo die Kontrolle durch Nachbarn wegfällt, muß sie durch institutionelle Maßnahmen abgedeckt werden. Diese aber sind nicht nur weniger wirksam - die Quote krimineller Delikte liegt trotz erhöhten Polizeieinsatzes in den von Jane Jacobs beschriebenen Vierteln über dem Durchschnitt - sondern auch in anderer Hinsicht problematisch.

So berichtet in einem Film über Kölns Trabantenstadt Bocklemünd ein Bewohner: "Zeitweise liefen die Hausmeister der Grund- und Boden-Gesellschaft zusammen mit einem Boxerhund durch die Gegend." (MONHEIM, 1973).

Herlyn über die Funktion des Hauswarts in Hochhäusern: "Der Hauswart spielt eine wichtige Rolle im unvollständigen Kommunikationssystem der Hausbewohnerschaft eines Hochhauses. Durch seine Kontrolltätigkeiten wird vieles weggeregelt, was in kleineren Häusern Anlaß zu mannigfachen Interaktionen und unter Umständen Konflikten geben kann" (HERLYN, 1970, S.169).

Konflikte werden in anonymen, nicht überschaubaren Wohngebieten nicht von Person zu Person ausgetragen,

sondern Konfliktregelung und Kontrolltätigkeit in der Rolle des Hauswarts institutionalisiert. Dadurch wird die Kontrolle sowohl brutaler als auch weniger wirksam.

Formen sozialer Kontrolle ermöglichen durch die Übernahme von Aufsichts- und Sozialisationsfunktionen einen vergleichsweise niedrigen Institutionalisierungsgrad. Damit bieten sie gleichzeitig Möglichkeiten, sich gegenüber versorgungsstaatlichen Tendenzen, die das gesellschaftliche Leben immer weitgehender beeinflussen, eine gewisse Unabhängigkeit zu bewahren.

Zahlreiche öffentliche Funktionen können im vorinstitutionellen Feld der Nachbarschaft wirksamer und "in Eigenregie" selbsttätig übernommen werden.

Kapitel 7
Außenorientierung

1 Eisenheim – eine „soziale Insel"?

Es wird immer wieder der Einwand gemacht, daß die Kommunikation in einer homogenen Schicht zwar innerhalb dieser zu intensiven Bindungen führe, daß sie aber Verhaltens- und Kommunikationsmuster festlege, die im Widerspruch zu den Anforderungen einer modernen Gesellschaft stehen. *Oevermann* spricht von einer "sozialen Insel" (OEVERMANN, 1969, S.305), auf die sich Unterschichtsangehörige zurückziehen, um dort Schutz und Verstärkung zu suchen.

"Sozialbeziehungen sind in der Unterschicht weitgehend auf den Rahmen der Familie eingeschränkt. Ein niedriger Bildungsstand und die Situation am Arbeitsplatz (physische und nervliche Erschöpfung nach der Arbeit) verbieten eine aktive Teilnahme am sozialen Leben. Z.B. ist regelmäßige Teilnahme am Vereinsleben für Schichtarbeiter unmöglich. Infolgedessen beschränkt sich das soziale Leben im subkulturellen Milieu der Unterschicht im wesentlichen auf das direkte Netz der Primärbeziehungen im erweiterten Verwandtschaftssystem, in der Nachbarschaft und zu wenigen alten Freunden." (SOZIOLOGISCHES SEMINAR, Berlin 1969, S.103).

Die sozialen Beziehungen der Unterschicht sind – die oben aufgeführten Beispiele lassen sich mühelos erweitern – bislang im wesentlichen als defizitär beschrieben, in ähnlicher Weise wie die Unterschichtensprache.

Versuche, soziale Beziehungen und Sprache der Arbeiter nicht an Mittelschichtnormen zu messen, sondern sie als Ausdrucksweisen einer Klasse zu sehen, die vor einem bestimmten historischen Hintergrund stehen, werden meist schnell als "Proletkult" abgetan.

In Eisenheim ist zu sehen: Ein dichtes Interaktionsgefüge im Wohnbereich schafft keine ausschließlich auf Binnenbeziehungen ausgerichtete "soziale Insel". Der

Unterschied zu vielen anderen Wohnquartieren liegt in einem dichten Beziehungsnetz. Daraus folgt aber nicht: Abgrenzung von anderen Menschen, Bereichen und übergreifenden Organisationen. Im Gegenteil:

"In der *Arbeiter-Öffentlichkeit* wird das Vertrauen in andere Menschen entwickelt - das Fundament der Solidarität. Daß dieses Vertrauen auch über die Siedlung hinaus anderen Menschen entgegengebracht wird, darauf weist der Bericht einer Befragerin hin, die für die Sanierungsuntersuchungen in Eisenheim arbeitete: "Die Arbeiter waren offen, gastfreundlich, sprachen auch schnell über Politik, redeten frei weg von der Leber. Die Kaufleute im Stadtviertel waren verschlossen, boten nichts an, hatten Angst über Politik zu reden" (ROLAND GÜNTER, 1977, S.311).

Von dieser Offenheit berichtet auch dieser Rentner:

"Hier in der Siedlung, da kommt an Neujahr der Briefträger, der Aschenmann, der Zeitungsbote, die kommen hier durch, Trinkgelder sammeln. Wenn sie hier durchgegangen sind, haben sie ihr Schäfchen im Trocknen. Wenn sie nach dem Hochhaus hin sollen, sagen sie: Was solln wir denn da? Da wird gar nicht erst losgemacht. Oder da sagte mal einer zu ihm: Mann, du wirst doch bedient, du kriegst doch dein Geld von der Stadt. - Aber hier in der Siedlung kriegt er an jeder Tür was."

Die Eisenheimer sind z.B. sehr daran interessiert, andere Städte und Länder kennenzulernen. Wer es sich finanziell leisten kann, macht im Sommer eine Reise. Dabei wird Camping-Fahrten der Vorzug gegeben. Der Vorschlag eines Bergmanns, eine gemeinsame Fahrt durchs Ruhrgebiet zu organisieren, wurde mit großem Echo aufgenommen.

Auch Kinder dehnen ihre Erfahrungsfelder über die Siedlung hinaus aus. Man trifft sie auf den im Ruhrgebiet zahlreichen Brachgrundstücken, auf dem Bahndamm, auf dem Gelände einer stillgelegten Fabrik. Oft fahren sie zu mehreren mit Rädern in andere Stadtteile. Im Sommer gehen sie zum Baden ins "Stadion" oder mit den Eltern zum Angeln und Schwimmen in Kanal und Ruhr.

Kontakte über die Siedlung Eisenheim hinaus werden aber auch durch die Zugehörigkeit zu übergreifenden Organisationsformen geknüpft: zu Vereinen und zu gewerkschaftlichen Organisationen.

2 Vereine

Vereine spielen im gesamten Ruhrgebiet eine große Rolle. Jeder Arbeiter ist in der Regel in mehreren Vereinen oder vereinsähnlichen Clubs (Gesang- und Turnverein, Schützenverein, Sparclub, Kegelverein, Altenclub, Arbeiterwohlfahrt, Taubenverein, kirchliche Vereine). Auch bei den Eisenheimern ist seit jeher eine starke Vereinstätigkeit nachzuweisen. Gründe dafür sind in der langen Wohndauer (durchschnittlich 25 Jahre) und in der auch meist langen Zugehörigkeit zum Betrieb zu sehen. Dadurch konnten sich feste Bindungen aufbauen, die durch die Vereinstätigkeit sowohl untermauert werden als auch eine Ausdehnung über den Wohnbereich erfahren. Die Arbeiter tendieren dazu, Verwandte und Kollegen aus anderen Ortsteilen mit in ihren Verein zu holen. Dadurch wird der Kreis der Mitglieder weit über den Einzugsbereich der Siedlung erweitert.
So ist es z.B. beim Schützenverein, der besonders beliebt ist. Vor allem Paare mittleren Alters (zwischen 25 und 50 Jahren) sind aktive Mitglieder dieses Vereins. Ein Grund für die Anziehungskraft, die dieser Verein heute noch besitzt, mag darin liegen, daß er alle Familienmitglieder einschließt: Vater, Mutter und Kinder ab acht Jahren. Einmal in der Woche ist in einer Eisenheimer Kneipe zwei Stunden lang Training für Kinder und anschließend für Erwachsene. Die Leute selbst nennen sportliche Betätigung und Geselligkeit als Gründe für ihre Vereinsangehörigkeit.

"Der Schützenverein ist ein Sportverein, keine militärische Ausbildung. Er ist eine Geselligkeit, genau wie ein Fußball-, Handball- oder Sportverein. Der Schützenverein beruht auf Tradition."

Hauptmotiv ist auch in anderen Vereinen die "Geselligkeit". Das beste Beispiel für deren Priorität ist der weit verbreitete Sparclub. Jede Woche kommen die Leute zusammen, um ihren Sparbeitrag zu bringen. Ebenso wichtig ist aber der Wunsch, einen fröhlichen Abend zu haben. Ein Teil des Spargelds wird "verfeiert".

Auch bei den Sportvereinen gibt es ein oder zweimal im Jahr ein großes Fest. Man macht auch gemeinsame Ausflüge.

Die Vereine tagen in den umliegenden *Kneipen*. Diese spielen als "Umschlagplatz von Informationen" eine

wichtige Rolle. Nach dem "offiziellen" Teil bleibt man regelmäßig noch zusammen. Die Leute "schmeißen Runden", spielen Skat und unterhalten sich. Vor allem politisieren sie viel. Der häufige Meinungsaustausch über politische Fragen, der auch in den Gesprächen im Freien der Siedlung einen wesentlichen Raum einnimmt, trägt dazu bei, daß die Eisenheimer politisch gut informiert sind. Durch gegenseitiges Korrigieren, noch mehr aber durch gegenseitige Bestätigungen aufgrund gleicher Verhältnisse und Interessen sind sie durch das Feed-back in der Gruppe in der Lage, sich Meinungen zu bilden, an denen auffällig ist, wie unabhängig sie oft von Wertungen sind, die von Massenmedien transportiert werden.

Auf die nicht unwichtige Sozialisationsfunktion, die Vereine für Jugendliche haben können, weist *Willi Wittke* hin:

"Meine Jungens haben alle was gelernt. Ich hab sie auch in einen Verein gesteckt: Fußballverein, Turnverein. Ist doch wichtig, daß die ne Aufgabe haben in dem Alter."

3 Parteipolitische und gewerkschaftliche Organisationen

In Eisenheim beträgt der Anteil der SPD-Wähler seit Jahren zwischen 80 und 90%. Die SPD hat hier - ebenso wie in anderen Arbeitersiedlungen - den höchsten Stimmenanteil, den sie in der Bundesrepublik überhaupt erzielen kann. Umso mehr muß zunächst erstaunen, daß nur ein geringer Teil der Bewohner Mitglied der Partei ist. Zu erklären ist dies aus einem differenziert-kritischen Verhältnis zur Partei.
"Es verbindet sie mit der SPD, daß diese die historischen Hoffnungen der Arbeiterschaft trägt und daß sie im sozialpolitischen Bereich Wichtiges leistete, vor allem die Lohnfortzahlung bei Krankheit, die Besserstellung der Rentner sowie arbeitsrechtliche Verbesserungen. Die Bewohner stört die Tatsache, daß die Arbeiter in der SPD immer mehr in den Hintergrund gerückt werden und Mittelschichtenangehörige, vor allem aus Dienstleistungsbereichen, immer mehr die Leitungsfunktionen besetzen. Sie ärgern sich darüber, daß viele führende Sozialdemokraten nicht "f ü r die Politik leben, sondern v o n der Politik" wie es Max Weber ausdrückte, also die Politik lediglich zur persönlichen Karriere benutzen." (GÜNTER, 1976, S.12).
Die Partei ist für die Leute eine Etablierten-Partei

geworden. Sie hat keinerlei Herausforderung für sie, sich beispielsweise auf lokaler Ebene zu engagieren.

"Die brauchen uns doch nur zur Wahl. Dann wollen sie vier Jahre nichts mehr von uns hören."

Politik ist für die Eisenheimer ein häufiges Thema, das viele Gespräche im Garten und auf der Straße strukturiert. Daraus resultiert ein hoher Grad an Kritikfähigkeit.

"Wenn man sich jetzt die Lage beguckt, die Preissteigerungen, da muß man sagen: Wir sind wieder einen Schritt zurückgegangen. Und die Bonzen, die klettern immer höher. Die Gewinne steigen. Wenn heute einer tausend Mark rein Geld hat und die nehmen ihm 400 Mark Miete ab - bei uns in Eisenheim ist das was anderes, wir zahlen ja weniger - da kann er doch nicht leben.
Aber, wenn die andern da oben wären, wär's noch schlechter. Die machen dem kleinen Mann plausibel: es gibt einen sozialistischen Staat, da haste gar nichts mehr zu sagen - es fallen viele drauf rein.
Ich meine, wo ich mich mit unterhalte, die Nachbarn, da fällt keiner drauf rein. Wir Arbeiter haben keine Angst vor einem Sozialismus. Wir haben da nichts zu verlieren, nur zu gewinnen. Das ist meine Ansicht."

Mitglied einer Partei sind nur wenige. Im Gegensatz dazu sind aber *fast alle gewerkschaftlich organisiert.*

"Die sind alle drin in der Gewerkschaft, die Bergleute. Da ist keiner, der nicht drin ist. Auch die von der Hütte. Muß doch auch, die andern sind doch auch organisiert."

Die Gewerkschaft hat - im Gegensatz zur Partei - einen *konkreten Bezug zu den Vorkommnissen des Alltags.* Von ihr erwarten die Arbeiter Schutz gegen den tagtäglichen Kleinkrieg. Der Gewerkschaftsmann ist es, der sich für sie einsetzt, wenn beispielsweise das Gedinge nicht richtig bemessen wurde oder die Zulage nicht stimmt. Aber auch die Gewerkschaft wird kritisch beobachtet und diskutiert.

"Ist ja nicht alles nach meinem Wunsch, was die machen. Nach meinem Wunsch käme nur Kampforganisation infrage, die ganzen Gelder verwenden für Kampf. Und soviel rausholen, meine Meinung, daß die gar keinen von der Gewerkschaft unterstützen brauchen, das ist meine Meinung."

Nicht selten spricht aus ihren Worten tiefe Enttäuschung:

"Der Arbeiter ist mit Recht deprimiert, weil von seinen Arbeitervertretern nur eine kleine Minderheit echt durchgestanden hat. Den andern hat der Arbeitgeber so ein Pöstchen gegeben. Dafür hat er sich verkaufen lassen."

"Von oben, die Vögel, die kenn ich ja - mit welchen frommen Sprüchen die kommen - aber wenn die unten, die Gewerkschaften, auch sowas tun, das tut weh."

Die Kritik richtet sich besonders gegen die gewerkschaftseigene größte deutsche Wohnungsbaugesellschaft, die *Neue Heimat*.

"Die Gewerkschaft hat ja auch ein Gewicht in Wohnungsfragen. Wenn man sich das im Fernsehn anguckt, was die Neue Heimat macht, dann kriegt man Zweifel. Weil die keine Preise drücken, im Gegenteil, die nehmen ja auch vom Lebendigen. Das darf nicht sein. Die müssen mit ihrem Kapital, was sie haben - die müssen es ja anlegen, das ist richtig - aber mit dem Geld, was sie haben, die Häuser, die sie bauen, müssen sie die Miete drücken - nicht das Gleiche machen, was die andern machen."

Kapitel 8
Die Sozialisation der Kinder

1 Einige Bemerkungen zur schichtspezifischen Sozialisationsforschung

Sozialisation geschieht immer vor einem spezifischen sozio-kulturellen Hintergrund.

Den unterschiedlichen Einflüssen unterschiedlicher Umweltbedingungen wird in der Sozialisationsforschung dadurch Rechnung getragen, daß man *schichtspezifische* Sozialisationsbedingungen und -wirkungen aufzeigt. Die Schichtzugehörigkeit ist insofern einflußgebende Variable, als sie

- den sozio-ökonomischen
- den sozio-ökologischen und den
- sozio-kulturellen Rahmen

für die Sozialisation der Kinder absteckt (RÜCKRIEM, 1970, S.281).

Es muß aber davon ausgegangen werden, daß der Sozialisationsprozeß ein so komplexer Vorgang ist, daß es außerordentlich schwierig ist, alle einwirkenden Faktoren zu erfassen. Außerdem kennzeichnet die Tatsache, daß ein einheitlicher theoretischer Bezugsrahmen bislang fehlt, die Sozialisationsforschung durch das Nebeneinander einer Fülle empirischer Einzeluntersuchungen, deren Ergebnisse nur bedingt Vergleichsmöglichkeiten bieten.

Die Befunde schichtspezifischer Sozialisationsforschung sind zusätzlich in mehrfacher Hinsicht kritisch einzustufen:

(1) Als grundsätzlich problematisch muß das Zugrundelegen eines dichotomischen Schichtenmodells angesehen werden, wie es in vielen empirischen Untersuchungen der Fall ist.

Die Zuordnung bestimmter Erziehungsstile und Sozialisationspraktiken auf Mittel- und Unterschicht sind keineswegs so konsistent, wie es oft scheint. Darauf machen vor allem *Child* und *Zigler* (1969) aufmerksam.

(2) Der weitaus größte Teil der empirischen Untersuchungen stammt aus den USA. Eine Übertragung auf die Verhältnisse in der BRD ist nicht ohne weiteres möglich.

(3) Einige Aspekte innerhalb der Sozialisation werden in der Forschung deutlich überbewertet, z.B. intellektuelle Leistungsfähigkeit. Andere dagegen, wie beispielsweise soziales Lernen, werden vernachlässigt. Darauf wird auch im Zweiten Familienbericht der Bundesrepublik hingewiesen (BERICHT..., 1975, S.15).

(4) *Heinz* weist auf evidente Mängel der schichtspezifischen Sozialisationsforschung hin, die vor allem in dem Fehlen von Erkenntnissen über Zusammenhänge zwischen Arbeitssituation des Vaters und Sozialisation der Kinder bestehen. "... die Datenanalyse verwischt die arbeitsrelevanten Dimensionen, da meist nur noch zwischen Arbeiter- bzw. Unterschicht und Mittelschicht unterschieden wird." (HEINZ, 1976, S.158).

(5) Es besteht ein erheblicher Datenmangel, was die Einbeziehung ökologischer Faktoren in die Sozialisationsforschung betrifft. "... ökologische Einflüsse auf das Familienmilieu (z.B. Wohnungseffekte)" sind laut Familienbericht kaum untersucht. (BERICHT..., 1975, S.16).

Wie verhängnisvoll das Übersehen der räumlichen Bedingungen ist, dafür könnte als Indiz z.B. die Tatsache gelten, daß die Quote der auffälligen (d.h. beim Jugendamt aktenkundigen) Jugendlichen im Hochhausgebiet Hagenshof in Duisburg-Neumühl doppelt so hoch ist wie in dem in der Nähe liegenden Bereich Duisburg-Obermeiderich (AHRENDT, 1974). Dabei genügt es ganz offensichtlich nicht, pauschal auf "schlechte Wohnbedingungen" hinzuweisen, die sich negativ auf die Sozialisation des Unterschichtenkindes auswirken. Um zu relevanten Aussagen zu kommen, sind differenzierte Angaben über die jeweilige Wohnform zu machen. Die Sozialisation von Arbeiterkindern z.B. in Hochhäusern und Arbeitervierteln verläuft ganz offensichtlich so unterschiedlich, daß nicht länger von *der* Unterschichtensozialisation gesprochen werden kann.

Die Eisenheimer Familien sind - nach dem Schichtenmodell - Unterschichtfamilien. Den Ergebnissen der schichtspezifischen Sozialisationsforschung zufolge müßte ihre familiale Erziehungssituation nach folgenden vielfach beschriebenen Mustern ablaufen: Die Eltern erwarten vor allem Gehorsam und Aufrechterhaltung von Ordnung von ihren Kindern, sie disziplinieren sie eher durch physische Strafen, sind weniger tolerant als Mittelschichteltern und üben mehr Kontrolle aus.

Diese Aussagen suggerieren einen Einheitserziehungsstil, den es in dieser Form nicht gibt. Es soll hier problematisiert werden, wie wenig Informationswert solche Verallgemeinerungen haben und daß Differenzierung in mehrfacher Hinsicht notwendig ist.

Verschiedene Faktoren, die das Sozialisationsmilieu beeinflussen:
- sozio-ökonomische
- sozio-ökologische und
- sozio-kulturelle Faktoren

wurden bisher im wesentlichen als Einflußvariablen für unterschiedliche Erziehungspraktiken *zwischen* verschiedenen Schichten untersucht. Um wirklich differenzieren zu können, muß aber auch *innerhalb* einer sozialen Schicht hinsichtlich dieser drei Faktoren von erheblichen Unterschieden ausgegangen werden. Das soll an einigen Beispielen gezeigt werden.

(1) *Sozio-ökonomische Faktoren*

Die ökonomische Lage einer Unterschichtfamilie verändert sich z.B. bei einem Umzug von einer Altbau- in eine Neubauwohnung ganz erheblich.

In Eisenheim beträgt die Miete 1,02 DM/qm im Monat, in modernisierten Arbeitersiedlungen zwischen 2,00 und 2,80 DM/qm. Die durchschnittliche Miete im sozialen Wohnungsbau betrug 1972 bereits 5 DM/qm und liegt 1976 bei rund 6 DM. (Quelle: Protokoll der Anhörung "Sozialer Wohnungsbau" im Landtag Nordrhein-Westfalen. Dezember 1972).

Nach der Neubaumietenverordnung und der zweiten Berechnungsverordnung steigt eine Bewilligungsmiete von beispielsweise 4 DM/qm im Jahre 1974 durch den allmählichen Wegfall von Aufwendungsdarlehn 1978 auf 5,50 DM/qm, 1979 auf 6,70 DM/qm, 1982 auf 7,70 DM/qm, 1986 auf 10,30 DM/qm. (Vgl. dazu auch MIETGESETZE, 1975, S.237 ff.).

Die starke Mietdifferenz kann von den meisten Familien nur durch Doppelverdiener finanziell verkraftet werden. Aus Berichten von Bewohnern des Märkischen Viertels wird eindrucksvoll dargestellt, wie gezwungenermaßen selbst Kleinkinder stundenlang sich selbst überlassen werden - und das in einem Wohnbereich, in dem sowohl vorinstitutionelle Aufsichtsübernahme durch Nachbarn als auch institutionelle Einrichtungen wie Kindergärten und Horte fehlen.

Es liegt auf der Hand: Ist die Familie stark mit extremen Schwierigkeiten belastet, z.B. durch zu hohe Mieten, durch Überbelastung der berufstätigen Mutter, so besteht die Gefahr, daß Konflikte den Kommunikationsstil zwischen Eltern und Kindern erheblich belasten.

In einem Wohnbereich wie Eisenheim wird die Situation der Familie durch Selbsthilfe- und Selbstversorgungsmaßnahmen in nicht unerheblichem Maße entlastet. Außerdem sind die Mieten in diesem Altbauquartier günstig, die Berufstätigkeit der Mütter findet - wenn überhaupt - in der Nähe und zeitlich flexibel statt.

Die Folge: Die Mütter haben relativ viel Zeit, zumal Verwandte und Nachbarn ihnen einen Teil der Aufsichtsfunktionen abnehmen. Die Kinder erfahren - besonders als Säuglinge und Kleinkinder - viel Wärme und konstante affektive Zuwendung.

(2) *Sozio-ökologische Faktoren*

Aufgrund des Zusammenwohnens in einem Haushalt ergibt sich in jeder Familie eine vergleichsweise hohe Kommunikationsdichte. Diese ist aber wiederum in starkem Maße abhängig von ökologischen Faktoren wie beispielsweise Größe der Wohnung, Anzahl der Stockwerke, Ausweichmöglichkeiten in den Freiraum, Anregungswert der Umwelt.

Vor allem im Vergleich zu den Bedingungen in Hochhäusern wird deutlich, in welchem Umfang von der räumlichen Umwelt vorgegebene Umstände den Erziehungsrahmen abstecken und die Sozialisationspraktiken der Eltern beeinflussen. Ist die Wohnung eng, so ist die Einhaltung von bestimmten Ordnungsprinzipien für einen geregelten Tagesablauf unumgängliche Voraussetzung. Ordnung und Sauberkeit sind dann wichtige Organisationsprinzipien des Alltags. Es konnte nachgewiesen werden, daß sich der überwiegende Teil der Disziplinarmaßnahmen, die Eltern pro Tag ergreifen, auf die Wohnung beziehen. "Leise sein! - Die Nachbarn nicht stören! - Das Treppenhaus nicht verschmutzen! - Nicht in

den Eingängen herumsitzen!"

"Siebzig Prozent aller primären Motive für Konflikte können implizit oder explizit auf Lärm zurückgeführt werden und auf die mangelnde Abgrenzung von Wohneinheiten" (MOLES, 1972, o.S.). Es handelt sich hier durchweg um Anlässe für Restriktionen, die Mittelschichtkinder in Einfamilienhäusern nicht betreffen.

Aber auch die Arbeitersiedlung erweist sich durch räumliche Faktoren in hohem Maße als konfliktvermeidend, z.B. durch das eigene Treppenhaus, die Aufteilung der Wohnung in zwei Etagen, den schnellen Zugang zum Außenraum und die anregungsreiche Nahumwelt.
Von Bedeutung ist vor allem, daß sowohl hinsichtlich des Raumes als auch hinsichtlich der Bezugspersonen immer Ausweichmöglichkeiten bestehen, durch die das hautnahe Austragen aller Konflikte im Binnensystem Familie umgangen werden kann.

(3) *Sozio-kulturelle Faktoren*

In einem Wohnbereich, in dem Arbeiter ihre proletarischen Kommunikationsgewohnheiten, Bedürfnisse und Interessen weitgehend unbeeinflußt praktizieren können, werden ihre spezifischen kulturellen Normen unverfälschter und weniger "verbürgerlicht" an die Kinder weitergegeben.
Es konnte gezeigt werden, daß sich in Eisenheim Arbeit als zentrale Kategorie in den Reproduktionsbereich einbringen kann. Die Kinder erlangen auf diese Weise nicht nur Kenntnisse im Werkzeuggebrauch sowie Arbeitswissen, sondern auch eine positive Einstellung zu allem, was mit manuell-handwerklichen Tätigkeiten zu tun hat.

In den Eisenheimer Arbeiterfamilien werden die Kinder früh mit bestimmten Tätigkeiten in der Familie beauftragt. Diese Einbeziehung in die täglich anfallende Arbeit kann nicht eindimensional als Ausnutzen des Kindes interpretiert werden. Sie hat vielmehr für die Stabilisierung der kindlichen Psyche eine wichtige Funktion. Dem Kind werden bestimmte klar definierte Rollen in der Primärgruppe Familie zugewiesen. Es erfährt, daß es nicht nur die Hilfe der Eltern in Anspruch nimmt, sondern daß seine Hilfe selbst gebraucht wird. Dieses frühe Einbeziehen in die Verrichtung täglicher kleiner Arbeiten orientieren es zur Gruppe hin. Da die Hilfe der Kinder auch von Nachbarn erwartet wird, werden hier erste kollektive Handlungsprädispositionen gelegt.

Ein weiterer Gesichtspunkt: Die Befriedigung elementarer Grundbedürfnisse nach Kommunikation, emotionaler Zuwendung und sozialer Anerkennung fällt in den Zuständigkeitsbereich der Familie. Die Arbeiterfamilie hat - sofern die räumlichen Bedingungen es zuließen - nie diese ausschließliche Reduktion auf die Kleinfamilie gehabt. Verwandtschaftliche und nachbarliche Beziehungen haben ihr von jeher einen Teil ihrer Sozialisationsaufgaben abgenommen. Erst über die zur Isolation zwingenden anonymen Wohnformen wird den Arbeitern eine Lebensform aufgezwungen, die ihren Bedürfnissen nach weit verzweigten Sozialbindungen über die Familie hinaus zuwiderläuft.

Bei den Eisenheimer Kindern erfolgt - darauf wird noch im einzelnen eingegangen - früh eine Ausweitung der Beziehungen über die Familie hinaus und damit Lern- und Erfahrungsmöglichkeiten in einem größeren sozialen Kontext.

Die Aussagen über Unterschichtenkommunikation in der Familie gehen oft an der Realität des Arbeiteralltags vorbei, weil sie einseitig von Mittelschichtnormen als den "besseren" ausgehen, ohne die spezifischen Belange und Bedürfnisse der Arbeiter einzubeziehen. Das demonstriert eindrucksvoll folgende Wertung: Die Unterschichtfamilien "...zeigen, daß in ihren Familien affektive Aspekte das Eltern-Kind-Verhältnis außerordentlich stark beherrschen und daß die Leistungen der Kinder bei ihnen vor allem nach streng familistischen Kriterien von Solidarität, Manierlichkeit, Kooperationswilligkeit etc., also in einem engeren Sinne moralistisch gemessen werden." (NEIDHARDT, 1973, S. 218). Aufgrund eines offensichtlich einseitig intellektuelle Fähigkeiten überbewertenden Leistungsbegriffs werden hier soziale Kompetenzen wie Solidarität und Kooperation als "familistisch" und "moralistisch" abgewertet. Übersehen wird dabei, daß für Arbeiter sowohl ökonomische Gründe für einen auf Selbsthilfe angelegten Lebensstil und damit die Entwicklung sozialer Kompetenzen maßgeblich ist als auch ein durch die Arbeit geprägtes Bedürfnis nach solidarischen und kooperativen Beziehungen besteht.

Ein weiterer Gesichtspunkt soll hier nur angedeutet werden. In zahlreichen Untersuchungen wird Unterschichteneltern ein Erziehungsstil, der sich durch Rigidität und ein hohes Maß an disziplinarischer Kontrolle äußert, zugesprochen.

Zunächst zur Methode: Die Feststellung von Rigidität,

also starrem Bestehen auf erzieherischen Grundsätzen, basiert im wesentlichen auf Interviews. Nach meinen Beobachtungen werden hier aber vorschnell verbale Äußerungen mit faktischem Verhalten gleichgesetzt. Autoritäre Einstellungen wie "Hier bestimme immer noch ich, was du zu tun hast!" werden zwar relativ häufig von Eltern geäußert. Die Machtdifferenz zwischen Eltern und Kindern existiert aber überwiegend in der verbalen Ebene. In der Handlungsebene zeigt sich dagegen ein erhebliches und frühes Maß an Unabhängigkeit der Kinder.

Da ihre Erziehung nicht in dem Maße auf frühe Internalisierung von Normen ausgerichtet ist wie die "love-oriented" Erziehungstechniken (Sanktionierung durch Liebesentzug, Appell an Schuldgefühle) vieler Mittelschichteltern, zeigen die Kinder einen geringeren Abhängigkeitsgrad von den Erziehungspersonen. Denn die Frage nach der Wirkung verschiedener Straftechniken ist nochmals neu zu stellen. Eine auf frühe Internalisierung von Werten und Normen zielende Erziehungspraxis hat Nebenwirkungen: Wird die Selbstkontrolle zu früh verlangt, werden Schuldgefühle mobilisiert, die eher zu einer Schwächung des noch nicht voll strukturierten Ichs führen.

Dagegen scheint mir die repressive Wirkung durch sogenannte direkte Strafen vielfach überschätzt.
Die Eisenheimer Eltern sind in ihrer Umgangsweise mit den Kindern sehr direkt. Gebote und Verbote werden ohne viel "Drumrumreden" geäußert. Oft herrscht ein "rauher Ton". Die Kinder übernehmen diese direkten Konfliktaustragungsmuster und werden damit weniger auf unbewußte Abwehrtechniken verwiesen.

Sie machen folglich keineswegs einen "geduckten" oder unterdrückten Eindruck, sondern wirken im Gegenteil selbstbewußt und aufgeschlossen, zeigen einen gesunden Optimismus und gehen angstfrei und offen auf andere Menschen zu. Mit dazu bei trägt aber auch die besondere *"Kinderöffentlichkeit"* der Siedlung. Wie sie sich im einzelnen darstellt, soll jetzt näher untersucht werden.
Zwei Fragen interessieren dabei besonders:

(1) Welche Bedeutung hat es für die Sozialisation der Kinder, wenn neben der Familie weitere Bezugsgruppen im Wohnumfeld den Sozialisationsprozeß mitbestimmen?
Haben diese eher verstärkenden, ergänzenden oder konkurrierenden Einfluß?

(2) Welche Bedeutung kommt der Nahumgebung des Wohnbereichs als nebenfamiliärem Lernfeld zu?

3 Sozialisationsrelevante Faktoren im Wohnbereich

Als besonders sozialisationsrelevant werden angenommen:
(1) der Freiraum
(2) die peer-group
(3) die Nachbarn
(4) das Spielspektrum.
Darauf beziehen sich die folgenden Hypothesen:

Hypothese 6: Die Kinder verbringen den größten Teil ihrer Freizeit im öffentlichen *Freiraum* der Siedlung.
Hypothese 7: Die Kinder halten sich vorwiegend in *Gruppen* im Freien auf.
Hypothese 8: Die Interaktionen der Kinder im Freiraum sind nicht auf die eigene Altersstufe beschränkt, sondern finden relativ häufig auch mit *Personen anderer Altersstufen* statt.
Hypothese 9: Neben motorischen Spielen, den typischen Bewegungsspielen im Freien, ist das *Spektrum der Spiele* in der Siedlung gegenüber denen in Hochhausbereichen erweitert durch Konstruktions- und Rollenspiele.

Die mit der Methode der "raumbezogenen Tätigkeitenkartierung" (s.Anhang) erfaßten Ergebnisse sollen hier zunächst kurz dargestellt werden, da die aufgrund der Beobachtung erstellten Daten erste Aufschlüsse über den Stellenwert der Einflußvariablen geben. Eine notwendige inhaltliche Ergänzung erfolgt - wie in den vorhergehenden Kapiteln - durch Beobachtungen und Erfahrungen aufgrund der Teilnahme am unmittelbaren Lebenszusammenhang von Nachbarn und Kindern.

3.1 Der Freiraum

Ergebnisse der Tätigkeitenkartierung

Die Kinder verbringen den größten Teil ihrer Freizeit im öffentlichen Freiraum der Siedlung
(Hypothese 6).

Während der fünfzig Kartierungen befanden sich 399 Kinder im Freien. Da insgesamt 19mal das gesamte Be-

obachtungsfeld Werrastraße mit allen drei Unterfeldern erfaßt wurde, wurden durchschnittlich 21 Kinder im Beobachtungsfeld Werrastraße angetroffen. In der Werrastraße wohnen 29 Kinder. Rechnet man von den gezählten 21 Kindern 20 % für solche Kinder ab, die nicht Bewohner der Werrastraße sind (16), würde das bedeuten, daß während der auf den ganzen Tag verteilten Zählungen (ausgenommen Mittags- und Abendzeit) 58 % der Kinder im Beobachtungsfeld waren. Nimmt man nun die Tatsache hinzu, daß auch morgens - also während der Schulzeit - gezählt wurde und daß ein Teil der älteren Kinder sich nicht in der Werrastraße, sondern in anderen Teilen des öffentlichen Freiraums der Siedlung aufhalten (z.B. auf dem "Feld" oder in dem Bereich Ecke Eisenheimerstraße/Wesselkampstraße), so kann bestätigt werden, daß die Kinder einen erheblichen Teil ihrer Freizeit im Freiraum der Siedlung verbringen.

Das Spielen im Freien stellt in der schulfreien Zeit bis zum ca. 13. Lebensjahr die Haupttätigkeit der Kinder dar. Klein- und Vorschulkinder spielen auch am Vormittag in der Regel draußen. Schulkinder unterbrechen ihren Aufenthalt im Freien am Nachmittag im wesentlichen nur für die Zeit des Hausaufgabenmachens. Es muß deshalb angenommen werden, daß der Freiraum - schon von der Quantität der Benutzung her - ein wichtiger Sozialisationsfaktor ist. Im folgenden soll näher auf seine Sozialisationsrelevanz eingegangen werden.

Selbständigkeitsentwicklung

Die ebenerdige Bauweise, der eigene Eingang im Vierfamilienhaus, die verkehrsarme Straße, Wohnwege und Gärten sind räumlich-architektonische Bedingungen, die den frühen und häufigen Aufenthalt der Kinder im Freien ermöglichen.

Einen entscheidenden Einfluß haben diese räumlichen Voraussetzungen für die Selbständigkeitsentwicklung der Kinder. In der Siedlung haben Kinder die Möglichkeit, ihren Aktionsradius ihrem Entwicklungsstand entsprechend schrittweise zu erweitern.

Bis zum Alter von ca. zwei Jahren halten sich *Klein-*

16 Mehr Kinder von außerhalb der Werrastraße sind es nach meinen Beobachtungen nicht, da die kleineren Kinder erfahrungsgemäß ihre "eigene Straße" bevorzugen und größere Kinder Stellen im Freiraum der Siedlung benutzen, die außerhalb des Beobachtungsfeldes liegen.

kinder meist unter Eltern- oder Verwandtenaufsicht draußen auf. Nachdem sie das zweite Lebensjahr erreicht haben, werden sie schon für kurze Zeit allein auf den Hof gelassen. Meist werden größere Nachbarkinder gebeten, Aufsichtsfunktionen zu übernehmen. Da sich die Küchen prinzipiell im Erdgeschoß befinden, haben die Mütter die Möglichkeit, die Kinder zu beobachten, ohne daß diese sich kontrolliert fühlen. Der ebenerdige Zugang ins Freie macht ein müheloses Pendeln zwischen Wohnung und Freiraum möglich. Das ist besonders in der Kleinkindphase wichtig, da Kinder in diesem Alter auf die häufige Bestätigung einer festen Bezugsperson angewiesen sind. Der direkte Sicht- und Rufkontakt gewährleistet eine ständige potentielle Verbindung zwischen Mutter und Kind.



Besonders wichtig für Kinder: rasche Übergangs- und Kontaktmöglichkeiten zwischen Drinnen und Draußen.

Im *Vorschulalter* weitet sich der Aktionsradius des Kindes bereits aus. Das Kind benutzt außer den Zwischenbereichen und Wohnwegen auch Teile der Straße.

In Eisenheim befinden sich die Kinder im überschaubaren wohnungsnahen Raum immer unter einer Art "lockerer Aufsicht". Sie sind nicht so nah unter den Augen der Mutter, daß diese in Versuchung ist, jede Handlung zu kontrollieren und zu leiten. Sie sind aber auch nicht so fern, daß sie sich den Augen der Erwachsenen vollständig entziehen könnten.

Schulkinder benutzen bereits den Raum und das Wegenetz einer gesamten Straße als Spielfeld.
Etwa vom Schulalter an werden potentiell auch die übrigen Straßenräume mit einbezogen. Allerdings ist auffallend, daß Schulkinder etwa bis zum 10. Lebensjahr das Spielen in der "eigenen" Straße zu bevorzugen scheinen. Selbstverständlich gibt es Freundschaften, die über mehrere Straßen hinweglaufen. Es handelt sich hier in der Regel um Schulbekanntschaften. Diese Kinder besuchen sich auch nachmittags regelmäßig und meist abwechselnd, da die Spielmöglichkeiten im Freien innerhalb der Siedlung überall gleich gut sind.
Die ungenutzten Flächen zwischen Berliner- und Eisenheimer Straße und der Platz an der Ecke Wesselkamp- / Eisenheimer Straße werden vorwiegend von größeren Kindern (etwa ab 10 Jahre) benutzt.
Festzuhalten ist, daß die Entwicklung zur Selbständigkeit und schrittweisen Selbstbestimmung des Spielverhaltens durch das Erobern von Räumen, die außerhalb der Wohnung liegen, sehr früh einsetzen kann.

Im *Hochhaus* dagegen wird - wie *Herlyn* nachwies - die Phase der Unselbständigkeit durch die räumlichen Bedingungen hinausgezögert. "Die Tatsache, daß erst bei den 5- und 6-jährigen Kindern der Anteil derer überwiegt, die meistens allein das Haus verlassen, scheint darauf hinzudeuten, daß im Hochhaus die Phase der Unselbständigkeit des Kindes verlängert wird." (HERLYN, 1970, S.184).

Allerdings bagatellisiert *Herlyn* diese Retardierung der Selbständigkeitsentwicklung. Aus der Tatsache, daß 3- bis 4jährige von den unteren Geschossen (bis zum 4. Geschoß) aus doppelt sooft das Haus allein verlassen wie von den oberen, schließt er, daß nur diese Altersstufe durch das Hochhauswohnen eingeschränkt sei. Die Eingeschränktheit der einen (5. - 15. Geschoß) wird an der Eingeschränktheit der anderen (bis 4. Geschoß) gemessen.

Zinn faßt die wenigen vorliegenden Ergebnisse über den Zusammenhang von Bauform und Sozialisation zusammen.
"Der für die Kinderentwicklung maßgebende Schwellenwert der Geschoßhöhe, bei dessen Überschreitung die Entwicklung von Kindern unter zehn Jahren behindert sein kann, liegt nach den Erkenntnissen englischer Autoren bei zwei Geschossen; andere Forscher tolerieren, je nach Kindesalter, höchstens drei bis vier Geschosse. Denn die Daten zeigen, daß der entscheidende Faktor, der die Spieldauer und Spielqualität der Kinder im Freien und ihre Selbständigkeit im Spielverhalten bestimmt, *der ebenerdige* oder nahezu ebenerdige Zugang einer Wohnung ins Freie ist." (ZINN, 1975, S.257).

So werden im Hochhaus wichtige Emanzipationsansätze des Kindes abgeblockt. Der Aufenthalt in engen, schalldurchlässigen Kinderzimmern ist kein Ersatz für selbstbestimmtes Spielen im Freien in einer selbst gewählten Kindergruppe. In der Regel bestimmt nicht das Kind den Aufenthalt im Freien, sondern die Mutter. Erst wenn sie Zeit hat, wird der Gang ins Freie angetreten.

"Da wohnen überall Leute mit kleinen Kindern. Die können unten *nicht ohne Aufsicht* spielen."

Hat die Mutter sich endlich Zeit genommen, tendiert sie dazu, das Sitzen auf der Bank zu legitimieren, indem sie das Spiel des Kindes überwacht und bei den kleinsten Konflikten eingreift. Das hat nicht nur mangelndes Lernen von eigenen Konfliktbewältigungsmustern zur Folge, sondern eine verspätete Ablösung von der Bezugsperson.
Die zweite Möglichkeit, das Kind zu früh ohne jede Aufsicht ins Freie zu schicken, hat nicht weniger negative Folgen für den Sozialisationsprozeß. Hier wird der Faktor Abhängigkeit, der im Kleinkind- und Vorschulalter noch vorhanden ist, negiert. Dem Kind fehlt in schwierigen Situationen die Stützfunktion der Mutter. Die Folge ist oft, daß Kinder sich weigern, allein ins Freie zu gehen.

Es muß angenommen werden, daß zunehmende Rückzugstendenzen in den Privatbereich so bereits im Kindesalter vorstrukturiert werden. Wichtige Lern- und Erfahrungsmöglichkeiten bleiben abgeschnitten.
Eine Eisenheimerin, die ihren zweijährigen Sohn bereits allein zur ca. 200 m entfernten Wohnung der Großmutter gehen läßt, sagt:

"Wenn Mark zur Oma geht, weiß ich genau, die Nachbarn passen auf."

Die Aufsichtsfunktion der Nachbarn ist gekoppelt an einen entsprechend gestalteten Freiraum und an eine Wohnform, von der aus dieser Freiraum überschaubar ist. Die Anonymität im Hochhaus hat zur Folge, daß die Erwachsenen die einzelnen Nachbarkinder kaum oder gar nicht kennen. Die notwendige Voraussetzung für die Entwicklung von Verantwortlichkeit für die Kinder der Nachbarn fällt damit weg.
Eine Bewohnerin der Zechenhaussiedlung in Duisburg-Neumühl beschreibt diesen Zusammenhang:

"Und vor allem eins ist doch hier in unserer Siedlung sehr vorteilhaft: Laufen die Kinder auf die Straße oder ist mal eins außer Sicht geraten, fragt man den nächsten Nachbarn: 'Hört mal, habt ihr Corinna gesehen?' - 'Ja, doch, Moment, sie läuft da oder sie war da oder sie ist da auf dem Hof.' - Ein Nachbar ruft dem anderen weiter: 'Corinna, du sollst nach Hause kommen!' - Das ist, würde ich sagen, bestimmt ein Vorteil gegenüber den Hochhäusern, wo die Kinder, so wie sie auf der Straße sind, 40 - 50 m, wenn nicht gar 100 m von den Häusern (Wohnungen) entfernt sind und ganz ohne Aufsicht der Eltern sind." (BÜRGER-INITIATIVEN-SENDUNG, 1975).

Technische Lösungsversuche wie ein in der Wohnung installiertes "Fernsehauge" erweisen sich in mehrfacher Hinsicht als problematisch:
"Das 'Fernsehauge', von Architekten in Hochhauswohnungen installiert, um beunruhigten Müttern die Sorge um ihre unten spielenden Kinder zu nehmen, erweist sich als Erfindung von Bumerangwirkung: Ist doch eine in den obersten Stockwerken wohnende Mutter kaum beruhigt, ihr Kleinkind lebensnah am Bildschirm spielen zu sehen, ohne von ihm unmittelbar drohende Gefahren abwenden zu können, wie es ihr in vertraulicher Nähe möglich wäre. Welches größere Kind aber will unbedingt ständig unter Blickkontrolle, dem Über-Ich der Eltern, seinen offenen und geheimen Spielen nachgehen?" (BIERMANN, o.J.).

Da die Umgebung es in Eisenheim nicht notwendig macht, Kinder ständig auf direkte Weise zu beaufsichtigen, können sie früh Selbständigkeit entwickeln. Eisenheimer sagen:

"Man muß nicht immer hinter den Kindern dahinter sitzen. Man stört sich auch nicht an ihnen."

Die Kinder haben Nischen, in denen sie frei entscheiden können, was sie machen wollen.

"Da hinten im Gebüsch, da können wir Verstecken spielen. Da machen wir, was wir wollen. Da können wir auch auf die Bäume klettern."

Erfahrungsausweitung
Neben einer frühen Selbständigkeitsentwicklung ist eine Ausweitung der Erfahrungsmöglichkeiten durch den Freiraum sozialisationsrelevant.
In der Siedlung wird das Informationsangebot des unmittelbaren Erfahrungskreises Familie dem fortschreitenden Erkundungsbedürfnis des Kindes entsprechend durch zusätzliche Erfahrungsquellen ausgeweitet.
Das Aufwachsen auf der Straße hat dabei keine verwahrlosende Wirkung, da es - wenn nicht unter den Augen der Eltern - unter den Augen der Nachbarn geschieht. Es muß daher grundsätzlich von dem Großwerden in den anonymen Bereichen moderner Trabantenstädte unterschieden werden.

Der Spielbereich auf dem Wohnweg der Siedlung ist weder rein privat, noch ist er anonym öffentlich. Er stellt eine Zwischenform dar, die Kinder früh eine Ausweitung ihres Tätigkeitenbereichs in die Öffentlichkeit ermöglicht. In diesen Freiraum unmittelbar vor der Tür können sie ohne viel Umstände Spielzeug und Mobiliar aus der Wohnung mit einbringen. Dadurch wird der Raum zusätzlich vertraut und nicht als fremder erlebt.



Im unmittelabaren Umfeld der Wohnung ist der Außenraum vielfältig nutzbar - für alle Generationen.

Hochhauskindern fehlt diese Möglichkeit, zum einen, weil der gleichermaßen intime und öffentliche Freiraum, in den sie sich einnisten können, fehlt, und zum anderen, weil es ihnen der großen Entfernung wegen nicht möglich ist oder nicht erlaubt wird, Spielzeug aus dem Kinderzimmer mit ins Freie zu nehmen. Es ist zu vermuten, daß sich für sie der Außenraum als eine vom Privatbereich Wohnung abgetrennte und fremde Welt darstellt, die man nur nach Bewältigung vieler Hindernisse betreten kann.

Erfahrungsausweitung bezieht sich auch auf die Möglichkeit, sinnliche Erfahrungen zu machen. Zur Umwelt der Eisenheimer Kinder gehören Erde, Vegetation, Tiere, Wasser.



Statt "Umwelt aus Beton" - selbstgestaltete Umwelt aus Vegetation und vielfältigen Requisiten.

Sie spielen gern in Pfützen und Schlamm, flüchten auch im Regen nicht gleich ins Haus, schleppen ständig irgendetwas mit sich herum und sind immer ein bißchen schmutzig. Viele sind ausgesprochene Sammler. Sie horten: Steine, Kastanien, Blätter, Stöcke, eigentlich

alles, was sie finden können.

Wo die Umgebung selbst ohne Aufforderungscharakter ist, werden Kindern wichtige Primärerfahrungen vorenthalten. Die Einbetonierung großer Bereiche im Stadtgebiet entspricht einer Sauberkeitsideologie, die auf diese Weise sichtbare menschliche Eingriffe als mögliche Unordnung abwehrt. Damit ist aber ein wichtiges Feld für die Einübung konstruktiver Veränderungen in der intensivsten Lernphase der Kinder eingeschränkt. An die Stelle aktiven Experimentierens tritt schon früh passive Wahrnehmung einer reizarmen Umwelt.

"Kinder brauchen, wenn sie ihre spezifische Form von Sinnlichkeit vergegenständlichen, sich "einfangen" sollen, eine raumbetontere Öffentlichkeit als Erwachsene. Sie brauchen einen größeren Bewegungsspielraum, Plätze, die ein möglichst flexibles Aktionsfeld darstellen, in denen die Dinge nicht ein für allemal fest gesetzt, definiert, mit Namen versehen, mit Verboten verhängt sind...Kinderöffentlichkeit hat wie die proletarische Öffentlichkeit die Tendenz, das Ganze der Gesellschaft einzubeziehen..." (NEGT/KLUGE, 1973, S.466).

Orientierungsfähigkeit und Identifikationsmöglichkeiten

"Ein anderes, wissenschaftlich noch kaum durchgeforstetes Feld wird erkennbar in den Klagen über die Eintönigkeit, Kahlheit, Einfallslosigkeit moderner Neubaugebiete mit ihren Hochhausklötzen (...). Leute, die sich dort nur besuchsweise aufhalten, berichten von Schwierigkeiten, sich zurechtzufinden und von einer Abneigung, sich dort länger als nötig aufzuhalten. Alles sei langweilig und deprimierend." (ZINN, 1975, S.251).

Erwachsene haben Orientierungsschwierigkeiten in stereotypen Baustrukturen. Gravierendere Folgen sind bei Kindern anzunehmen, die in monotonen Räumen aufwachsen. Die Entwicklung ihrer Orientierungsfähigkeit wird durch die Bedingungen des Außenraumes erschwert.

In der Studie des Städtebauinstituts Nürnberg "Kinder in neuen Städten" wird hingewiesen auf den "Mangel an kleinteiligen Orientierungshilfen in diesen Gebieten, auf lebendige Stadtmöblierung (die dazu führt, daß der Mülltonnenstandplatz eine bedeutende Funktion erfährt), ..."

Die Analyse der Kinderzeichnungen ergab, "daß Hochhausbebauung als räumliches Gestaltungsmittel nicht unbedingt wahrgenommen wird..." (BUNDESBAUMINISTERIUM, 1970, S.206). Diese Tatsache kann als Signal dafür angesehen werden, daß Hochhäuser entweder ihrer Überdimensionalität wegen für das kindliche Wahrnehmungsvermögen nicht relevant sind oder aber ihre Wirkung

so bedrohlich ist, daß ein Verdrängungsprozeß stattfindet.

Der sozialpsychologisch wichtige Vorgang der Identifikation - der sich nicht nur auf Menschen, sondern auch auf Dinge und Räume bezieht - wird durch Mangel an Identifikationsobjekten eingeschränkt. Weiterungen der Persönlichkeitsstruktur durch emotionale Bindungen an Dinge und Räume, mit denen sich persönliche Erfahrungen verbinden, unterbleiben. Die Entwicklung von Orientierungsfähigkeit - Voraussetzung für Sicherheit und Stabilisierung der Person - ist offensichtlich an erkennbare und unterschiedbare Merkmale und Zeichen gebunden. Eine Reihung von sich völlig gleichenden Strukturen in Vertikale und Horizontale, wie sie die Hochhausbauweise in der Regel aufweist, geben keine Hilfe beim Identifizieren. Sie bieten nicht die Sicherheit des Wiedererkennens, lösen folglich Angst und Unsicherheit aus. Das unbewußte Geborgenheitsgefühl, das ein Kind erlebt, wenn es sich dem in seiner Gestalt voll identifizierbaren Elternhaus nähert, wird für das Hochhauskind zu einem Gefühl der Bedrohung. Das wird noch dadurch verstärkt, daß an die Stelle nachvollziehbarer Dimensionen gigantische Formate treten, die Ansatzpunkte für Identifikation ersticken.

Die Wichtigkeit einer eigenen Spielecke in der Wohnung, die weder ständig verlagert noch umgeräumt werden darf, ist inzwischen erwiesen. Ebenso bedeutsam scheinen solche Plätze auch im Freiraum zu sein, in denen das Kind bekannte Dinge wiederfindet, so daß es die Möglichkeit hat, sich emotional an diese zu binden. Erst über diese Bindung kann sich Verantwortung entwickeln. Es ist durchaus zu befürchten, daß in "leeren" Räumen, in die nichts Eigenes eingebracht werden kann, aus denen auch nicht durch Eigeninitiative kleine Räume abgesteckt werden können, dieser Identifikationsvorgang im Raum und Objekten nicht oder nur sehr eingeschränkt stattfinden kann.

3.2 Die peer-group

Ergebnisse der Tätigkeitenkartierung

> *Die Kinder halten sich vorwiegend in Gruppen im Freien auf* (Hypothese 7).

Von den im Freien beobachteten Kindern sind 94 % nicht allein, sondern befinden sich in Interaktionen zu zweit, dritt, viert, fünft und mehr.
Das bedeutet zunächst einmal, daß nur 6 % der Kinder,

die sich im Beobachtungsfeld aufhalten, einer Einzeltätigkeit nachgehen, die nicht in eine "beginnende Interaktion" übergeht. Schaut man sich nun die Einzeltätigkeiten der Kinder näher an, so sieht man, daß mehr als ein Drittel von ihnen Rad fährt (38 %) und 17 % vorbeischlendern. Von einem Teil dieser Kinder kann angenommen werden, daß sie sich auf dem Weg zu Spielgefährten befinden.

Bei der Größe der Gruppe dominieren Zweier- und Dreier-Gruppen. Diese machen jeweils 37 % der Gruppe aus, während 15 % der Gruppen Vierer- und 11 % der Gruppen Fünfergruppen sind. 62 % der sich in Gruppen befindlichen Kinder wurden also in Zweier- und Dreiergruppen und 38 % in Vierer- und Fünfergruppen beobachtet.

Kinder halten sich demnach vorwiegend in Gruppen im Freien auf. Im Zusammenhang mit der Tatsache, daß die Kinder sehr häufig im Freien sind, läßt sich schlußfolgern, daß der peer-group für die Sozialisation der Kinder eine erhebliche Bedeutung zukommt.

Es mag der Einwand erhoben werden, daß die Tatsache, daß Kinder einen großen Teil des Tages in Gruppen im Freien zubringen, nichts Außergewöhnliches sei. In diesem Zusammenhang ist die Untersuchung "Kinder in neuen Städten" erwähnenswert. Anhand von Kinderzeichnungen wird hier analysiert, wie Kinder aus Demonstrativbauprojekten - es handelt sich dabei um eine Reihe neuer Stadteinheiten, die nach dem Zweiten Weltkrieg z.B. in Berlin-Reinickendorf, Hamburg-Lurup, Marl-Drever und in der Sennestadt entstanden - ihre Umwelt erleben. Bei einem Vergleich mit Kontrollgruppen, die so ausgesucht wurden, "daß sie uns ein Abbild einer 'normalen' städtischen Wohnumgebung vermitteln, nämlich gewachsener Stadtteile unterschiedlichen Alters und unterschiedlicher Struktur", wurde festgestellt: In den Demonstrativbauprojekten "erleben sich die Kinder mehr alleine, weniger in Gesellschaft anderer Kinder (ein Drittel bis die Hälfte soviele 'Kinder in Gruppen'). Ihre Personenwelt besteht vor allem aus Kindern alleine, spielenden Kindern allein, also aus dem jeweiligen Kind selbst und aus Personen in Berufsfunktion (Polizist, Feuerwehrmann, Kaufmann), manchmal auch aus Passanten. Neue Siedlungen sind also nicht nur tatsächlich menschenleer, die Kinder empfinden dies auch so. Personen, Sonderpersonen, Menschen aller Art sind in den Kontrollgruppen sehr viel häufiger und vor allem vielfältiger vertreten." (BUNDESMINISTERIUM... 1970, S.60/61).

Gespräche mit Kindern geben Aufschluß über die Gruppenstruktur.
Ein Beispiel:

"Seid ihr denn viel draußen?"
"Meist mit meinen Freunden. So'ne Gruppe ist das."
"Wieviel sind denn das?"
"Zehn, elf Stück."
"Hier alle aus Eisenheim?"
"Ja."
"Wie alt sind denn die?"
"Im Alter von zwölf bis vierzehn."
"Und die kennen sich alle gut?"
"Ja, die wohnen ja auch schon lange hier."
"Wie alt bist du denn?"
"Ich werd jetzt dreizehn."

An einen Jüngeren gerichtet:

"Bist du denn auch dabei?"
"Nein, ich bin doch erst sieben."
"Nehmen sie dich nicht auf?"
"Ich hab doch selber eine Gruppe."
"Wieviel Leute seid ihr denn?"
"Wir sind vier bis fünf Stück."

Diese Aussagen werden durch Beobachtungen bestätigt und ergänzt. Es zeigt sich:

- Die Gruppenbildung erfolgt altersspezifisch.
- Je höher das Alter, um so mehr Mitglieder umfassen die Gruppen.
- Drei- bis Fünfjährige haben in der Regel zwei bis drei feste Freundinnen bzw. Freunde.
- Die Gruppen der Sechs- bis Elfjährigen bestehen aus ca. vier bis fünf Mitgliedern.
- Zwölf- bis Vierzehnjährige scheinen eine Mitgliedschaft von über zehn Personen zu verkraften.
- Die Gruppe der Kleinen sind gemischt, diejenigen der Zwölf- bis Vierzehnjährigen gleichgeschlechtig.

Die Struktur der jeweiligen Gruppe ist wesentlich altersspezifisch bedingt. Die Spielgruppen der Kleinen (etwa drei bis sechs Jahre) sind noch labil. Je kleiner die Kinder sind, um so mehr unterliegt das Zustandekommen der Gruppen dem Zufall. Trotzdem konnte auch schon bei Drei- bis Vierjährigen beobachtet werden, daß sie dazu tendieren, gehäuft mit ganz bestimmten Kindern zu spielen. Abbruch des Spiels und Wechsel der Spielpartner setzen hier allerdings oft schnell und übergangslos ein.

Ab etwa sechs bis sieben Jahren bilden sich feste Spielgruppen, die gruppenspezifische Merkmale auf-

weisen. Es ist zu beobachten, daß jeweils ein oder auch mehrere Mitglieder der Gruppe das Spiel vorwiegend organisieren und lenken. Es gibt also spezifische Positionen und damit Rollen innerhalb der Gruppe. Außerdem zeigen die Kinder ein deutliches Wir-Bewußtsein in dem Sinne, daß sie etwas Besonderes und Ganzes darstellen.

Der Nachmittag wird meist in der festen Gruppe, der peer-group, verbracht. Als wichtig ist dabei die Tatsache anzusehen, daß diese Möglichkeiten haben, sich eigene Räume zu schaffen:

"Wir haben da eine Bude. Da haben wir eine Kerze drin, einen Tisch, Hocker und ein Schloß zum Abschließen. Das war mal ein Hühnerstall. Da kommen die Fans von RWO zusammen."

Neben der festen Gruppe gibt es solche, die sich in Minutenschnelle für bestimmte Spiele formieren. Zum Beispiel spielen - mit Vorliebe gegen Abend - acht bis zehn Kinder Verstecken. Auch für Ballspiele bilden sich sehr schnell größere "Gruppen", die sich nach Beendigung des Spiels wieder auflösen.

Gruppenverhalten und Territorium

Für das Gruppenverhalten scheint die Tatsache nicht ohne Einfluß zu sein, daß Kinder bestimmten Räumen im Freien, ihrem Territorium, zuzuordnen sind. So beschreibt die Bewohnerin einer Zechensiedlung in Duisburg-Neumühl:

"Bei uns ist es heute so: Die Kinder laufen durch die Siedlung, spielen auf den Höfen, in den Gärten. Und angenommen, sie spielen heute bei uns auf dem Hof, dann ist unsere Kleine der Boß, und auf dem anderen Hof ist derjenige der Boß, der da wohnt. - Während indessen in den Hochhäusern es doch so ist: Eine gewisse Clique Kinder findet sich zusammen. Irgendwie schält sich immer nur ein Boß raus und der bestimmt dann." (BÜRGERINITIATIVEN-SENDUNG, 1975).

In großen "anonymen" Räumen - wie sie die Umgebung von Hochhausgebieten aufweisen - scheint die Tendenz zu herrschen, daß jeweils der Stärkste, der seine Führerqualitäten in der Gruppe bereits ausgewiesen hat, in seiner Position bestätigt wird. Die anderen werden zu Mitläufern.

Der Rollenfixierung steht eine weitaus flexiblere Rollenverteilung in den Gruppen gegenüber, die sich in den überschaubaren und bestimmten Kindern zuzuordnenden Bereichen des Wohnumfeldes in der Arbeitersiedlung bilden.

Das Territorium erweist sich somit als einflußgebender Faktor für die Bestimmung von Positionen

innerhalb der peer-group.

"... sie spielen heute bei uns auf dem Hof, dann ist unsere Kleine der Boß, und auf dem anderen Hof ist derjenige der Boß, der da wohnt."

Führungspositionen in Gruppen wechseln also. Das bedeutet eine vermehrte Chance, ein breites Spektrum an Verhaltensmustern einzuüben.

Herausforderung

Im Umgang der Kinder miteinander ist eine Kopplung zwischen vitaler Körperlichkeit und sozialem Verhalten zu beobachten. Sie knuffen und boxen, fordern sich gegenseitig heraus, reizen sich, meinen es aber anscheinend nie ganz ernst. Im nächsten Augenblick sitzen sie wieder friedlich beisammen.

Durch das ständige Herausfordern durch andere ist die Frustrationstoleranz der Kinder sehr hoch. Sie können "eine Menge einstecken", ohne gekränkt zu reagieren oder sich im Ernst angegriffen zu fühlen. Der Hang zum Balgen ist infolgedessen weniger als Ausdruck von Aggressivität als von körperlicher Vitalität anzusehen. Zur Erläuterung folgendes Beispiel, das stellvertretend für viele ähnliche Situationen steht:

Ich konnte z.B. beobachten, daß Silvia (6 Jahre) sich eine Viertelstunde lang von einem Zwölfjährigen knuffen ließ, ohne daß sie auf die Idee gekommen wäre, das "kleine Mädchen" zu spielen. Sie setzte sich mit den ihr zur Verfügung stehenden körperlichen Kräften zur Wehr. Das war ihr deshalb möglich, weil Udo die seinen nie voll ausspielte, sondern es ihm augenscheinlich nur daran gelegen war, Silvia zu reizen. Silvia nahm die Herausforderung an: Sobald Udo nachließ, ging sie ihrerseits aktiv auf ihn los.

Die Erfahrungen, die die Kinder in der Gleichaltrigengruppe machen, fordern sie heraus zum Handeln, zur Selbstbehauptung, zum Einlenken, zum Mitbestimmen.

Die Einflüsse der peer-group können als funktional für den Erwerb von Verhaltensmustern wie *Kooperation* und *Solidarität* sowie für das *Lernen von konstruktiven Konfliktbewältigungsmustern* angesehen werden (17).

17 Interessant in diesem Zusammenhang ist die Parallele zu Kibbuz-Kindern. Auch deren Sozialisation verläuft in starkem Maße zwischen Gleichaltrigen. Gegenüber den Kindern mit Familienerziehung weisen sie - darauf deuten Untersuchungen hin - ein höheres Maß an Gruppensolidarität, kooperativem Verhalten und konstruktiven Konfliktbewältigungsmustern auf. (LIEGLE, 1971, S.102).

3.3 Die Nachbarn

Ergebnisse der Tätigkeitenkartierung

> *Die Interaktionen der Kinder im Freiraum sind nicht auf die eigene Altersstufe beschränkt, sondern finden relativ häufig auch mit Personen anderer Altersstufen statt* (Hypothese 8).

Mehr als jede 4. beobachtete Interaktion von Kindern (27 %) findet mit einem Mitglied einer anderen Altersstufe statt. Davon entfallen 19 % auf Jugendliche, 53 % auf Erwachsene und 28 % auf Rentner.

Mit 73 % beschäftigen die Kinder sich zwar weitaus am häufigsten miteinander. Sie tun es aber keineswegs ausschließlich. Die Tatsache, daß ein Viertel aller Kontakte solche mit Jugendlichen, Erwachsenen und Rentnern sind, zeigt, daß die Kinder der Siedlung dicht an das Interaktionsnetz anderer Altersgruppen mit einbezogen sind.

Kommunikation mit den Nachbarn

Aus der Kartierung geht hervor, daß die Kinder in Eisenheim überwiegend auf den Wohnwegen und auf der Straße spielen. Hier finden auch die meisten Interaktionen zwischen Nachbarn statt. Die Kinder werden so einerseits direkt in die Kommunikationsprozesse der Nachbarn mit einbezogen. Andererseits werden ihnen durch die Art und Weise, wie die Nachbarn miteinander umgehen, Kommunikationsmuster übermittelt. Das Lernen findet folglich auf zweifache Weise statt: einerseits in direkten eigenen Interaktionen, andererseits durch Modellernen.

Die Kinder teilen früh Gespräche, Freizeitgestaltung und Arbeit mit den Erwachsenen. Das frühe "Für-Vollnehmen" des Kindes hat zur Folge, daß sie häufig mit Erwachsenen als gleichberechtigten Partnern interagieren.
Die Kinder gehen aktiv auf Erwachsene zu und fädeln ein Gespräch ein:

"Na, Frau ..., müssen Sie wieder arbeiten? Schlechtes Wetter was?"

Wenn die eigenen Kinder gerade nicht anwesend sind, werden Nachbarkinder zum Einkaufen geschickt. Sie tun es mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der ihren Eltern vom Nachbarn geholfen wird oder umgekehrt. Genauso wenden sie sich aktiv an die Nachbarn, wenn es um die Erfüllung ihrer Wünsche geht.

"Die Kinder kommen immer wieder an die Tür und dann fragen sie: 'Oma Wittke, hast du Bonbons?' Manchmal kommen zehn Stück."

Die Kinder holen sich *Bestätigung* und *Bekräftigung* bei den Nachbar.

Der fünfjährige Klaus:
"Gucken Sie mal, wie weit ich springen kann!"
Er springt vier Stufen herunter.
Daraufhin der dreijährige Mark:
"Guck mal, ich kann auch springen!"
Er springt zunächst zwei und schließlich - auf die Ermunterung der Nachbarin hin - drei Stufen.

Bestätigung und Anerkennung werden also nicht nur von den Bezugspersonen Mutter oder Vater gegeben, sondern von einer Reihe Erwachsener in einer vertrauten Umgebung. Lob und Anerkennung sind nicht auf die Eltern fixiert. Das Kind holt sie sich, sobald sie sie braucht. Hat sich ein Kind verletzt, findet sich schnell ein Erwachsener, der es tröstet. So wie Lob und Anerkennung nehmen Kinder auch Trost von vielen Personen entgegen.

Voraussetzung für die Übernahme der oben geschilderten Sozialisationsaufgaben durch die Nachbarn ist eine positive Einstellung den Kindern der Siedlung gegenüber, die immer wieder deutlich wird.

Die meisten Erwachsenen und alten Leute fühlen sich durch die Kinder nicht nur nicht gestört, sondern empfinden sie als ausgesprochene Bereicherung ihres Lebenskreises.

"Wenn's schön ist, schnappe ich mir mit meiner Frau einen Stuhl und setze mich vor's Haus, wo ich die Kinder sehen kann."

Die Nachbarn kennen jedes Kind der Straße und meist auch noch der angrenzenden Bereiche. Besonders die alten Leute haben seine Entwicklung über Jahre hinweg verfolgt, und in vielen Fällen nicht nur die des Kindes, sondern bereits die der Eltern. Sie bekunden immer wieder ihre Anteilnahme am Tun der Kinder.
Ein Grund für die positive Einstellung, die sie den Kindern der Siedlung gegenüber zeigen, ist auch in den räumlichen Voraussetzungen zu sehen.

Das wird deutlich bei einer Gegenüberstellung mit *mehrgeschossigen Neubausiedlungen*. Im Gegensatz zu Eisenheim gibt es dort eine Reihe von Konfliktauslösungsmomenten zwischen Erwachsenen und Kindern, welche als direkte Folgen baulicher Fehlplanung anzusehen sind:

- Hellhörige Wohnungen sind Quellen von Lärm.
- Treppenhäuser, für die sich keiner zuständig fühlt, werden zum Ärgernis, wenn Kinder sie verschmutzen.
- Mangelnde Spielmöglichkeiten zwingen die Kinder, die Flächen vor dem Haus zu benutzen. Wenn sie

mittags nach der Schule dort lärmen (verständlich nach stundenlangem Sitzen), kommt es zu Konflikten mit alten Leuten, die ihren Mittagsschlaf halten wollen (was wiederum für sie verständlich ist).
"Für sämtliche Siedlungen ist der Lärm der Kinder das Schlimmste: in den hellhörigen Wohnungen, in den Treppenhäusern, vor den Gebäuden, auf den kleinen Spiellätzen an den inneren Grünflächen. Leute ohne Kinder beklagen sich über 'zu viele kinderreiche Familien', 'schlechte Kinderbeaufsichtigung', 'Belästigung durch Kinder' - von seiten der Siedlungsbewohner wie von seiten der Siedlungsplanung. Kinder in Horden planschen in öffentlichen Brunnen, sie reißen Blumen aus den Beeten, sie toben auf den Rasenflächen, sie schrauben Hinweisschilder ab und sie malen auf den Anschlagtafeln." (ZAPF u.a., 1974, S.88).

Eine Fülle an Konflikten entsteht durch repressive Wohnformen und mangelnde Möglichkeiten zum konstruktiven Agieren der Kinder. Diese Konflikte stören das Zusammenleben zwischen Erwachsenen und Kindern und machen es oft für beide Seiten zur Qual. Sowohl die Kinder fühlen sich eingeengt als auch die Erwachsenen, besonders alte Leute, die dann ihrerseits aggressiv reagieren, Verbote aussprechen, die nicht befolgt werden und weiteres aggressives und destruktives Verhalten der Kinder hervorrufen.

So wird die Kommunikation zwischen Kindern und Nachbarn in vielen Neubaukomplexen von vornherein mit Hypotheken belastet, die mögliche sozialisationsrelevante Einflüsse in der oben für Eisenheim beschriebenen Form abblocken.

Konfliktbewältigung

Konflikte zwischen Kindern und Nachbarn folgen sehr direkten Konfliktaustragungsmustern.

"Ich sag schon mal: 'Geht mir von der Hecke weg! Daß euch der Teufel hol!' - Aber dann ist die Sache auch wieder in Ordnung."

Kinder sind Widerständen nicht in der Weise ausgeliefert, daß sie mit Rückzug oder Aggressivität reagieren müßten. Es ist zu vermuten, daß diese Art von Konfliktbewältigungsmustern Kinder lernen, die mit folgender oder ähnlichen Situationen konfrontiert werden: In Bocklemünd läuft auf Geheiß der Wohnungsverwaltung der Hausmeister regelmäßig mit einer Dogge umher, um den Rasen freizuhalten. (MONHEIM, 1973).

In der Siedlung haben die Kinder in der Regel Möglichkeiten, sich zur Wehr zu setzen, wenn sie sich zu Unrecht angegriffen fühlen.

"Im Sommer, wenn die Kastanien da sind, da klettern wir auf die Bäume. Aber da ist so eine Frau, die meckert immer. Da meckern wir zurück: 'Kastanienbäume sind dafür da, die Kastanien zu holen!'"

Wichtig ist auch der Umstand, daß es genügend Ausweichmöglichkeiten für Kinder gibt. Es ist kein Unglück, wenn sie - nachdem sie über längere Zeit an einer Stelle gespielt haben - von anwohnenden Nachbarn weitergeschickt werden. Da die Folge nicht Abbruch, sondern lediglich Verlegung des Spiels bedeutet, liegt darin eine Chance zum Lernen flexibler Verhaltensweisen.

Lernen durch Nachbarn

Da Arbeit in Eisenheim noch sichtbar ist, kann sie für Kinder Ansatzpunkt zum Lernen werden. Viele Hobbys der Arbeiter kommen aus der Arbeitssphäre. Sie spielen sich vor allem im Garten oder auf dem Wohnweg ab. Dadurch werden sie einsehbar, öffentlich. Kinder und Nachbarkinder kommen dazu und können durch Beobachtung und Ausprobieren lernen.

Dadurch, daß Kinder häufig Beobachter von handwerklichen Tätigkeiten sind, sind sie von früh auf manuell geschickt. Aus dem Zuschauen wird meist schnell ein Miteinbeziehen in den Arbeitsprozeß.

Das Lernen von manuellen Vorgängen wird verbal unterstützt. Fast immer wird eine Tätigkeit, wie etwa das Reparieren eines Autos oder das Bauen einer Laube, von mindestens zwei Erwachsenen vollzogen. Diese unterhalten sich bei der Arbeit. Sie tauschen verschiedene Meinungen und Möglichkeiten über die Fortführung des Arbeitsprozesses aus. Das Kind, das beobachtend danebensteht, wird auf diese Weise mit Alternativlösungen konfrontiert, die sich im Fortlauf des Prozesses selbst als richtig oder falsch erweisen. Auf diese Weise kann das Kind sehr schnell technische Erfahrungen der Erwachsenen übernehmen und durch eigenes Ausprobieren intensivieren.

"Ihr könnt gut hämmern. Wo habt ihr denn das gelernt?"

"Ich hab das von Herrn O. gelernt. Immer zugeguckt und so. Und bei dem Durchbruch hab ich auch geholfen."

- Durch Beobachtung von Tätigkeiten, die Erwachsene ausüben, wird der Anstoß gegeben, es selbst zu tun.
- Situationen im Alltag erlauben es, die Tätigkeiten zu erproben und zu festigen.
- Selbst geschaffene Spielsituationen machen die gelernte Tätigkeit für die Umsetzung von Spielideen frei verfügbar.

Die zumindest partielle Einbeziehung in den Wohnbereich eines so wichtigen Sozialisationsfaktors, wie ihn die Arbeit darstellt, hat die Vermittlung und Aneignung wichtiger Erfahrungen zur Folge, von denen Kinder in anderen Wohnformen weitgehend abgeschnitten sind.

Vor allem Rentner übernehmen vielfach wichtige pädagogische Funktionen.



Bergarbeiterrentner Karl Falk ist der Bildhauer der Siedlung und zugleich Freizeitpädagoge für die Nachbarkinder.

Karl Falk zum Beispiel stellt Figuren und Türme aus Beton her. Er läßt Kinder nicht nur beobachten, sondern leitet an und erklärt:

"Die Kinder hängen fast immer hier, wenn ich beim Basteln bin. *Ich bringe es ihnen auch bei.* Sie können nämlich mitmachen. *Die wollen doch alle was lernen.*"

Fritz Underberg baut Lauben. Dabei dürfen die Größeren helfen. In seinem Garten hat er einen Platz, auf dem er Holz und weitere Materialien sammelt. Die Kinder wissen das. Wenn sie etwas brauchen, führt ihr erster Weg zu Fritz Underberg.
Ein anderer Rentner sorgt für Turngelegenheiten.

"Ich hab da eine Wippe gemacht, da hab ich die ganzen Blagen hier, die ganzen Blagen. Jetzt wollt ich eine Turnstange machen. Dann lernen die Kinder turnen."

Willi Wittke spielt regelmäßig Schach. Er hat das Spiel seinen Kindern und Enkeln beigebracht. Auch Nachbarkinder, die Interesse haben, lassen sich Unterricht im Schachspiel geben.

Es können hier nur einige Beispiele aufgeführt werden. Sie machen deutlich:

- Für die Kinder entstehen auf diese Weise Lernfelder, die nicht abgeschnitten von den Erfahrungen des Alltags sind.
- Für die alten Leute liegt in diesen Interaktionen mit Kindern der Siedlung die Befriedigung, im Alter noch erzieherische und damit gesellschaftliche Aufgaben zu haben.

Ausgleich von Sozialisationsdefiziten

Sozialisationsdefizite, die Kinder vielfach in unvollständigen Familien (18) erfahren, werden in Eisenheim durch die Sozialisationsleistungen der Nachbarn aufgefangen. Das soll anhand einiger exemplarischer Beispiele gezeigt werden.

Eine geschiedene Frau hat zwei Jungen im Alter von fünf und elf Jahren. Um 7.3o Uhr verläßt sie das Haus, um zu arbeiten. Abends ist sie für die Kinder ebenfalls kaum ansprechbar. Ihr Vater, der zum Haushalt gehört, versorgt die Kinder notdürftig. Er lebt sehr zurückgezogen. Fazit: Die beiden Jungen sind weitgehend sich selbst überlassen.

18 Unvollständige Familien sind gekennzeichnet durch "Ausfallerscheinungen im persönlichen Inventar der Familie, also Tod des Vaters, der Mutter, beider Eltern, Scheidung und illegitime Mutterschaft" (KÖNIG, 1972, S.79).

Der ältere Sohn L. geht morgens um 8 Uhr zur Schule. K. (5 Jahre) verläßt zur gleichen Zeit das Haus und besucht die Nachbarn "nebenan". Frau B.:

"Der Junge tut mir leid. Er kommt jeden Morgen erst zu uns in die Küche und spricht mit uns. Er braucht das."

Danach geht er ins Freie, sucht sich Nachbarkinder und benutzt die vielfältigen Spielmöglichkeiten in den Hof- und Gartenbereichen. Die Anerkennung, die ein Fünfjähriger für seine Lern- und Ich-Stabilisierungsprozesse braucht, sucht er bei den Nachbarn. Dies gelingt deshalb, weil er diese von klein auf kennt und in der Siedlung das Prinzip herrscht, daß jeder die Nachbarkinder miterzieht.

K. turnt auf der Teppichstange.
"Herr B. ..., gucken Sie mal!"
"Oh, Klausi, du bist ja schwer in Form heute!"

K. hat also "Ersatzväter" und "Ersatzmütter". Diese sind insofern eher feste Bezugsperson als die Betreuer in Heimen, weil sie über eine längere Zeitdauer zur Verfügung stehen.

Da die Heime nach dem Altersstufenprinzip organisiert sind, ist der "beständige Wechsel gerade in jener Lebenszeit, für die stabile Umweltbedingungen wichtig sind, ... eine immanente Notwendigkeit der Heimerziehung ... ." (ECKENSBERGER, 1971, S.77).

"In Konsequenz des Prinzips der Altersgliederung der Heime wird es von einem Heim für Säuglinge in ein solches für Kleinkinder, Schulinder und schließlich für Schulentlassene wandern. Innerhalb der Heime wird es von Gruppe zu Gruppe und von Abteilung zu Abteilung gelegt werden." (ECKENSBERGER, 1971, S.76).

Dagegen begleiten die Nachbarn das Leben der Kinder in der Regel auf lange Zeit. Die Zeitdimensionen sind mit denen in Familien näherungsweise gleichzusetzen.

Weitere Beispiele:

In der Familie G. ist die Mutter gestorben. Die beiden jüngsten Kinder (9 und 12 Jahre) werden jetzt vom Vater, der Rentner ist, und einer 17jährigen Schwester versorgt. Eine Freundin des älteren Bruders und eine ältere Nachbarin übernehmen für den Neunjährigen wichtige emotionale und erzieherische Funktionen.

Auch S.' Mutter ist vor kurzem verstorben. Als sein Vater einige Zeit später für mehrere Wochen in seine Heimat (Sizilien) fährt, weigert sich S., ihn zu begleiten. Er will die Schule nicht versäumen. Während der Abwesenheit seines Vaters und seiner Schwester wird er von einer Nachbarin, die einen Sohn im gleichen Alter hat, mitversorgt.

Diese Fälle, die stellvertretend für weitere stehen, zeigen, auf welche Weise Nachbarn durch Übernahme erzieherischer Aufgaben in der Lage sind, Sozialisationsdefizite aufzufangen.

3.4 Das Spielspektrum

Ergebnis der Tätigkeitenkartierung

> *Neben motorischen Spielen, den typischen Bewegungsspielen im Freien, ist das Spektrum der Spiele gegenüber dem in Hochhausbereichen erweitert durch Konstruktions- und Rollenspiele* (Hypothese 9).

Als typische Kommunikationsform der Kinder untereinander erweist sich erwartungsgemäß das gemeinsame Spielen. Demgegenüber sind die Anteile gemeinsamen ARBEITENS, GESPRÄCHE und KOMMEN UND GEHEN vergleichsweise gering.

Innerhalb der SPIELE stellen die motorischen Spiele mit 47 % den Hauptanteil. Wenn man aber berücksichtigt, daß das Spiel im Freien sich in Hochhausbereichen so gut wie ausschließlich auf diese Form des Spiels beschränkt, so sind Konstruktionsspiele und Rollenspiele mit je 21 % vergleichsweise stark vertreten.

Innerhalb der motorischen Spiele ist das Spektrum variationsreich. Es besteht aus Radfahren, Fangenspiel, Verstecken, Hinkeln, auf Teppichstange turnen, Drachen steigen lassen u.a. Die Konstruktionsspiele dürften de facto eine größere Rolle spielen als aus den Werten ersichtlich, da gerade diese Spiele verstärkt auf dem "Feld" und in anderen Bereichen der Siedlung stattfinden.

Tab. 9: Kommunikationsformen der Kinder

	abs.	%
SPIELEN		
Motorische Spiele	106	35,22
Konstruktionsspiele	49	16,28
Rollenspiele	47	15,61
Andere Spiele	25	8,3o
	227	75,41
ARBEITEN		
Reparaturen	2	0,66
Autowaschen	4	1,33
Einkaufen u. Besorgungen	15	4,99
Aufräumen	2	0,66
	23	7,64
GESPRÄCHE	21	6,98
KOMMEN UND GEHEN	30	9,97
	301	100,00

Tab. 10: Spektrum der gemeinsamen Spiele der Kinder

	abs.	% bezogen auf MOTOR. SPIELE	% bezogen auf Spiele insgesamt
MOTORISCHE SPIELE			
Rad, Dreirad fahren	21	19,81	9,25
Fangen	9	8,49	3,97
Mit Schlauch spritzen	2	1,89	0,88
Drachen steigen lassen	4	3,77	1,76
Ball spielen	18	16,98	7,93
Hinkeln	9	8,49	3,97
Auf Teppichstange turnen	9	8,49	3,97
Verstecken	23	21,70	10,13
Gummitwist	7	6,60	3,08
Schaukeln	4	3,77	1,76
	106	99,99	46,70
		% bezogen auf KONSTR.SPIELE	
KONSTRUKTIONSSPIELE			
Mit im Freien gefundenem Material spielen	14	28,57	6,17
Mit Sand und Wasser spielen	16	32,65	7,05
An Spielzeug herumbasteln	7	14,285	3,085
Buden bauen	7	14,285	3,085
Fahrzeuge bauen	5	10,20	2,20
	49	99,99	21,59
		% bezogen auf ROLLENSPIELE	
ROLLENSPIELE			
Theater	9	19,15	3,97
Familie	15	31,91	6,60
Indianer u.ä.	7	14,89	3,08
andere Rollenspiele	16	34,04	7,05
	47	99,99	20,70
ANDERE SPIELE	25		11,01
	227		100,00

Spielen als selbstorganisiertes Lernen

Freies Spiel hat die Struktur selbstorganisierten Lernens und Handelns. Es ist einsichtig, daß die Qualität des Spiels wesentlich dadurch bestimmt wird, wieweit die Umgebung Möglichkeiten zur Selbstorganisation zuläßt. Dies wiederum ist in hohem Maße von räumlichen und architektonischen Voraussetzungen abhängig.

"Ganz Eisenheim ist ein großer Spielplatz - von jeher so gewesen."



Wie vor der Eroberung der Straße durch das Auto können die Kinder auf den verkehrsfreien Wohnwegen gefahrlos spielen.

Es gibt keinen Kinderspielplatz als abgesondertes Areal für Kinder. Die Wohnumwelt ist insgesamt bespielbar. Das hat zur Folge, daß die Spielflächen der Kinder nicht von den Kontaktzonen der Erwachsenen getrennt sind. Das Realfeld des täglichen Lebens ist auch das Spielfeld der Kinder. Dadurch ist Spiel immer gleichzeitig soziales Lernen, Erfahrung von Realität und zwischenmenschlichen Beziehungen.
Die Situationen, die die Kinder auf der Straße miterleben, bilden weitgehend den Stoff für ihre Spiele. Ihre Phantasie wird ständig durch beobachtete Szenen und Interaktionen beeinflußt.

Übertragbar auf weite Bereiche des Spielverhaltens in der Arbeitersiedlung ist vor allem die Tatsache, daß sie in hohem Maße Realität widerspiegeln. Das ist insofern von Bedeutung, als nachgewiesen wurde, daß die Spielinhalte in den Trabantenstädten sich immer mehr in Richtung illusionärer, durch Medien vermittelter Stoffe verschieben.

In dem bereits erwähnten Vergleich von Demonstrativbauprojekten des Bundes mit älteren Stadtteilen heißt es:

"... Spielplätze generell tauchen erheblich häufiger in den Demonstrativbauprojekten auf. Bedeutet dies, daß die Kinder hier bessere Spielmöglichkeiten haben? Sicher haben sie mehr geplante, für sie aufgestellte Spielgeräte. Allerdings, unser Material läßt fast den Schluß zu, daß sie ihre Spielmöglichkeiten uniformer, weniger breit gestreut wahrnehmen, als die Kinder in den gewachsenen Gebieten, was die starken Häufungen auf einigen wenigen Spielgelegenheiten unterstreichen." (BUNDESMINISTERIUM..., 1975, S.61).

Wie eingeschränkt das Spielspektrum im Hochhausbereich und wieviel Disziplinarmaßnahmen und Restriktionen aufgrund dieser Eingeschränktheit erfolgen, schildert ein Eisenheimer Bergarbeiter:

"Wo meine Tochter wohnt (im Hochhaus), die Kinder, ja, die können höchstens auf die Straße. Einen Hof haben die nicht. Die haben keine Schaukel oder sowas. Fußball spielen können die auch nicht. Die müssen auf die Straße. Ja, dann schimpfen die anderen Leute. Das ist ja auch gefährlich.- Unsere Kinder sind immer gern nach Hause gekommen. Die haben alle schöne Wohnungen. Aber die können nicht auf dem Hof spielen. Wenn sie hier herkommen, da können sie sich austoben. Das können sie zu Hause nicht. Wenn sie die hohen Treppen rauf müssen, dann heißt es schon unten: "Langsam gehen! Füße abputzen! Ruhig, daß keiner was hört!" Den Kleinen kann man allein gar nicht rausschicken, der wird überfahren. - Hier in Eisenheim, da können sie laufen, da können sie mit dem Fahrrad rumfahren, mit dem Roller sausen, soviel sie wollen."

Die Variationsbreite des Spielspektrums in Eisenheim erwies sich aufgrund der Tätigkeitenkartierung.

Inwieweit ist nun dieses Spielspektrum sozialisationsrelevant?

"Eine freie Entfaltung schöpferischer Kräfte im Spiel fördert nicht nur die kognitive und soziale Entwicklung des Kindes sowie vor allem seine kreativen Fähigkeiten, sondern sie stellt zugleich auch einen wichtigen psychohygienischen Faktor dar." (NICKEL, 1975, S.166).

Nickel unterscheidet also vier Aspekte kindlicher Spieltätigkeit, den kognitiven, sozialen, kreativen und psychohygienischen Aspekt.

Diese vier Aspekte erscheinen in den drei Hauptkategorien von Spielen - motorischen, Konstruktions- und Rollenspielen - in unterschiedlichem Maße.

Motorische Spiele

Die Situation für die motorische Spiele ist durch körperliche Vitalität und ein hohes Maß an sozialen Kontakten definiert. Indem die Kinder z.B. Fertigkeiten auf Rollschuhen oder Fahrrädern einüben, stellen sie sich dar, wenden sie sich nach außen. Von dorther kommt auch die Bestätigung oder der Anreiz, noch mehr an Geschicklichkeit oder Mut einzusetzen. So bekommen diese motorischen Spiele, die einen relativ breiten Raum im Tätigkeitenspektrum der Kinder einnehmen, durch das ständige feedback von Freunden und Nachbarn eine wichtige soziale Dimension.

Als wesentlich ist ein genügendes Maß an Bewegungsmöglichkeiten für Kinder auch im Hinblick auf seine kinästhetische Stimulation anzusehen. Es konnte nachgewiesen werden, daß eine Restriktion des Bewegungsdranges mit einer Restriktion genereller Aktivität einhergeht. (Vgl. LEHR, 1973, S.9 f.).

Konstruktionsspiele

Folgende Unterhaltung mit zwei Zehnjährigen gibt Aufschluß über einige Elemente im Spielverhalten der Kinder:

"Sagt mal, ihr habt doch so ein Erdloch, nicht? Wie habt ihr denn das Loch gemacht?"

"Mit meinem Spaten. Mit zwei Mann."

"Und wie lange habt ihr daran gearbeitet?"

"Einen halben Tag. Das Dach hab ich gemacht. Mit so einem Eisengitter. Das hat jemand abgebrochen vom Bunker. Das haben wir dahin geschleppt, und dann haben wir es darübergelegt, dann noch eine alte Zeltplane darübergetan und Sand draufgeschüttet."

"Und das hält?"

"Ja, das hat gehalten."

"Und jetzt bei dem schlechten Wetter habt ihr das fertiggemacht?"

"Ja."

Es wird deutlich:

- Das Spiel braucht keine vorgefertigten Elemente.
  Die Kinder benutzen, was vorhanden ist: Erde und Material, das sie organisieren.
- Das Loch wird *nicht allein*, sondern zu zweit gegraben.

Anscheinend abwechselnd, da nur von einem Spaten die Rede ist.
- Das Spiel ist augenscheinlich *einem beobachteten Arbeitsvorgang nachempfunden.*
- Es handelt sich nicht um einen kurz angefangenen und dann wieder abgebrochenen Vorgang, sondern um eine *ausgedehnte Spielhandlung*, die sich über einen halben Tag erstreckt.
- Auch das *Endprodukt* ist nicht kurzlebig, sondern *von gewisser Dauer.* "Ja, das hat gehalten."

Die Kinder benutzen zum Spielen, Konstruieren - wie ihre Väter und Nachbarn - im wesentlichen Material, das sie im Freien vorfinden. Statt mit Lego, Plastikant und teuren Technikkästen bauen sie mit Holz, Draht, Lehm und Steinen. Aus alten Rädern und Kinderwagengestellen werden Seifenkisten gebastelt.



Wo man viel vorfindet, braucht man kein Konsumspielzeug.

Im Herbst machen die Jungen aus Weidenruten Pfeil und Bogen. Auch Drachen werden von Schulkindern selbst gebaut. Besonders beliebt ist das Budenbauen:

"Im Budenbauen, da sind wir Spezialisten. Im Wald haben wir auch noch fünf Stück, im Gebüsch da. Hier haben wir zwei."

Nickel unterscheidet also vier Aspekte kindlicher Spieltätigkeit, den kognitiven, sozialen, kreativen und psychohygienischen Aspekt.

Diese vier Aspekte erscheinen in den drei Hauptkategorien von Spielen - motorischen, Konstruktions- und Rollenspielen - in unterschiedlichem Maße.

Motorische Spiele

Die Situation für die motorische Spiele ist durch körperliche Vitalität und ein hohes Maß an sozialen Kontakten definiert. Indem die Kinder z.B. Fertigkeiten auf Rollschuhen oder Fahrrädern einüben, stellen sie sich dar, wenden sie sich nach außen. Von dorther kommt auch die Bestätigung oder der Anreiz, noch mehr an Geschicklichkeit oder Mut einzusetzen. So bekommen diese motorischen Spiele, die einen relativ breiten Raum im Tätigkeitenspektrum der Kinder einnehmen, durch das ständige feedback von Freunden und Nachbarn eine wichtige soziale Dimension.

Als wesentlich ist ein genügendes Maß an Bewegungsmöglichkeiten für Kinder auch im Hinblick auf seine kinästhetische Stimulation anzusehen. Es konnte nachgewiesen werden, daß eine Restriktion des Bewegungsdranges mit einer Restriktion genereller Aktivität einhergeht. (Vgl. LEHR, 1973, S.9 f.).

Konstruktionsspiele

Folgende Unterhaltung mit zwei Zehnjährigen gibt Aufschluß über einige Elemente im Spielverhalten der Kinder:

"Sagt mal, ihr habt doch so ein Erdloch, nicht? Wie habt ihr denn das Loch gemacht?"

"Mit meinem Spaten. Mit zwei Mann."

"Und wie lange habt ihr daran gearbeitet?"

"Einen halben Tag. Das Dach hab ich gemacht. Mit so einem Eisengitter. Das hat jemand abgebrochen vom Bunker. Das haben wir dahin geschleppt, und dann haben wir es darübergelegt, dann noch eine alte Zeltplane darübergetan und Sand draufgeschüttet."

"Und das hält?"

"Ja, das hat gehalten."

"Und jetzt bei dem schlechten Wetter habt ihr das fertiggemacht?"

"Ja."

Es wird deutlich:

- Das Spiel braucht keine vorgefertigten Elemente.
  Die Kinder benutzen, was vorhanden ist: Erde und Material, das sie organisieren.
- Das Loch wird *nicht allein* , sondern zu zweit gegraben.

Anscheinend abwechselnd, da nur von einem Spaten die Rede ist.
- Das Spiel ist augenscheinlich *einem beobachteten Arbeitsvorgang nachempfunden.*
- Es handelt sich nicht um einen kurz angefangenen und dann wieder abgebrochenen Vorgang, sondern um eine *ausgedehnte Spielhandlung*, die sich über einen halben Tag erstreckt.
- Auch das *Endprodukt* ist nicht kurzlebig, sondern *von gewisser Dauer.* "Ja, das hat gehalten."

Die Kinder benutzen zum Spielen, Konstruieren - wie ihre Väter und Nachbarn - im wesentlichen Material, das sie im Freien vorfinden. Statt mit Lego, Plastikant und teuren Technikkästen bauen sie mit Holz, Draht, Lehm und Steinen. Aus alten Rädern und Kinderwagengestellen werden Seifenkisten gebastelt.



Wo man viel vorfindet, braucht man kein Konsumspielzeug.

Im Herbst machen die Jungen aus Weidenruten Pfeil und Bogen. Auch Drachen werden von Schulkindern selbst gebaut. Besonders beliebt ist das Budenbauen:

"Im Budenbauen, da sind wir Spezialisten. Im Wald haben wir auch noch fünf Stück, im Gebüsch da. Hier haben wir zwei."

In diesen Buden wird später oft wochenlang gespielt. Das Bauen ist also vielfach eingebunden in eine Spielidee, die von einer Gruppe von Kindern über einen längeren Zeitraum verfolgt wird. Damit führt es nicht nur zum Erwerb kreativer Fähigkeiten, sondern gleichermaßen zum Erwerb sozialer Kompetenzen.

Rollenspiele

Rollenspiele, die Spielart, die am komplexesten soziales Lernen vermittelt, sind in besonderem Maße an räumliche Voraussetzungen gebunden. In großen, sterilen Räumen ohne Abgrenzungen und Nischen fehlen die entsprechenden Kulissen. Die Kleinteiligkeit und Vielgestaltigkeit des Freiraums der Siedlung Eisenheim kommt mit ihren verschiedenartigsten Szenerien dem Entstehen von Rollenspielen entgegen.



Kinder spielen Theater. Voraussetzungen: Raum, Treffmöglichkeiten, Requisiten.

Außerdem ist es gerade für diese Spielform notwendig, viele Dinge des täglichen Gebrauchs zur Hand zu haben: Decken, Töpfe, Stühle, Verkleidungssachen.

Solcherlei Dinge aus der ebenerdigen Wohnung in den Hof zu holen, ist problemlos und wird von den Eltern in der Regel auch erlaubt. Sie aus dem zehnten Stock eines Hochhauses aus im Fahrstuhl zu befördern, wird zum Problem, das in den allermeisten Fällen dadurch gelöst wird, daß die Spielidee wegen mangelnder Realisationsmöglichkeit aufgegeben wird.

In Eisenheim dagegen ist zu beobachten, daß auch ältere Kinder (10-12jährige) oft zwischen Wohnung und Freiraum hin- und herpendeln und sich Requisiten, die sie zum Spiel benötigen, ins Freie holen. Auffallend ist, daß sie sich nicht auf die verbreiteten Cowboy- und Indianerspiele beschränken, sondern auch Theaterspiel, Familie u.a. einbeziehen.

Die meisten Eltern halten entsprechende Utensilien bereit, so daß das Umherlaufen ganzer Kindergruppen in langen Kleidern und Hüten kein ungewöhnlicher Anblick ist.

Spiel ist insofern als wichtig für soziales Lernen anzusehen, als in ihm ständig Kooperationssituationen entstehen. Das bedeutet, daß Erwartungen an das Verhalten des Kindes gestellt werden, die auf Kooperation zielen, da andernfalls das gewünschte Spiel nicht zustandekäme bzw. abgebrochen werden müßte.

Durch gemeinsames Spielen stehen Kindern eigene, spezifische Kommunikationsformen zur Verfügung. Diese sind aber nicht abgetrennt von der Erwachsenenwelt. Viele Überschneidungen machen Spielsituationen zu Realsituationen.

4 Die Bedeutung verschiedener Primärgruppen für die Sozialisation der Kinder

4.1 Sozialisation in Richtung Öffentlichkeit

Es besteht weitgehend Konsens darüber, daß die Familie in unserer Gesellschaft Bedingungen bietet, die für die Sozialisation der Kinder von besonderer Funktionalität sind. *Neidhardt* führt diese auf folgende Faktoren eines familiären Kommunikationsmilieus zurück:

- Eine relativ *hohe Kommunikationsdichte*, welche sensorische und soziale Stimulation gewährleistet,
- *Konsistenz* im Belohnungs- und Strafverhalten, die gewährleistet ist durch einen gewissen Grundkonsens der Eltern bezüglich wichtiger Normen und Wertorientierungen,
- *Stabilität* durch die Eltern als "Dauerpflegepersonen" und "feste Bezugspersonen",

- *Wärme* durch liebevolle Zuwendung der Eltern zu "ihrem" Kind (NEIDHARDT, 1970, S.149 f.).

Diese Faktoren sind insbesondere wichtig für die ersten zwei bis drei Lebensjahre. Dann aber können sie bei ausschließlicher oder zu starker Binnenorientierung innerhalb der Kleinfamilie zu Phänomenen wie Familismus und "Rückzug ins Private" führen (19).
Im Zweiten Familienbericht 1975 heißt es z.B.:

"Es fällt eine allgemeine Tendenz zur gesellschaftlichen Isolation von Familien auf, insbesondere ein Mangel ihrer Partizipation an öffentlichen Angelegenheiten. Dies schließt Probleme des Familismus, der Fixierung auf private Orientierungen und der Abkapselung von einer scheinbar feindlichen Umwelt ein, was negative Sozialisationskonsequenzen für die Kinder zeitigt." (BERICHT ..., 1975, S.134).

Es ist zu vermuten, daß gerade die Faktoren, die ausschlaggebend für eine gelungene erste Phase innerhalb der Sozialisation sind, bei nicht rechtzeitiger Öffnung nach außen weitgehend für die oben beschriebenen Tendenzen verantwortlich zu machen sind.

- Für ein der Kleinkindphase entwachsenes Kind *kann die Kommunikationsdichte innerhalb der Familie auch ein zu hohes Maß annehmen.* Insbesondere in engen Wohnverhältnissen kommt es leicht zu gegenseitiger Bedrängung einzelner Familienmitglieder. Das ist um so mehr der Fall, je ungeeigneter die unmittelbare Wohnumwelt für den Aufenthalt der Kinder ist. In Hochhausbereichen sind die Kinder - das wies HERLYN nach - mehr als in anderen Wohnformen auf den Aufenthalt innerhalb der Wohnung angewiesen.
- Eine zu enge und *zu lange anhaltende Bindung an die "Dauerpflegepersonen"* kann eine Fixierung auf die Bezugspersonen Vater und Mutter (häufig sogar nur die Mutter) mit sich führen. Folgen sind *Dependenzerscheinungen,* die durch mangelnde oder nicht rechtzeitige Ablösungsprozesse eine schwache Ich-Ausbildung des Kindes bewirken. Die zunächst "notwendige und positive Abhängigkeit von der Mutter in den ersten zwei Jahren muß in den folgenden Jahren umstrukturiert und gemindert werden; wird dieser Prozeß gehemmt, so bleibt das Kind abhängig und unselbständig, die Dependenz wird nun negativ bewertet." (SOZIALISATION UND KOMPENSATORISCHE ERZIEHUNG, 1969, S.116).

19 Auch NEIDHARDT wiest darauf hin, daß die besondere Stärke der familialen Sozialisation in der Babyphase liegt.

- Genauso kann *zuviel "Wärme"* innerhalb der Familie in *"overprotection"* (20) verkehrt werden, welche sich hemmend auf die Selbständigkeitsentwicklung des Kindes auswirkt.

Unter diesen Aspekten soll nun die Kommunikation der Eisenheimer Kinder innerhalb der Familie betrachtet werden.

- Die Gefahr negativer Auswirkungen einer zu hohen Kommunikationsdichte innerhalb der Familie ist aus mehreren Gründen nicht gegeben.
  Ein großer Teil der Familienkommunikation spielt sich in der Öffentlichkeit der Siedlung ab. Die Familie ist aufgrund der pro-kommunikativen Räume *nicht gänzlich auf die Innenräume der Wohnung verwiesen.* Dadurch erhält ein Teil der Familienkommunikation eine öffentliche Dimension.
  Außerdem werden die Kommunikationsbedürfnisse der Kinder nicht ausschließlich innerhalb der Familie befriedigt, sondern von einer Reihe von Gruppen und Bezugspersonen im Nachbarschaftsbereich.
- Durch die erzieherischen Funktionen, die die Nachbarn übernehmen, lernt das Kind, sich auch auf die Verhaltenserwartungen anderer Bezugspersonen als die Eltern auszurichten. Da sie sich aufgrund gemeinsamer Schichtzugehörigkeit nur graduell unterscheiden, ist eine Desorientierung des Kindes nicht zu erwarten. Andererseits erfolgt aber eine *Ausweitung des Normen- und Verhaltensspektrums* der Kinder.
- Da die Kinder früh weitere Bezugspersonen in der Nahumgebung der Wohnung finden, ist eine Fixierung auf Mutter und Vater unwahrscheinlich. Dependenzerscheinungen in der oben beschriebenen Form sind so gut wie ausgeschlossen, da sich emotionale Zuwendung und soziale Anerkennung nicht auf die Kleinfamilie beschränken. Hinzu kommt, daß Kinder *Wahlmöglichkeiten* zwischen verschiedenen Personen haben, zu denen sie intensivere Beziehungen eingehen. Diese Wahlmöglichkeiten fallen innerhalb von pädagogischen Einrichtungen wie Kindergarten, Kinderhort, Schule weitgehend fort.
- Die Kommunikation innerhalb der Familie ist zwar als warm zu bezeichnen, diese Wärme unterliegt aber nicht der Gefahr, zu "overprotection" deformiert zu werden. Die Beziehungen der Eltern kleinen Kindern

20 Unter "Overprotection" wird eine überängstliche Besorgtheit, besonders bei Müttern, verstanden.

gegenüber sind als herzlich, die zu größeren eher als nüchtern und sachlich zu bezeichnen.

Die Sozialisationseinflüsse der Kleinfamilie erhalten folglich eine wesentliche Ergänzung durch weitere Primärgruppen. Kinder lernen es von früh auf, sich als Mitglieder nicht nur einer, sondern mehrerer sozialer Gruppen zu sehen und zu verstehen. Personen der übrigen Altersstufen spielen dabei insofern eine wichtige Rolle, als sie - neben den Kindern der peer-group - "Beziehungspartner" sind, durch die "Verhaltenserwartungen und Verhaltenskontrollen" an die Kinder herangetragen werden.

Die innerhalb einer Familie begrenzte Zahl an Normen und Werten wird durch die Konfrontation des Kindes mit weiteren Primärgruppen erweitert.
Die Normen von Familie und peer-group sind dabei häufig konkurrierende Normen.
Der in der Familie geschätzte Wert Ordnung beispielsweise muß für die Kommunikation der Kinder untereinander keine Bedeutung haben, ist oft sogar ausgesprochen hinderlich. Das zwingt zur Auseinandersetzung und letztlich zur flexiblen sach- und situationsspezifischen Einschätzung von Werten.
Ist Ordnung für das häusliche Leben ein erleichterndes Organisationsprinzip, so kann sie für kreatives Spiel erdrückend sein. Und: Ist Gehorsam für die Abwicklung bestimmter Tagesabläufe innerhalb der Familie unumgänglich, so erweist er sich dagegen für die Kommunikation der Kinder untereinander als nicht relevant.
Die Spielgruppe ist funktional für das Einüben von Selbstbestimmung und Mitbestimmung.

Die Verhaltenserwartungen, die durch die Nachbarn an die Kinder herangetragen werden, sind überwiegend komplementär zu denen der Familie, d.h. sie wirken ergänzend, kaum konkurrierend wie die der peer-groups.

Der Frage, inwieweit verschiedene Primärgruppen im Wohnbereich Bezugsgruppen für die Kinder darstellen, an denen sie sich orientieren, muß weiter nachgegangen werden.

In Anlehnung an die sogenannte Bezugsgruppentheorie von MERTON lassen sich zwei Kategorien von Bezugsgruppen unterscheiden:

(1) *Positive Bezugsgruppen*
"Gruppen, die man sich zum Verhaltensvorbild nimmt, weil man in sie aufgenommen zu werden wünscht."

(2) *Negative Bezugsgruppen*
"Gruppen, die einem nicht als Orientierungsmaß-

stab dienen, weil man nichts mit ihnen gemein haben möchte." (MARKEFKA, 1974, S.8).

Im Laufe der Sozialisation finden Umorientierungsprozesse statt: Einerseits stellen die Gruppen, die von Personen anderer Altersstufen innerhalb der Siedlung gebildet werden, für das Kind positive Bezugsgruppen dar. Bis zu einem gewissen Grad können Kinder - aufgrund gleicher Schichtzugehörigkeit, gleicher Umweltbedingungen im Wohnbereich, vieler gleicher Erfahrungen durch gemeinsame Interaktionen - ein Wir-Gefühl entwickeln, das ihnen eine Orientierung an den Normen dieser Gruppen erlaubt.

Andererseits ist durchaus denkbar, daß Kinder - in bestimmten Altersperioden - beispielsweise die Gruppen von Jugendlichen nicht mehr als positive, sondern als negative Bezugsgruppen empfinden.
So kann z.B. für ein sechsjähriges Kind eine Jugendgruppe eine negative Bezugsgruppe darstellen, insofern deren spezifische Normen und Verhaltensweisen sich derart von den eigenen unterscheiden, daß das Kind sie in keiner Weise als Orientierungsmaßstab für das eigene Verhalten empfindet. Anders kann das beim gleichen Kind im Alter von zwölf oder dreizehn Jahren aussehen. Zu diesem Zeitpunkt ist es möglicherweise gerade eine Jugendlichengruppe, die für dieses Kind zur positiven Bezugsgruppe wird, insofern es ihr noch nicht angehört, aber bereits beginnt, sich an ihren Verhaltensweisen und Normen zu orientieren. Es setzt ein Prozeß ein, in dem es gerade die Werte und Standards dieser, seiner eigenen Altersstufe am nächsten stehenden Bezugsgruppe als vergleichenden Bezugsrahmen für die eigene Selbsteinschätzung ansieht. Nach Abschluß dieses Prozesses der Umorientierung kann eine ehemals negative schließlich zur positiven Bezugsgruppe werden.

Wichtig ist, daß das Kind durch die Anwesenheit vieler Gruppen im Nahumfeld der Wohnung und damit im unmittelbaren Sozialisationsbereich die Möglichkeit hat, sich einerseits von Gruppen, denen es aufgrund seines Alters entwächst, zu emanzipieren und gleichzeitig neue zu finden, in denen seine veränderten Interessen besser realisiert werden können.

Da der "Sozialisationsprozeß ... - gewollt und ungewollt - Richtung, Auswahl und Wert sozialer Zugehörigkeiten und Beziehungen" (MARKEFKA, 1974, S.6) bestimmt, darf vermutet werden, daß durch frühe intensive Zugehörigkeit zu einer Reihe von Gruppen die "soziale Ausdehnungsfähigkeit" des Menschen erheblich

vorstrukturiert wird.

Während die Situation der Familie im 2.Familienbericht mit "mangelnder Umweltoffenheit", "Rückzug ins Private" und "sozialer Isolation" (BERICHT... 1975, S.105) charakterisiert wird, findet in der Arbeitersiedlung durch die Erziehungsarbeit vieler Bezugspersonen eine Sozialisation in Richtung Öffentlichkeit statt.

Durch ein beziehungsloses Nebeneinander von Privatheit und Öffentlichkeit in isolierenden Wohnformen entstehen dagegen Rückzugstendenzen bei den Heranwachsenden, aufgrunddessen Gesellschaft und Öffnung über den privaten Bereich hinaus für sie angstbesetzt, sogar "unheimlich und sinnlos" erscheint.

"Eine geordnete oder ordnende Gemeinschaft gibt es für sie nicht. Alles, was jenseits der Kleinstgruppe geschieht, ist abstrakt und wirkt feindlich. Der Übergang von hier zur 'Gesellschaft' draußen ist unvermittelt und macht die Kleinstgruppe unglaubhaft und funktionslos, die Gesellschaft unheimlich und sinnlos." (VON HENTIG, 1976, S.38).

In Eisenheim konnte gezeigt werden, daß keine Grenze zwischen Familie und Umwelt in dem Sinne existiert, daß sie dem Kind die Erfahrung vermitteln würde, daß sich jenseits der Gruppe Familie eine fremde Welt befindet. Das Kommunikationsnetz, das sich durch häufige Interaktionen mit Personen außerhalb der Kleinfamilie ergibt, öffnet die Erwartungen von früh auf in Richtung auf eine Vielzahl von sozialen Beziehungen.

4.2 Emotionale und soziale Kompetenzen

Was lernen die Kinder in der Arbeitersiedlung durch ihre Teilnahme an den verschiedensten Kommunikationsformen?

Spontane Kommunikation, deren Formen und Muster Kinder im Nachbarbereich beobachten und selbst erproben, fördert das schnelle und direkte Aufeinanderzugehen. Kinder lernen es, sich auf andere Personen einzustellen, sie - ohne lange zu zögern - direkt anzusprechen, sie um etwas zu bitten, sie zu fragen, ihnen zuzusehen, ihnen etwas mitzuteilen.

Gezielte Kommunikation zeigt sich in Form spezifischer Hilfsbereitschaft, Leihen, Besuche machen u.a. Kinder lernen, sich mit anderen zu identifizieren, mit ihnen zu kooperieren. Sie lernen, Solidarität von der Familie auf weitere Bezugsgruppen zu übertragen.

Kollektive Kommunikation bedeutet Kommunikation, die über persönliche, z.B. bekanntschaftliche und freund-

schaftliche Formen hinaus sich auf übergreifende Ziele richtet. Diese Ziele werden *öffentliche* genannt, insofern sie über den Rahmen privater Interessen hinausgehen. Es ist zu vermuten, daß Kinder durch Beobachtung und durch Teilnahme kollektiver Kommunikation eine Sozialisation in Richtung gesellschaftlich relevanter Fähigkeiten erfahren.

Diese Arbeit beschäftigte sich mit der Sozialisation außerhalb der pädagogischen Einrichtung Schule. Welche Konsequenzen die Ergebnisse für die Sozialisation in der Schule, für den Schulerfolg der Kinder haben, bzw. welche Forderungen daraus an diese abgeleitet werden können, kann nur in einer eigenen Untersuchung beantwortet werden. Einen Anhaltspunkt für diese Untersuchung geben folgende Überlegungen.

Die Familienberichtskommission bezeichnete aufgrund von "allgemeinen kulturellen Werten unserer Gesellschaft, vornehmlich aus den im Grundgesetz bezeichneten Qualitäten von Grundrechten" folgende Sozialisationsziele als vorrangig (BERICHT..., 1975, S.13):

(a) Selbstsicherheit
(b) Gewissensbildung
(c) intellektuelle Fähigkeiten
(d) Leistungsmotivation
(e) Empathie und Solidarität
(f) "produktive" Konfliktbewältigung.

Vergleicht man diese Ziele mit den oben aufgezeigten Beobachtungen und Überlegungen der Sozialisation in der Arbeitersiedlung, so kann festgestellt werden:

Die Sozialisation zielt stark auf soziale Kompetenzen (Empathie und Solidarität, "produktive" Konfliktbewältigung) und auf Selbstsicherheit. Die Ausbildung von intellektuellen Fähigkeiten und von Leistungsmotivation scheint durch die beschriebene Sozialisation nicht in besonderem Maße gefördert zu werden.

Es kann aber nicht darum gehen - und die Gefahr besteht in unsern Schulen - das eine durch das andere zu ersetzen. Fundament jeden Lernens - auch des kognitiven - ist "die Entwicklung des emotionalen und sozialen Unterbaus" (NEGT, 1978, S.87).

"Für Kinder im Grundschulalter sind Leistungen, die in der Entfaltung ihrer sozialen und emotionalen Fähigkeiten bestehen, häufig nicht nur wichtiger für die Entwicklung ihrer Persönlichkeit, sondern auch, wenn schon meßbare Quantitäten ins Feld geführt werden, größer als das, was unter rein kognitiven Operationen zu verstehen ist: Ohne die Entwicklung des emotionalen und sozialen Unterbaus der Kinder, ohne Lösung von Beziehungs-

problemen, der Schwierigkeiten ihres Objektbezugs und ohne Sicherung einer gewissen Identitätsbildung werden oft derart viele Energien von kognitiven Leistungen absorbiert, anderswo gebunden, daß ganz äußerliche Trainingsmühe und ununterbrochene disziplinierende Interventionen ersetzen müssen, was an libidinöser Kraft des kognitiven Neugierdeverhaltens fehlt" (NEGT, 1978, S.87).

Jeder Lehrer kennt diese Schwierigkeiten. Es ist zu befürchten, daß immer mehr Kinder in ein pädagogisches Vakuum geraten, wenn die Umwelt als Erfahrungsquelle und Lernfeld weiter reduziert wird und dadurch die Lücke zwischen den Erfahrungen in der Familie auf der einen und denen der Schule auf der anderen Seite ständig größer wird.

Kapitel 9
Produktion von Lebenszusammenhang

"In den Stadtvierteln der Großstädte des 19. Jahrhunderts gab es - ganz im Gegensatz zu heute - gemeinschaftlich erlebte Kommunikationsformen, die die Herstellung eines produktionsorientierten gesellschaftlichen Bewußtseins ausbilden halfen. Es gab eine Form des Straßenlebens, des direkten Kontakts der Bewohner dieser Viertel, die nicht durch die Trennung des Arbeitsbereiches vom Wohnviertel, der Trennung der Familie untereinander, der Aufhebung der ursprünglichen Einheit von Produktion und Konsumtion zerschlagen wurde" (SÜLZER, 1975, S.613).

In der Zerstörung von Lebenszusammenhängen sieht LEFEBVRE (1972) Hauptkennzeichen einer zunehmenden "Pauperisierung des Alltags". Zerstörung von Lebenszusammenhängen heißt Vereinzelung, Isolierung, Fragmentierung.

"Diese Fragmentierung ist Ausdruck eines umfassenden lang andauernden Prozesses in der euro-amerikanischen Zivilisation. ...aus lebensvollen Beziehungsgeflechten werden eindimensionale abgetrennte Lebenssektoren." (GRONEMEYER, 1977, S.53).

Formen von Desintegration, von Aufspaltung in Einzelfunktionen begegnen uns in der Trennung von Arbeit und Wohnen, von Arbeit und Freizeit. Konkret erfahrbar wird das täglich dadurch, daß Angebote in der Stadt sich weniger an die Gesamtperson als an Träger von Teilrollen richten: an den Arbeitnehmer, an den Käufer, an den Verkehrsteilnehmer. Durch solche eindeutige Funktionszuschreibungen wird das Spektrum von kommunikativen Handlungen verdünnt und auf partikulare Funktionen reduziert.

Die Übernahme vieler, auf die ganze Person gerichteter Funktionen, die früher von Großfamilie und Nachbarschaft geleistet wurde, wurde auf eine kleine Gruppe, die Familie, übertragen, die damit hoffnungslos überfordert ist.

"Der traditionelle Lebenszusammenhang zerfällt und mit ihm der an Gebrauchswerteigenschaften und Bedürfnisbefriedigung orientierte Objektbezug" (LEITHÄUSER/VOLMERG, 1977, S.19).

Gibt es Gegentendenzen?
Wie zeigt sich Lebenszusammenhang in der Arbeitersiedlung?

In Eisenheim kann man beobachten, daß unter spezifischen Bedingungen die "Widerständigkeit" der Menschen gegen die Zerstückelung ihres Lebens wachgehalten wird. Man kann auch ablesen, daß die Beschränkung von Produktion auf den industriellen Arbeitsbereich eine Trennung ist, die der Arbeiter nur erzwungenermaßen hinnimmt. Wenn die Umweltbedingungen es zulassen, ist er auch "nach der Schicht" noch produktiv.
Er ist dies in zweifacher Hinsicht:

- *Arbeit* wird in vielfacher Weise *als materieller Prozeß* in die Siedlung eingebracht.
  Die handwerklich-technischen Erfahrungen, die im Arbeitsprozeß angeeignet wurden, werden im Reproduktionsbereich in selbstbestimmter Weise eingesetzt. Produkte sind eigene Architekturen: Anbauten, Lauben, Volieren, Umbau von Waschhäusern zu Gemeinschaftshäusern u.a.
  Selbstbestimmte materielle Produktion beruht auf besonderen Qualifikationen: auf handwerklich-kreativ einsetzbarem Arbeitswissen und auf kollektiv gemachten Erfahrungen und kollektiv einsetzbaren Fähigkeiten.
- Neben dieser materiellen Produktion erfolgt Produktion im umfassenderen Sinne *immaterielle Produktion von gesellschaftlich notwendiger Arbeit*: Produktion von
  - zwischenmenschlichen Beziehungen,
  - Sozialisationstätigkeiten,
  - alltagspraktischer Erfahrung
  - und von Lebenszusammenhängen.

(1) Die Produktion *zwischenmenschlicher Beziehungen* weist - in Parallele zu der Produktionsweise, die *Negt/Kluge* für eine gelingende Mutter-Kind-Beziehung annehmen - sowohl *vorindustrielle* als auch *vorpatriarchalische Züge* auf (NEGT/KLUGE, 1973, S.49/50).

Vorindustrielle Produktionsweise ist gekennzeichnet durch Bedürfnisbefriedigung durch *reale Gebrauchswerte* - im Gegensatz zur spätindustriellen Produktionsweise, die auf Tauschbeziehungen beruht.

Durch Produktionsformen im Wohnbereich, die auf Selbsthilfe beruhen, werden alternative, weil gebrauchswertorientierte Möglichkeiten realisiert, die noch nicht vom allgemeinen Warentausch bestimmt sind.

- Sie sind hilfreich bei der Bewältigung des Alltags.
- Sie entlasten die Haushaltsökonomie der Familien
- und helfen ökonomische Benachteiligung zu kompensieren.

Auf nachbarschaftliche Selbsthilfe zielende Lebensformen haben eine öffentliche Dimension, weil sie Privates einsehbar machen und die Organisation des Alltags mithilfe anderer vollziehen.
Arbeiteröffentlichkeit (21) bindet "Privates" und "Öffentliches" wieder zusammen. In der Nachbarschaft "nimmt die Öffentlichkeit selbst Formen der Intimität an" (HABERMAS, 1971, S.191).

Die Öffentlichkeit die von den Arbeitern in der Siedlung produziert wird, zeichnet sich aus durch ihren hohen Gebrauchswert für ihre spezifischen Interessen.

In den Umgangsformen sind *Reste von matriarchalischen Produktionsweisen* enthalten. Patriarchalische, spätkapitalistische Produktionsweise beruht auf Zweckrationalität und Effizienz, matriarchalische ist in erster Linie auf *Bedürfnisbefriedigung* gerichtet.
Bedürfnisorientierung zwischenmenschlicher Beziehungen meint: Orientierung an konkreten Personen und Dingen - und weniger an abstrakten Zusammenhängen. Was getan und geleistet wird, ist in erster Linie personen-orientiert. Man tut etwas konkreten Menschen zuliebe und nicht einer im Kopf ersonnenen Idee zuliebe.

21 *Negt/Kluge* unterscheiden "proletarische Öffentlichkeit" von "empirischer Arbeiteröffentlichkeit". "Proletarische Öffentlichkeit bezeichnet ...den jeweiligen Stand der Emanzipation der Arbeiterklasse" (NEGT/KLUGE 1973, S.66). Sie ist in der Arbeiteröffentlichkeit, die zugleich bürgerliche Strukturen hat, als Klassenbewußtsein prozeßhaft wirksam.

Roland Günter unterscheidet in Eisenheim "zwei Ebenen der Arbeiter-Öffentlichkeit: die informelle und die formelle. Die informelle Öffentlichkeit besitzt ein politisch latentes Potential. Mit der formellen Öffentlichkeit wird es zu organisiertem Handeln intensiviert." (1978, S.157). "Die informelle Arbeiter-Öffentlichkeit bildet spezifische Formen des Austauschs zwischen Menschen, wie z.B. die Nachbarschaftshilfe, einen gewissen Tauschhandel und anderes. Darauf kann die formelle Arbeiter-Öffentlichkeit aufbauen - sie kann dies weiterentwickeln" (1978, S.150).

Die vorliegende Untersuchung beschäftigte sich mit dem "Leben in Eisenheim" und nur andeutungsweise mit "Eisenheim als Aktion". Beschrieben wurde also die informelle Arbeiter-Öffentlichkeit.

Einen Hinweis auf den Zusammenhang zwischen informeller und formeller Arbeiter-Öffentlichkeit gibt die Begründung der "Kulturpolitischen Gesellschaft e.V." bei der Verleihung ihres Preises 1978 an Eisenheim: "als Beispiel für gesellschaftliche Innovation".

Bedürfnisorientiertes Verhalten setzt die Fähigkeit zu expressivem Verhalten voraus, d.h. die Fähigkeit, auf die ganze Person mit ihren sozialen und emotionalen Bedürfnissen einzugehen.

Menschen, die in engen Beziehungsgeflechten stehen, nehmen sich als Person ernst, helfen sich in Notzeiten und freuen sich gemeinsam in "glücklichen Zeiten". Kooperation und Solidarität bedeutet gegenseitige Verpflichtung, die ihren Ausdruck findet in konkreten Hilfeleistungen.

Die Anerkennung in der Gruppe ist wichtiger als alles andere. Diese Gruppen-Orientierung kann nur von bürgerlichem Individualismus als Abhängigkeit von der Gruppe interpretiert werden. Von den Bewohnern der Siedlung wird realistisch das anerkannt, was für jeden Menschen gilt: Ich-Identität ist nicht losgelöst von der Gruppe zu sehen.

(2) Eine weitere Form immaterieller Produktion ist die Bildung von *"alltagspraktischer Erfahrung"*.

Leithäuser und *Volmerg* legen dar, daß in der derzeitigen Phase der Vergesellschaftung zwei Bewußtseinsmodi hervorgebracht werden:

1. Ein *alltagspraktisch gebildetes Bewußtsein*, das aufgrund von Erfahrungen in primären Gruppen (Familie, peer-groups, Nachbarschaft) gebildet wird.
2. Ein *quasi industriell vorgefertigtes Bewußtsein*, das durch Massenmedien vermittelt wird. (LEITHÄUSER/VOLMERG, 1977, S.19).

Geht man davon aus, daß in der "zweiten Stufe der Vergesellschaftung" (LEITHÄUSER, 1977) das Alltagsbewußtsein - durch isolierende Wohnformen und immer stärker werdende Einflüsse von Massenmedien - kaum Chancen wirklicher Erfahrungszunahme hat, so kann man in der Arbeitersiedlung beobachten, daß diese Tendenz zumindest partiell durchbrochen ist. Durch zahlreiche face-to-face-Kontakte und ein dichtes Beziehungsgefüge bestehen Chancen für die Entwicklung eines "alltagspraktischen, erfahrungsgebundenen Bewußtseins".

Selbstverständlich bleiben auch die Eisenheimer nicht unbeeinflußt von Massenmedien. Es kommt jedoch entscheidend darauf an, *wie* die überall frei Haus gelieferten "industriell vorgefertigten Bewußtseinselemente" verarbeitet werden können: ob sie eher kompensatorisch bestimmte Bedürfnisse erfüllen (z.B. Liebes- und Kommunikationsbedürfnisse) *oder* ob sie durch "Thematisierung", d.h. durch Verarbeiten mittels Verbalisierung, in das alltagspraktisch gebildete Bewußtsein

hineingenommen werden.
Das Leben in der Arbeitersiedlung schwächt die Beeinflussungsmöglichkeiten der Fernsehsituation ab. Sekundärerfahrungen, d.h. über Medien wie Buch, Zeitung und vor allem Fernsehen vermittelte Erfahrungen, haben dort, wo die Möglichkeiten bestehen, intensive Primärerfahrungen zu machen, die Funktion, diese zu ergänzen, statt sie - kompensatorisch - zu ersetzen.

"Nur Vorgänge der unmittelbaren, praktischen Erfahrung ermöglichen einen qualifizierten Realitätsbezug. Also kann sich kommunikatives Handeln sinnvoll nur aus Anlaß gemeinsamer Sachbewältigung entwickeln - als ein durch Festlegungen der Umwelt provozierter Erfahrungsaustausch. Die neuen Konzeptionen der Städte sind daran zu messen, inwieweit in ihnen weiterführende kommunikative und kooperative Ansatzpunkte enthalten sind. ... Mehr Geschäftigkeit hebt blockierte Erfahrung nicht auf" (BECKER/KEIM, 1974, S.61).

(3) Eine dritte Form immaterieller Produktion ist die Übernahme von *Sozialisationstätigkeiten*.
Fragmentierung des Lebens heißt auch: Abspaltung von Erziehungs- und Beratungsaufgaben aus dem Lebenszusammenhang und deren immer weitergehende Verbannung in Institutionen.
Es ist aber zu problematisieren, ob die bestehenden Institutionen oder vielleicht Institutionen überhaupt bestimmte Sozialisationsaufgaben leisten können. Wie verändert sich die Qualität der Erfahrung, wenn sie anstelle von Primärgruppen in immer größerem Umfang von sekundären Systemen vermittelt wird?
Berger und *Luckmann* sehen die Andersartigkeit vor allem darin: im Vergleich zur Sozialisation in Primärgruppen, die Ganzheitlichkeit und Zusammenhänge schafft, repräsentieren Institutionen immer nur partielle Wirklichkeiten mit besonderen kognitiven, normativen und affektiven Gehalten. (BERGER/LUCKMANN, 1969).
Außerdem liegen ihnen völlig andere psychische Mechanismen zugrunde. Der Hauptunterschied scheint dabei im Prozeß der Identifikation zu bestehen, der für den Aufbau der Persönlichkeit von zentraler Bedeutung ist. Mangelnde Identifikationsmöglichkeiten in großen unübersichtlichen Strukturen rufen Angsterscheinungen und Orientierungsschwierigkeiten hervor, die zu einer Schwächung des Ichs führen, das sich in der Konfrontation mit seiner Umwelt strukturiert.
Weite Bereiche der menschlichen Erfahrung werden nicht von institutionellen Sozialisationsträgern er-

schlossen, sondern vom vorinstitutionellen Wohnumfeld. Über die Qualität dieser Sozialisation entscheiden die Möglichkeiten, face-to-face-Beziehungen aufzubauen und dauerhaft zu halten.
Die Bezugspersonen vermitteln Vertrauen in Sachen und funktionelle Abläufe.

Wenn Kinder nur wenige dieser Vertrauensleute haben, so bleibt der Bereich der Abläufe, mit denen man vertrauensvoll umgeht, beschränkt.

Lehrer können sie nur bedingt ersetzen, weil ihre Tätigkeit begrenzt wird durch Spezialisierung, Zeitdauer und Klassengröße.
Das Wissen über funktionale Abläufe ist durch die Industrialisierung immer wichtiger geworden. Aber: ein Wissen, das nicht mehr über die Identifikation mit personalen Subjekten verläuft, kommt in Gefahr, auch in seiner Anwendung personenunabhängig zu werden und die Dimension sozialer Betroffenheit zu ignorieren. Es reduziert sich auf technologische Abläufe.

Durch die Übernahme von Sozialisationsaufgaben im unmittelbaren Lebenszusammenhang sind in Eisenheim Reste des von *Ariès* beschriebenen mittelalterlichen "ganzen Hauses" (ARIÈS, 1976) zu finden: Die Kinder sind nicht auf kinderspezifische Erfahrungsgettos angewiesen, sondern nehmen teil an Kommunikation und Produktionsformen der Erwachsenen.
Ihre "Kinderöffentlichkeit" ist eingebettet in die Öffentlichkeit der Erwachsenen.

EXKURS: Zur Qualität öffentlicher Leistungen

Es geht hier nun noch darum, dem Mißverständnis oder der Mißdeutung den Weg abzuschneiden, daß etwa die Eigenorganisation der Bewohner Leistungen der öffentlichen Hand weitgehend überflüssig machen würden. Solche Positionen werden in der BRD von mächtigen Interessengruppen vertreten, die an der Reduzierung ihres Steueraufkommens interessiert sind, teilweise auch daran, Leistungen der öffentlichen Hand zu vermarkten, d.h. an deren Stelle eigene Marktfelder zu erschließen.
Zunächst gibt es Bereiche öffentlicher Leistungen, die beim Entwicklungsstand u.a. der Technologie und Organisation unter keinen Umständen von einzelnen oder kleinen Gruppen übernommen werden können (z.B. technische Infrastruktur).
Daraus ist das Prinzip abzuleiten, daß die öffentliche Hand - nach sozialen Zielen - die Leistungen erbringen

muß, die *Rahmenbedingungen für die Selbsttätigkeit von kleinen Gruppen* sind.

Zweitens: Die Fehllenkung der öffentlichen Leistungen besteht - abgesehen von unsozialer Verteilung - im wesentlichen darin, daß sie Menschen "versorgt", statt sie instand zu setzen, sich selbst zu versorgen. Sie verhindert dadurch die Eigentätigkeit, die Eigenentwicklung. Die Versorgten werden zu Objekten der Verwaltung statt zu Trägern ihrer Gesellschaftlichkeit. Das trifft im wesentlichen für alle Institutionen zu: vom Kindergarten über die Schule bis zum Altersheim.

Die Fehllenkung der öffentlichen Leistungen wird forciert von mächtigen Interessen, weil sie Konsumentenstrukturen verstärkt und die Unmündigkeit großer Bevölkerungsgruppen noch zu einer Zeit zu zementieren verspricht, in der längst objektive Bedingungen für ihre Emanzipation vorliegen. Sie berufen sich dabei auf das "Interesse" der "Konsumenten" an "bequemer Versorgung". Abgesehen davon, daß es sich hier um einen Rechtfertigungsvorwand handelt, der vom eigenen Interesse ablenkt, kann man feststellen: Auch im "Konsumenten" selbst wächst der Widerspruch zwischen der kurzfristigen Annehmlichkeit der Versorgung einerseits - und andererseits seinem Unbehagen an Entmündigung, Ohnmacht, erzwungener Untätigkeit, sowie seiner selbst unter schlimmsten Bedingungen nicht zu erschütternden "Sehnsucht" nach Selbsttätigkeit.
Dieser Widerspruch artikuliert sich derzeit noch in sehr vagen Begriffen wie z.B. "Verbürokratisierung". Das Leben in Eisenheim zeigt die Bedürfnisse, die der "Sehnsucht" und dem Widerstand zugrundeliegen und macht die Anforderungen deutlich, die an die Qualität der öffentlichen Leistungen unter sozialen Gesichtspunkten der Mündigkeit der breiten Bevölkerung gestellt werden.

Gegenüber der "zweiten Stufe der Vergesellschaftung" sind die oben beschriebenen Produktionsweisen Ausdruck einer niedrigeren Stufe der Vergesellschaftung. Aber sie sind "den Mechanismen ihrer Umwelt absolut überlegen" (NEGT/KLUGE, 1973, S.50).

Roland Günter (1977, S.294) sieht die wichtigste Bedeutung der Arbeitersiedlungen in ihrer *"Katakombenfunktion: in ihnen überwintern "in dürftigen Zeiten" wichtige Voraussetzungen der Architektur für die Entwicklung von sozialen Qualitäten der Bewohner"*.

Es hieße die geschichtliche Dimension des Menschen verkennen, wenn man glaubt, neue Verhaltensweisen

würden erst in der Zukunft beginnen - beim "Punkt Null".

"Die Geschichte und die sie gestaltenden (d.h. in ihrem Verlauf gestalteten) Hoffnungen werden ... zu den ... utopisch-mahnenden Zeichen. Sie gemahnen an die in der bürgerlichen Ideologie enthaltenen Verheißungen. Zu deren 'Sprengsätzen' werden sie freilich erst dann, wenn eine fortschreitend operationale Praxis sie entziffert. Das gilt auch für die Architektur" (MÜLLER, 1977, S.180).

Die Geschichte der Arbeitersiedlung zeigt, daß zu unterscheiden ist zwischen den Absichten der Unternehmer und deren Resultaten. Die Arbeiter sollten durch Bindung ans Werk und Tätigkeiten in Haus und Garten unpolitisch werden (22). Es zeigt sich aber, daß gerade "Seßhaftigkeit" und "geringe Mobilität" in den zur Eigentätigkeit anregenden Werkssiedlungen feste soziale Bindungen zur Folge hatten - als Vorbedingungen für solidarisches Verhalten und proletarisches Selbstbewußtsein.

Dichte Beziehungsgeflechte im überschaubaren Lebensbereich erweisen sich als Grundlage für mehr Selbstorganisation. Selbstorganisation muß eingeübt werden,

22 In dem 1970 (vor den ersten Wohnungskämpfen im Ruhrgebiet) erschienen Aufsatz über Krupps Wohnungsplanung in Essen erlag *Roland Günter* noch dem weit verbreiteten Irrtum der Geschichtswissenschaften, die *Absichten* Krupps auch als die *Resultate* seines Wohnungsbaues einzuschätzen. Der Autor korrigierte sich später ausdrücklich, indem er in der 2. Auflage des Buches "Rettet Eisenheim" (PROJEKTGRUPPE, 1972, S.131) auf die Ambivalenz der Arbeitersiedlungen hinwies. Nach dem Erscheinen der 1.Auflage, die unmittelbar mit den Rettungsaktionen verknüpft war, hatte es breite Diskussionen darüber gegeben, ob die Arbeitersiedlungen lediglich ein Mittel zur verbesserten Ausbeutung von Lohnabhängigen gewesen seien. *Roland Günter* verwies darauf, daß es voluntaristisch sei, sich vorzustellen, es gäbe im Kapitalismus einen ausbeutungsfreien Bereich. Unter den historischen Bedingungen hatten die Arbeiter neben den Nachteilen - wie vor allem der Bindung an den Betrieb - wichtige Vorteile: sie konnten in gewisser Weise ihre eigenen Lebensformen entwickeln.
Erhard Lucas hat nachweisen können, daß für den spontanen Volksaufstand im Ruhrgebiet 1920 (Ruhrkampf) die Arbeitersiedlungen eine wichtige Rolle gespielt haben (LUCAS, 1973 und 1976).

wenn sie politische Dimension erhalten soll. Die Einübung erfolgt am leichtesten in der Alltagspraxis, wo die Verhältnisse bekannt und die Personen, mit denen man sich zusammentut, vertraut sind. Dies ist die Basis für weitergehende Selbstorganisationsformen. Gegenüber zunehmend zentralisierter Verfügung werden auf diese Weise Voraussetzungen für eine "demokratische politische Kultur" geschaffen:

"Partizipation in allen Lebensbereichen und die Überschaubarkeit eben dieser Lebensverhältnisse, die allein demokratische Kontrolle und selbstbestimmte Organisation des Alltags erlaubt." (GRONEMEYER/BAHR, 1977, S.9).

BAHR (1977, S.38) nennt "Wärme" eine Zentralkategorie einer neuen politischen Kultur. Diese "Wärme" kann sich aufgrund von Erfahrungen mit Menschen entfalten,

- die gleiche Schicksale und Interessen haben,
- die nicht abstrakt über andere verfügen, sondern ihr Leben mit ihnen teilen,
- die für alternative Handlungsmöglichkeiten in ihren Bereichen sorgen.

Diese Eigenorganisation mobilisiert vielfache Fähigkeiten: aktives Suchen und Eingreifen, Kooperation, Phantasiefähigkeit, Planen und gezieltes Zupacken, aber auch Anteilnahme am andern, Emotionalität und Solidarität - Gegenbilder zur Deformation des Alltags und zur "Kälte" großer politischer Strukturen.

Anhang
Auswahl und Verfahren der angewandten Methoden

1 Teilnehmende Beobachtung

Als Bewohnerin der Siedlung bot sich für mich die teilnehmende Beobachtung durch unmittelbare Teilhabe an den zu untersuchenden Lebenszusammenhängen geradezu an.
Diese Methode ist als sozialwissenschaftliches Instrumentarium nicht unumstritten. Die beiden Haupteinwände, die gegen sie erhoben werden, lauten: sie liefert keine objektiven und keine standardisierten Ergebnisse.

Eine legitime Stellung wird dieser Methode aber dort zugewiesen, wo es darum geht, Neuland zu betreten. So sieht *Renate Mayntz* in der Studie von *Whyte* über die Street Corner Society vor allem deren explorativen Wert (WHYTE, 1961, zuerst 1943). Neben dieser wesentlichen Stellung zu Beginn eines Forschungsprozesses kommt dieser Methode aber eine ebenso wichtige Bedeutung für deren Abschluß zu. Wenn man davon ausgeht, daß alle empirisch gewonnenen Daten einer Interpretation bedürfen und nur innerhalb eines theoretischen Bezugsrahmens Aussagewert haben, so spielt die Gewinnung eines situationsspezifischen Kategoriensystems für den Aussagewert der Daten eine entscheidende Rolle.

Zu meiner Teilnahme am Leben der Eisenheimer gehörte z.B.:

die Unterhaltung auf dem Wohnweg,
das Gespräch an der Ecke,
der Gang durch die Siedlung,
das Leihen und Verleihen von Gegenständen,
die Inanspruchnahme der Hilfe der Nachbarn
(z.B. beim Hof pflastern, Pergola bauen),
das Zurverfügungstellen von Hilfe meinerseits
(Ausfüllen der Lohnsteuerausgleichstabelle,
Aufsetzen von Schriftstücken),
das gemeinsame Sitzen in der Laube bei Kaffee oder Bier,
das Feiern von Festen (Silvester, Schlachtfest),
das Arbeiten im Garten,
Quartierratssitzungen,
Handarbeitsabend der Frauen.

Fragen, die ich stellte, entwickelten sich innerhalb einer natürlichen Situation. Verkrampfung und Fremdheit als Auswirkungen einer ritualisierten Interviewsituation fielen somit weg.

Die Gefahr einer Beschönigung und damit Verfälschung der Verhältnisse halte ich für gering:

(1) Es kann sich nicht eine ganze Siedlung über Wochen und Monate in ihrem Kommunikationsverhalten verstellen.

(2) In den Gesprächen, die weitaus eher natürlichen Gesprächssituationen entsprechen als es bei den Standard-Interviews der Fall ist, wurde immer darauf geachtet, sehr konkret zu fragen. Es dürfte sehr viel einfacher sein, eine allgemein gehaltene Frage, wie sie in Standard-Interviews üblich ist, im Sinne der Wünschbarkeit zu beantworten als eine konkrete, auf die auch sehr konkret mit Namensnennung und Details geantwortet werden muß.

Friedrichs und *Lüdtke* unterscheiden zwischen *standardisierter* und *offener Feldbeobachtung*. (FRIEDRICHS/LÜDTKE, 1973). Obwohl sie grundsätzlich die systematischen Qualitäten, die eine teilnehmende Beobachtung erhalten kann, wenn bestimmte Bedingungen des Messens respektiert werden, betonen, weisen sie doch darauf hin, daß beim derzeitigen Methodenstand die standardisierte teilnehmende Beobachtung nur für relativ geschlossene und einfach strukturierte Felder sinnvoll sei. Gemeindestudien werden aus diesem Grund ihrer Komplexheit wegen ausdrücklich ausgeschlossen.

In dieser Studie geht die Zahl der zu beobachtenden Menschen weit über die Zahl der sonst durch standardisierte teilnehmende Beobachtung erfaßten Gruppen hinaus. Ich entschied mich aus diesem Grund für eine teilnehmende Beobachtung als *offene Feldbeobachtung*.

Strukturiert wurde die Beobachtung insofern, als die Einzelbeobachtungen durch die Einbeziehung von lokalen und gesellschaftlichen Daten in übergreifende Zusammenhänge gebracht wurden.

2 „Raumbezogene Tätigkeitenkartierung"

Da die Hypothesen, die sich auf das kommunikative Verhalten im Freiraum beziehen, eine Relation zwischen räumlichen Bedingungen und kommunikativem Verhalten zum Inhalt haben, mußte eine Methode gefunden werden, mit deren Hilfe Interaktionsformen raumbezogen festgehalten werden können. Notwendig war ein *mikrostruktureller Ansatz*.

Die "raumbezogene Tätigkeitenkartierung" hat gegenüber der reinen Zahlenstatistik wichtige Vorteile:

- Der Zusammenhang zwischen der Tätigkeit und ihren Bedingungen (u.a. der baulichen Umgebung, welche die Tätigkeiten funktionell oder (und) psychologisch stimuliert) kann ermittelt werden.
- Man kann feststellen, welche spezifische Tätigkeit an welchem spezifischen Ort stattfindet und in welcher Weise sich eine spezifische Tätigkeit und ein spezifischer Ort wechselseitig bedingen.
- Und dies zusätzlich unter dem Gesichtspunkt der Zeit." (DELLEMANN u.a., 1973[2], S.67).

Die Methode hat den Vorteil, daß mit ihr
- *räumliche Elemente* (Baustruktur, Wegenetz)
- und *Tätigkeiten*

in synoptischer Darstellung anschaulich gemacht werden können.

2.1 Zum Verfahren

Auf vorgefertigten Skizzen der Werrastraße, in der die wesentlichen architektonischen Gegebenheiten (Häuser, Ställe, Wege) eingezeichnet waren, notierte ich zu bestimmten in einem Beobachtungsplan festgesetzten Zeiten die Tätigkeiten der im festgesetzten Raum beobachtbaren Personen.

Das Prinzip der Kartierung ist eine Momentaufnahme. Da diese bei einer ganzen Straße nur mittels Film zu leisten ist, griff ich zu einer Hilfslösung. Ich schritt innerhalb von zehn Minuten vom Anfang der Werrastraße bis zu deren Ende den Bereich langsam ab und notierte dabei jede Tätigkeit der Personen, die sich jeweils auf gleicher Höhe der Straße mit mir befanden.

Da ich jeweils nur das notierte, was unmittelbar zu meiner Rechten bzw. Linken passierte, hat jede Kartierung den Charakter einer Momentaufnahme. Was sich innerhalb der zehn Minuten hinter meinem Rücken in der Szenerie veränderte, wurde nicht festgehalten. Auf diese Weise bestand an jedem Punkt des Beobachtungsfeldes nur einmal innerhalb der zehn Minuten die Chance, eine Beobachtungseinheit zu notieren.
Die Kartierung der Tätigkeiten in dem beobachteten Raum geschah also in Form von sich hintereinander reihenden Momentaufnahmen. Ein technisch aufwendigeres, methodisch noch präziseres Verfahren würde in einem Festhalten von Interaktionen mit der Kamera und deren anschließende Übertragung in eine Skizze darstellen.

Da die Leute über die Beobachtung informiert waren, nach einigen Pretests ein Gewöhnungseffekt eintrat, ich außerdem wenig auffällig arbeitete, war eine Beeinflussung ihres Verhaltens durch die Beobachtung nicht zu erwarten.
Eventuelle Interaktionen mit dem Beobachter (z.B. Grüßen, Zurufe), die während der Kartierungen stattfanden, wurden nicht mit in die Daten aufgenommen.

Das Verfahren hat den Vorteil, daß die Beobachtungen unmittelbar, ohne verschlüsselt werden zu müssen, in den Plan eingetragen werden können. Dadurch werden Fehlbeurteilungen infolge Zeitdrucks oder falscher Kodierungen ausgeschlossen. Die Notierungen waren rein deskriptiv, d.h. es wurde nur beobachtbares Verhalten beschrieben. Jede evaluative Bemerkung (z.B. "Er war freundlich") wurde gemieden.

In die Kartierung gehen folgende Informationen bezüglich der *Interaktionsausprägung* ein:

1. *Kategorie: Einzeltätigkeit* Symbol.Darst.: ·

   Wer ist allein im Freiraum?
   Wo? (räumliche Fixierung)
   Wann? (zeitliche Fixierung)
   Was tut er? (Art der Tätigkeit, siehe Tätigkeitenspektrum)

2. *Kategorie: Interaktion* Symbol.Darst.: ·· oder ∴

   Wer kommuniziert mit wem?
   klassifiziert nach: a) *Altersstufen* b) *Geschlecht*

a) *Altersstufen*	b) *Geschlecht*
R = Rentner	K,J,E,R = männlich
E = Erwachsene	K,J,E,R = weiblich (mit Punkt darunter)
J = Jugendliche	c) *Anzahl* der Personen
K = Kinder	

   Wo? (räumliche Fixierung)
   Wann? (zeitliche Fixierung)
   Auf welche Weise? (Kommunikationsform, z.B. Gespräch, gemeinsames Arbeiten u.a.)

3. *Kategorie: beginnende Interaktion* Symbol.Darst.: · → ·

   Welche Person mit Einzeltätigkeit geht zum Zeitpunkt der Beobachtung eine Interaktion *mit wem* ein? (klassifiziert nach: s.o.)

   Wo? (räumliche Fixierung)
   Wann? (zeitliche Fixierung)
   Auf welche Weise? (Kommunikationsform)

4. *Kategorie: Interaktionskette* Symbol.Darst.: ·· → ···

   Welche bereits kommunizierende Personen gehen zum Zeitpunkt der Beobachtung eine erweiterte Interaktion ein? (klassifiziert nach: s.o.)

   Wo? (räumliche Fixierung)
   Wann? (zeitliche Fixierung)
   Auf welche Weise? (Kommunikationsform)

Durch die unverschlüsselte Notierung der *Tätigkeiten* ist gewährleistet, daß ein Höchstmaß an Informationen gespeichert wird. Auch nach Abschluß der Datensammlung ist es so u.U. noch möglich, bei einer neuen Fragestellung notwendige Informationen aus der Kartierung zu entnehmen.
Die Kategorisierung der verschiedenen Tätigkeiten erfolgte nach der Kartierung aufgrund der notierten Tätigkeiten in einem *Tätigkeitenspektrum*.

2.2 Beobachtungsfeld

Für die Kommunikationskartierung mußte das Beobachtungsfeld streng eingegrenzt werden. Es besteht ausschließlich aus dem Bereich um die Werrastraße.

Da innerhalb dieses Bereichs verschiedene räumliche Situationen interessierten, wurde er in drei Unterfelder aufgeteilt:
(1) *Zwischenbereiche*. Das sind die zwischen den Giebelfronten der Häuser sich befindenden Wege und Ziergärten.
(2) *Wohnwege*. Das sind die Wege, die jeweils hinter den Häusern - parallel zur Straße - verlaufen.
(3) *Straße*. Hier handelt es sich um den eigentlichen Straßenraum.

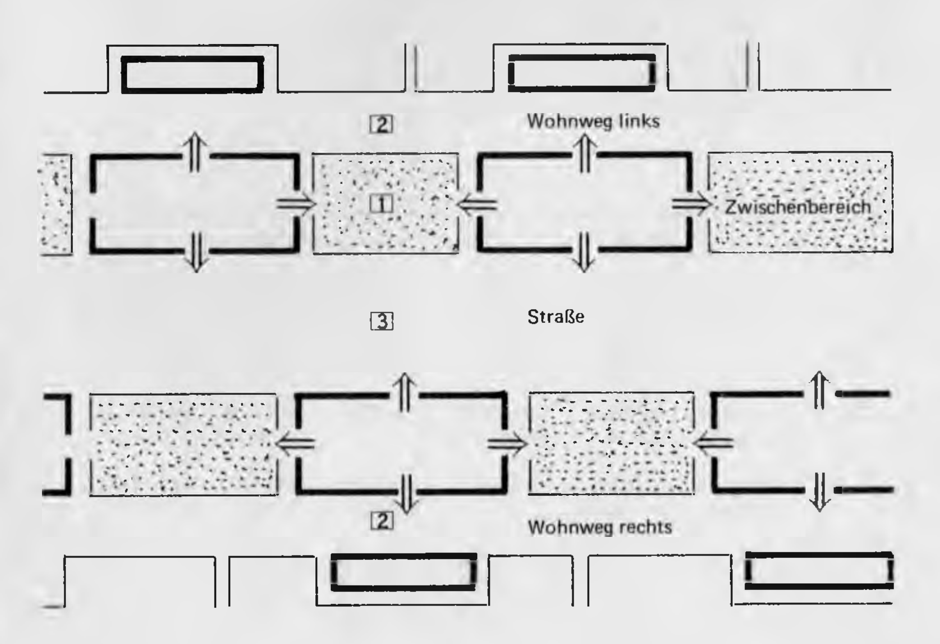


Abb. 11: Beobachtungsfeld

2.3 Beobachtungseinheit

Unter einer Beobachtungseinheit innerhalb eines Beobachtungsverfahrens wird die kleinste sichtbare Einheit verstanden, die gemessen wird. In dieser Untersuchung erfährt sie sowohl eine inhaltliche als auch eine zeitliche Definition.

Beobachtungseinheit ist: jede neben dem Beobachter stattfindende Tätigkeit einer Person bzw. von Personen oder eine Interaktion zwischen Personen (inhaltliche Bestimmung) zum Zeitpunkt der Kartierung (zeitliche Bestimmung).

2.4 Beobachtungsplan

Die "raumbezogene Tätigkeitenkartierung" erstreckte sich über einen Zeitraum von drei Wochen. Um keinen Wochentag zu bevorzugen, geschah die Zählung alternierend. Der Sonntag wurde als Tag mit besonderen Bedingungen ausgelassen. Da die Schichtarbeit in den großen Werken weitgehend auch über die Wochenenden läuft, herrschen am Samstag ähnliche Bedingungen wie an den übrigen Werktagen. Aus diesem Grunde wurde der Samstag in die Zählungen mit einbezogen.

In den beiden ersten Wochen fanden die Zählungen nach *Plan 1* statt. Es wurde je zweimal vormittags und nachmittags zu festgesetzten Zeiten gezählt. Damit eine zeitliche Fixierung auf ein bestimmtes Unterfeld ausgeschlossen war, ließ ich sie bei der Aufstellung des Planes rotieren.

Uhrzeit	1. WOCHE			2. WOCHE		
	Di	Do	Sa	Mo	Mi	Fr
9^{30}- 9^{40}	Straße	Wohnweg rechts	Wohnweg links	Zwischenbereiche	Straße	Wohnweg
11^{30}-11^{40}	Wohnweg rechts	Wohnweg links	Zwischenbereiche	Straße	Wohnweg rechts	Wohnweg links
15^{30}-15^{40}	Wohnweg links	Zwischenbereiche	Straße	Wohnweg rechts	Wohnweg links	Zwischenbereiche
17^{30}-17^{40}	Zwischenbereiche	Straße	Wohnweg rechts	Wohnweg links	Zwischenbereiche	Straße

Plan 1

In der dritten Woche fanden die Zählungen nach *Plan 2* statt. Die Zählungen wurden zeitlich ausgedehnt, indem sie sich mit einem Abstand von zwei Stunden jeweils auf den gesamten Tag verteilten. Außerdem wurden diese Zählungen in allen vier Unterfeldern simultan (mit einem zeitlichen Abstand von zehn Minuten) gemacht. Mit diesen Simultanzählungen sollte die Vergleichbarkeit zwischen den vier Unterfeldern erhöht werden.

Uhrzeit	Dienstag	Uhrzeit	Samstag
$9^{30}-9^{40}$	Straße und	$8^{30}-8^{40}$	Wohnwege
	Zwischenbereiche	$8^{40}-8^{50}$	Straße und
$9^{40}-9^{50}$	Wohnwege		Zwischenbereiche
$11^{30}-11^{40}$	Straße und	$10^{30}-10^{40}$	Wohnwege
	Zwischenbereiche	$10^{40}-10^{50}$	Straße und
$11^{40}-11^{50}$	Wohnwege		Zwischenbereiche
$13^{30}-13^{40}$	Straße und	$12^{30}-12^{40}$	Wohnwege
	Zwischenbereiche	$12^{40}-12^{50}$	Straße und
$13^{40}-13^{50}$	Wohnwege		Zwischenbereiche
$15^{30}-15^{40}$	Straße und	$14^{30}-14^{40}$	Wohnwege
	Zwischenbereiche	$14^{40}-14^{50}$	Straße und
$15^{40}-15^{50}$	Wohnwege		Zwischenbereiche
$17^{30}-17^{40}$	Straße und	$16^{30}-16^{40}$	Wohnwege
	Zwischenbereiche	$16^{40}-16^{50}$	Straße und
$17^{40}-17^{50}$	Wohnwege		Zwischenbereiche
$19^{30}-19^{40}$	Straße und	$18^{30}-18^{40}$	Wohnwege
	Zwischenbereiche	$18^{40}-18^{50}$	Straße und
$19^{40}-19^{50}$	Wohnwege		Zwischenbereiche
		$20^{30}-20^{40}$	Wohnwege
		$20^{40}-20^{50}$	Straße und
			Zwischenbereiche

Plan 2

2.5 Kategorienschema

Interaktionsausprägung (Kategorienschema 1)

Die Fragestellung erfordert zunächst eine Differenzierung der zu registrierenden Informationen nach ihrer Interaktionsausprägung. Folgende vier Kategorien wurden unterschieden:

1. *Einzeltätigkeit:* Das ist jede Form von Tätigkeit, die eine Person allein ausführt.
2. *Interaktion:* Das ist jede Form von beobachtbarem Kontakt zwischen mindestens zwei Personen.
3. *Beginnende Interaktion:* Das ist eine Interaktion, die zum Zeitpunkt der Beobachtung aus einer Einzeltätigkeit hervorgeht.
4. *Interaktionskette:* Sie besteht aus Interaktionen, die zum Zeitpunkt der Beobachtung ihrerseits zu erweiterten Interaktionen führen.

So ergibt sich das *Kategorienschema 1: Interaktionsausprägung* (Tab. 2).

Tätigkeitenspektrum (Kategorienschema 2)

Die Kategorisierung der verschiedenen Tätigkeiten erfolgte erst nach der Kartierung. Aufgrund aller in den Kartierungsblättern festgehaltenen Tätigkeiten wurde ein *Kategorienschema 2* erstellt. Anschließend wurden die Häufigkeiten, mit denen die Personen den einzelnen Tätigkeiten nachgingen, festgehalten.

Aus diesen registrierten Tätigkeiten wurde das Kategorienschema 2, das *Tätigkeitenspektrum,* entwickelt (Tab. 3).

2.6 Aufarbeitung der Daten

Die Aufarbeitung der Daten erfolgte zunächst in Form von *Matrices,* in denen sämtliche Einzeltätigkeiten und Kombinationen des "Wer interagiert mit wem?" dargestellt sind.

Alle mittels der Kartierungen festgehaltenen Interaktionsausprägungen wurden hier - nach Altersstufen aufgeschlüsselt - eingetragen.

Mit Hilfe der Matrices wurden anschließend *Tabellen* aufgestellt, in welche Häufigkeiten in absoluten Zahlen und als Prozentwerte eingetragen wurden.

So wichtig die direkte Beobachtung - wie sie die "raumbezogene Tätigkeitenkartierung" darstellt - ist, da durch sie Relationen zwischen Raum und Interaktion registrierbar sind, so wenig kann ihre Beschränkung auf das unmittelbar Sichtbare be-

friedigen. Vor allem für die Interpretation des Beobachteten ist ein Hintergrundwissen notwendig, das nur durch eine sich über längere Zeit erstreckende teilnehmende Beobachtung und die Einbeziehung weiterer Daten zu erhalten ist.

Literaturverzeichnis

AGEPLAN (Aktiengesellschaft für Entwicklungsplanung): Vorbereitende Untersuchung zur Sanierung Oberhausen-Eisenheim. Mülheim 1975.

AHRENDT, Erika: Vergleichende Untersuchung der Auffälligkeit von Jugendlichen in einem Altbau- und einem Neubaugebiet Duisburgs. Duisburg 1974. (Unveröffentlichtes Manuskript).

ALTHOFF, Ernst/ FRITSCHI, Niklaus: Untersuchung zur Bausubstanz in Eisenheim. Düsseldorf 1975. (Unveröffentlichtes Manuskript).

ARIÈS, P.: Geschichte der Kindheit. München 1976.

BAHR, Hans-Eckehard: Industrielle Gewalt und Heimat in den reichen Gesellschaften. In: GRONEMEYER, Reimer/ BAHR, Hans-Eckehard: Nachbarschaft im Neubaublock. Weinheim und Basel 1977.

BAHRDT, Hans Paul: Die moderne Großstadt. Reinbek 1971[3] (zuerst 1961).

BAHRDT, Hans Paul: Humaner Städtebau. Hamburg 1968.

BECKER, Heidede/ KEIM, Dieter: Urbanität und blockierte Erfahrung. In: GLASER, H. (Hrsg.): Urbanistik. München 1974.

BERGER, Peter L./ LUCKMANN, Th.: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt 1969.

BERICHT über die Lage der Familie in der Bundesrepublik (Zweiter Familienbericht). Bonn 1975.

BERNDT, Heide: Das Gesellschaftsbild bei Stadtplanern. Stuttgart 1968.

BLASE, Dieter/ PÜTTER, W./ SCHROOTEN, Friedhelm (Stadtplanungsamt): Wohnungsmarkt Oberhausen. Oberhausen 1977.

BIERMANN, Gerd: Sozialisation des Kindes und Städtestruktur. Vortrag in Düsseldorf. (Unveröffentlichtes Manuskript).

BOLTE, Karl Martin: Deutsche Gesellschaft im Wandel. Opladen 1966.

BOLTE, Karl Martin/ KAPPE, Dieter/ NEIDHARDT, Friedhelm: Soziale Ungleichheit. Opladen 1974[3].

BOSTRÖM, Jörg/ GÜNTER, Roland: Arbeiterinitiativen im Ruhrgebiet. Berlin 1976.

BÜRGERINITIATIVEN-SENDUNG. WDR Fernsehen. 1.9.1975.

BUNDESMINISTERIUM FÜR STÄDTEBAU UND WOHNUNGSWESEN (Hrsg.): Kinder in neuen Städten. Bonn 1970.

CHILD, Irving/ ZIGLER, Gerhard. In: The Handbook of Social Psychology. Vol.III. 1969. Ins Deutsche übersetzt in: Studientexte zur Psychologie und Soziologie in der Erziehung. Bd.3. Sozialisation. Berlin 1971.

CLAESSENS, Dieter: Familie und Wertsystem. Eine Studie zur 'zweiten, sozio-kulturellen Geburt' des Menschen. Soziologische Abhandlungen. H.4. Berlin 1962.

DARDEL, Bernd u. Hannelore/ REHBOCK, Klaus u. Ursula/ SCHLEGTENDAL, Dorothea u. Knut: Städtischer Freiraum. Behringersdorf 1975.

DELLEMANN, Christof, Peter u. Karin/ GÜNTER, Janne u. Roland/ NOTHDURFT, Werner/ SCHLEGTENDAL, Dorothea u. Knut/ SPORLEDER, Anke u. Martin: Burano. Eine Stadtbeobachtungsmethode zur Erfassung von Lebensqualität. Bonn 1973[2].

DUNTZE, Klaus: Wohnen im alten Quartier. Beispiel Kreuzberg. In: ANDRITZKY, Michael/ BECKER, Peter/ SELLE, Gert (Hrsg.): Labyrinth Stadt. Köln 1975.

ECKENSBERGER, Dietlind: Sozialisationsbedingungen der öffentlichen Erziehung. Frankfurt 1971.

FESTINGER, Leon/ SCHACHTER, Stanley/ BACH, Kurt. Social Pressures in Informal Groups. New York 1963 (zuerst 1950).

FRIEDRICHS, Jürgen/ LÜDKE, Hartmut: Teilnehmende Beobachtung. Weinheim und Basel 1973[2].

GANS, Herbert J.: The Urban Villagers. Group and Class Life of Italo-Americans. New York - London 1967 (zuerst 1962).

GANS, Herbert J.: Die Levittowner. Soziographie einer Schlafstadt. Gütersloh - Berlin 1969.

GRONEMEYER, Reimer: Neubauwohnungen - Bausteine der Versorgungskultur. In: GRONEMEYER, Reimer/ BAHR, Hans-Eckehard (Hrsg.): Nachbarschaft im Neubaublock. Weinheim und Basel 1977.

GRONEMEYER, Reimer/ BAHR, Hans-Eckehard (Hrsg.): Nachbarschaft im Neubaublock. Weinheim und Basel 1977.

GÜNTER, Janne und Roland: Architekturelemente und Verhaltensweisen der Bewohner. Denkmalschutz als Sozialschutz. In: GREVERUS, Ina-Maria (Hrsg.): Denkmalräume - Lebensräume. Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung. Bd.2/3. Gießen 1976. S.7-56.

GÜNTER, Roland: Sanierung und Erhaltung von Arbeitersiedlungen im Ruhrgebiet. In: EVERS, Adalbert/ RODRIGUEZ-LORES, Juan (Hrsg.): Sozialorientierte Stadterhaltung als politischer Prozeß. Stuttgart 1976, S.174-203.

GÜNTER, Roland: Eisenheim - das ist eine Art miteinander zu leben. In: GRONEMEYER, Reimer/ BAHR, Hans-Eckehard (Hrsg.): Nachbarschaft im Neubaublock. Weinheim und Basel 1977.

GÜNTER, Roland: Eisenheim - ein Entwicklungsprozeß alternativer Kultur. In: Frankfurter Hefte - extra I, Alternative Lebensformen. April 1978, S.124-132. Nachdruck in: GIZYCKI, Horst von/ HABICHT, Hubert (Hrsg.): Oasen der Freiheit. Frankfurt 1978.

HABERMAS, Jürgen: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Neuwied und Berlin 1971.
HALL, Edward T.: The Hidden Dimension. Man's Use of Space in Public and Private. London 1969.
HAMM, Peter: Betrifft: Nachbarschaft. Düsseldorf 1973.
HASELOFF, Otto Walter: Die Stadt als Lebensform. Berlin 1970.
HEBERLE, Rudolf: Nachbarschaft. In: BERNSDORF, Wilhelm (Hrsg.): Soziologie 2, Frankfurt 1973, S.567-569.
HEIL, Karolus: Reaktionen. In: ZAPF, Katrin/ HEIL, Karolus/ RUDOLPH, Justus: Stadt am Stadtrand. Frankfurt 1969.
HEINZ, Walter R.: Zum Zusammenhang zwischen Arbeitssituation und Sozialisation am Beispiel der 'Berufswahl'. In: LEITHÄUSER, Thomas/ HEINZ, Walter R. (Hrsg.): Produktion, Arbeit, Sozialisation. Frankfurt 1976.
von HENTIG, Hartmut: Vorwort zu ARIES, P.: Geschichte der Kindheit. München 1976.
HERLYN, Ulfert: Wohnen im Hochhaus. Stuttgart 1970.
HERLYN, Ulfert (Hrsg.): Stadt- und Sozialstruktur. München 1974.
HERZOG, A./ FISCHER, J.: Auswirkungen von Arbeitsbedingungen auf das Freizeitverhalten. (Batelle) Frankfurt 1976.
HOMANS, George Caspar: The Human Group. London 1959 (zuerst 1951).
HOMANS, George Caspar: Theorie der sozialen Gruppe. Köln und Opladen 1968.
HOMANS, George Caspar: Soziales Verhalten als Austausch. In: HARTMANN, Heinz (Hrsg.): Moderne amerikanische Soziologie. Stuttgart 1967.
HOWARD, Ebenezer: Gartenstädte von morgen. Berlin - Frankfurt - Wien 1968 (zuerst 1898).
HUNDT, Robert: Bergarbeiterwohnungen im Ruhrrevier. Dortmund 1902.
INSTITUT FÜR STADT- UND REGIONALENTWICKLUNG: Gelsenkirchen-Ückendorf. Vorbereitende Untersuchungen nach § 4 Städtebauförderungsgesetz. Bochum 1975.
JACOBS, Jane: The Death and Life of Great American Cities. New York 1961.
JACOBS, Jane: Tod und Leben großer amerikanischer Städte. Gütersloh 1971.
JANOWITZ, M.: Wissenschaftshistorischer Überblick zur Entwicklung des Grundbegriffs "Soziale Kontrolle". In: KZfSS 25. Opladen 1973, S.499 ff.
de JONGE, Derk: Moderne Wohnidealen en Woonwensen in Nederland. Arnheim 1960.
KERN, Horst/ SCHUMANN, Michael: Industriearbeit und Arbeiterbewußtsein. Teil 1. Frankfurt 1970.
KLAGES, Helmut: Der Nachbarschaftsgedanke und die nachbarliche Wirklichkeit. Stuttgart 1968.

KÖNIG, René (Hrsg.): Beobachtung und Experiment in der Sozialforschung. Köln 1972[8].
KÖNIG, René: Familie. In: KÖNIG, René (Hrsg.): Soziologie. Frankfurt 1972, S.69-81.
KOMMISSION DER STADT OBERHAUSEN, RHEINISCHE WOHNSTÄTTEN AG u.a.: Baugutachten über Eisenheim. Oberhausen 1975 (unveröffentlicht).
LANGE, Max G.: Die Funktion der Stadt in der ersten industriellen Revolution. In: HASELOFF, Otto Walter (Hrsg.): Die Stadt als Lebensform. Berlin 1970.
LEFEBVRE, Henri: Das Alltagsleben in der modernen Welt. Frankfurt 1972.
LEHR, Ursula: Die Bedeutung der Familie im Sozialisationsprozeß. Stuttgart 1973.
LEITHÄUSER, Thomas u.a.: Entwurf zu einer Empirie des Alltagsbewußtseins. Frankfurt 1977.
LEITHÄUSER, Thomas/ HEINZ, Walter R. (Hrsg.): Produktion, Arbeit, Sozialisation. Frankfurt 1976.
LEITHÄUSER, Thomas/ VOLMERG, Birgit: Die Entwicklung einer empirischen Forschungsperspektive aus der Theorie des Alltagsbewußtseins. In: LEITHÄUSER, Thomas u.a.: Entwurf zu einer Empirie des Alltagsbewußtseins. Frankfurt 1977.
LEHMANN, Albrecht: Das Leben in einem Arbeiterdorf. Stuttgart 1976.
LIEGLE, Ludwig: Familie und Kollektiv im Kibbuz. Weinheim 1971.
LIPSET, S.M./ TROW, M.A./ COLEMAN, J.S.: Union Democracy. Glencoe 1956.
LORENZER, Alfred: Städtebau: Funktionalismus und Sozialmontage? In: BERNDT, Heide/ LORENZER, Alfred/ HORN, Klaus: Architektur als Ideologie. Frankfurt 1968, S.51-104.
LUCAS, Erhard: Märzrevolution 1920. Bd.2. Der bewaffnete Arbeiteraufstand im Ruhrgebiet in seiner inneren Struktur und seinem Verhältnis zu den Klassenkämpfen in den verschiedenen Regionen des Reiches. Frankfurt 1973.
LUCAS, Erhard: Arbeiterradikalismus. Frankfurt 1976.
MARKEFKA, Manfred: Vorurteile, Minderheiten, Diskriminierung. Neuwied und Berlin 1974.
MAYNTZ, Renate: Soziale Schichtung und sozialer Wandel in einer Industriegemeinde. Stuttgart 1958.
MEAD, George Herbert: The Genesis of Self and Social Control. In: International Journal of Ethics 35. 1925.
MERTON, Robert K.: Social Theory and Social Structure. Glencoe 1957.
MERVELDT, Dieter Graf von: Großstädtische Kommunikationsmuster. Köln 1971.
MIETGESETZE. München 1975.
MOGEY, I.H.: Family and Neighbornhood. Oxford 1956.

MOLES, Abraham A.: Psychopathology of big housing systems. In: Education and Culture 1972. Heft 18. Zitiert nach: Bauwelt 63, Heft 50, 1972.

MONHEIM, Gerhard: Die Trabantenstadt Bocklemünd. Film des WDR III, 1973.

MÜHLICH-KLINGER, Ilona: Gebaute Umwelt und soziales Verhalten in alten Wohngebieten. In: Schriftenreihe "Städtebauliche Forschung" des Bundesministers für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau: Zusammenhang von gebauter Umwelt und sozialem Verhalten im Wohn- und Wohnumweltbereich. Passau 1978.

MÜLLER, Michael: Architektur als ästhetische Form oder ästhetische Form als lebenspraktische Architektur? In: LÜDKE, W. Martin (Hrsg.): 'Theorie der Avantgarde'. Frankfurt 1976.

NEGT, Oskar: Soziologische Phantasie und exemplarisches Lernen. Frankfurt 1971.

NEGT, Oskar/ KLUGE, Alexander: Öffentlichkeit und Erfahrung. Zur Organisationsanalyse von bürgerlicher und proletarischer Öffentlichkeit. Frankfurt 1973.

NEGT, Oskar: Produzieren freie Schulen soziale Krüppel? In: BECK, Johannes/ BOEHNCKE, Heiner (Hrsg.): Jahrbuch für Lehrer 1978. Reinbek bei Hamburg 1977.

NEIDHARDT, Friedhelm: Schichtenspezifische Elterneinflüsse im Sozialisationsprozeß. In: WURZBACHER, Gerhard (Hrsg.): Die Familie als Sozialisationsfaktor. Stuttgart 1968.

NEIDHARDT, Friedhelm: Strukturbedingungen und Probleme familialer Sozialisation. In: LÜSCHEN, Günter/ LUPRI, Eugen (Hrsg.): Soziologie der Familie. KZfSS. Sonderheft 14. Opladen 1970.

NEIDHARDT, Friedhelm: Strukturbedingungen und Probleme familialer Sozialisation. In: CLAESSENS, Dieter/ MILHOFFER, Petra (Hrsg.): Familiensoziologie. Frankfurt 1973.

NICKEL, Horst: Entwicklungspsychologie des Kindes- und Jugendalters. Bd.2. Bern - Stuttgart - Wien 1975.

OEVERMANN, Ulrich: Schichtenspezifische Formen des Sprachverhaltens und ihr Einfluß auf kognitive Prozesse. In: ROTH, Heinrich (Hrsg.): Begabung und Lernen. Stuttgart 1969.

OPPEN, Dietrich von: Familien in ihrer Umwelt. Köln und Opladen 1958.

PARK, Robert Ezra/ BURGESS, Guest W./ McKENIE, Duncan: The City. Chicago 1925.

PERRY, C.A.: The Neighborhood - Unit Formula. In: WHEATON, W.L.C. u.a. (Hrsg.): Urban Housing. New York 1966.

PFEIL, Elisabeth: Großstadtforschung. Hannover 1972 (zuerst Bremen 1950).

PFEIL, Elisabeth: Nachbarkreis und Verkehrskreis. In: MACKENSEN, Rainer u.a. (Hrsg.): Daseinsformen der Großstadt. Tübingen 1959.

PFEIL, Elisabeth: Zur Kritik der Nachbarschaftsidee. In: Archiv für Kommunalwissenschaften 2. 1963.

PIPER, Lorenz: Die Lage der Bergarbeiter im Ruhrgebiet. Stuttgart 1903.
PROJEKTGRUPPE EISENHEIM: Rettet Eisenheim. Berlin 1977[4] (zuerst Bielefeld 1972).
RUDOLPH, Justus: Gebaute Umwelt. In: ZAPF, Katrin/ HEIL, Karolus/ RUDOLPH, Justus: Stadt am Stadtrand. Frankfurt 1969.
RÜCKRIEM, G.M.: Der gesellschaftliche Zusammenhang der Erziehung. In: KLAFKI, Wolfgang (Hrsg.): Funk-Kolleg Erziehungswissenschaft 1, Frankfurt 1970.
SCHWONKE, Martin/ HERLYN, Ulfert: Wolfsburg. Soziologische Analyse einer jungen Industriestadt. Stuttgart 1967.
SIMEY, T.S. (Hrsg.): Neighborhood and Community. Liverpool 1955.
SOZIALISATION und kompensatorische Erziehung. Ein soziologisches Seminar an der Freien Universität Berlin. Berlin 1969.
STATISTISCHES Jahrbuch der Stadt Oberhausen (1975). Oberhausen 1977.
STATISTISCHES BUNDESAMT WIESBADEN (Hrsg.): Wirtschaft und Statistik. Stuttgart - Mainz 1978.
VIERECKE, Karl-Dieter: Nachbarschaft. Ein Beitrag zur Stadtsoziologie. Köln 1972.
WEISSER, Michael: Arbeiterkolonien - Über die Motive zum Bau von Arbeiterwohnungen durch industrielle Unternehmungen im 19. und frühen 20. Jahrhundert in Deutschland. In: PETSCH, Joachim (Hrsg.): Architektur und Städtebau im 20. Jahrhundert. Bd.2. Berlin 1975.
WHYTE, William F.: Street Corner Society. Chicago 1961 (zuerst 1943).
WHYTE, William H.: Herr und Opfer der Organisation. Düsseldorf 1958.
WURZBACHER, Gerhard/ CYPRIAN, Gudrun: Sozialisationsmängel der Kleinfamilie unter besonderer Berücksichtigung der Bundesrepublik Deutschland. In: Probleme der Familie und der Familienpolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Stuttgart 1973.
ZAPF, Katrin: Rückständige Viertel. Frankfurt 1969.
ZAPF, Katrin u.a.: Kinderparadiese. In: STELLY, Gisela (Hrsg.): Wohnen. Lesebuch 5. München - Gütersloh - Wien 1974.
ZAPF, Katrin/ HEIL, Karolus/ RUDOLPH, Justus: Stadt am Stadtrand. Frankfurt 1969.
ZAPF, Katrin/ HEIL, Karolus/ RUDOLPH, Justus: Wege zur Öffentlichkeit. In: STELLY, Gisela (Hrsg.): Wohnen. Lesebuch 5. München - Gütersloh - Wien 1974.
ZINN, Hermann: Das Beispiel Hochhaus. In: ANDRITZKY, Michael/ BECKER, Peter/ SELLE, Gert (Hrsg.): Labyrinth Stadt. Köln 1975.
ZINN, Hermann: Sozialräumliche Segregation der Bevölkerung. In: Schriftenreihe "Städtebauliche Forschung" des Bundesministers für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau: Zusammenhang von gebauter Umwelt und sozialem Verhalten im Wohn- und Wohnumweltbereich. Passau 1978.

ISBN 3 407 57021 X